KARL HAUSHOFER

GRENZEN

IN IHRER GEOGRAPHISCHEN UND POLITISCHEN BEDEUTUNG

MIT 89 SKIZZEN

II., NEUBEARBEITETE AUFLAGE

HEIDELBERG-BERLIN-MAGDEBURG 1939

KURT VOWINCKEL VERLAG

MEINEN BEIDEN SÖHNEN

Inhalts-Übersicht

Verzeichnis der Karten und Skizzen:

Teilweise entworfen vom Verfasser / In der Mehrzahl entnommen der Zeitschrift für Geopolitik

Vorwort

Planmäßige wehrgeographische Selbsterziehung aus Neigung und Pflicht, sowie Auslanddienst und Kriegsläufte hatten mir Gelegenheit gegeben, in Frieden und Krieg manche der wichtigsten Grenzfragen der Erde aus eigener Anschauung und Erfahrung kennenzulernen, teils flüchtig auf Fahrten und Reisen, teils gründlich in schwerem, verantwortungsvollem Ringen um den Bestand von Grenzen in Heimat und Fremde.

Darunter waren nicht nur die deutsch-romanische Mark in ihrer ganzen Ausdehnung von Flandern längs der Maas und Mosel bis zu den Vogesen und der Burgundischen Pforte, im Jura und sonst in den Schwellenlandschaften der Schweiz, im ganzen Verlauf der italienischen Alpengrenze; nicht nur die deutsch-west- und ost-slawische Grenzdurchdringung in allen Spielarten, vom Baltikum bis zu den Karpathen und der unteren Donau und Drau; sondern auch Grenzen von Erdteilen und Meeresgebieten: europäisch-asiatische, asiatisch-afrikanische, indisch-pazifische, die indische Nordwestgrenze und die Religions- und Rassenscheide am Himalaya, die indisch-chinesischen Übergänge in Hinterindien, das chinesisch-japanisch-russische Grenzproblem in der Mandschurei und Mongolei. Der Stoß von natur-gegebenen (physischen), wie von natur-entlehnten, durch Leben und Menschheit gezogenen (bio- und anthropo-geographischen) Scheiden und Grenzzonen in mannigfaltiger Ausprägung, von ozeanischen und kontinentalen Gegensätzen mit ihren strom- und küstenbestimmten Übergangsformen wurde mir so zur lebendigen Anschauung, zu einem in der Praxis lang vor der Theorie erfahrenen Begriff. Als ich dann schließlich — im Gegensatz zu soviel Grenzinstinkt und Grenzbewußtsein, die ich an fremden Völkern wahrgenommen hatte —, im Spätherbst 1918, als Führer einer Reservedivision aus den Trümmern der Reichsmarken landeinwärts ziehend, die ganze Instinktlosigkeit in Grenzfragen des sonst so hochbegabten eigenen Volkes erfuhr, sein blindes Vertrauen in feindliche Grenzphraseologie kennenlernte, seine Selbsttäuschung über die Tatsachen des unausgesetzten Grenzkampfes um Lebensraum auf der Erde schmerzhaft mit durchlebte, — da schuf die eigene innere Not und die vorausgesehene, kommende meines Volkes den Antrieb und Plan zu dieser Arbeit.

Was den Führern Jungchinas selbstverständlich scheint, von den großen Raubkonzernen der Welt, die sich 1914–1918 neue, vorteilhaftere Grenzen errafft hatten, mit grimmiger Ironie zu sagen: „Nachdem sie die Welt beraubt hatten, geboten sie der Welt, dem Rauben Einhalt zu tun“ — das ist der Mehrheit der Völker Mitteleuropas heute noch nicht klargeworden. Im Gegenteil sah der europäische Teil der um ihre Grenzen geprellten Kulturvölker der Mitte vielfach in dem ungeheuerlichen Raub und der Verstümmelung des eigenen Volksbodens in echt deutscher Selbstpeinigung einen Schritt zur künftigen, gerechteren Lösung aller Grenzfragen der Menschheit. Ein Blick in unsere fleißig zusammengetragenen, gründlichen Enzyklopädien, wie in unser Grenzschriftwerk vor dem Kriege zeigt uns auch, wieso diese Verkehrung nationalen Lebensinstinkts eintreten konnte. Schlagen wir irgendwo in unseren dicken Bänden das Wort „Grenze“ auf, so finden wir zuerst mathematische und philosophische Auffassungen in breiter Ausführlichkeit abgehandelt, lange vor den geographischen und politischen Wertungen. Die Tatsache, daß Grenze und Staatsumzug vor allem ein umspannendes Organ politischer, wirtschaftlicher und kultureller Lebensmöglichkeit ist, was z. B. die „Encyclopaedia britannica“ so scharf betont, wird in den meisten mitteleuropäischen Werken kaum behandelt, sicher nicht in den Vordergrund gestellt. Es gibt meines Wissens heute noch kein Buch in Deutschland, auf dessen Titelblatt kurzweg das Wort „Grenzen“ stünde, das ausschließlich von ihnen handelt und alles Leben vorwiegend in dem Lichte betrachtet, das Grenzen durchdringt und siegreich über ihre Schatten hinwegleuchtet.

Eine solche gewollt einseitige Betrachtung nach geopolitischen Leitgedanken ist also wohl hier erstmals versucht worden, wenn ich mir auch durchaus bewußt bin, dabei auf den Schultern von Ratzel, Supan, Maull in ihrer Auffassung der politischen Erdkunde zu stehen, sowie auf der Vorarbeit vieler politischer Verbände, aber leider doch noch mehr auf dem Grunde der politischen Wissenschaft unserer Gegner als unsrer eigenen.

Wie aber soll sich auf gerechte, naturwissenschaftlich begründbare, wahrhaft soziale Weise jemals das Zentralproblem der physischen Anthropogeographie (wie es Penck mit Recht genannt hat) lösen lassen: — die Verteilung des Lebensraumes auf der zusehends für Volksdruck und Verkehr enger und kleiner werdenden Erde nach der Volksdichte, Lebenskraft, Kultur- und Wirtschaftsleistung ihrer Bewohner —, wenn nicht wieder und wieder von der Wissenschaft für die Staatskunst gesammelt und bereitgestellt wird, was sich an unverrückbaren Grundlagen, an festen Anhaltspunkten für die gerechte Abgrenzung der einzelnen Teilräume und Staatszellen unseres Planeten erarbeiten läßt?

Wenn auch auf der Gegenseite geistreiche und friedliebende Männer, gute Europäer, wie Shaw, die heutigen Binnengrenzen Europas ethnographisch unhaltbar nennen, und im Gegensatz dazu die beiderseits unverteidigte und unbewehrte U. S. amerikanisch-kanadische Grenze als Ideal für einen Erdteil hinstellen,

der durch rechtzeitigen Zusammenschluß den nächsten Krieg vermeiden wolle, so werden sie sich nur freuen können, wenn ihnen die Vertreter der Erdkunde und Geschichte, der politischen und Wirtschaftswissenschaften die Unterlagen zu ihren gefühlsmäßigen Urteilen und Warnungen wenigstens nachträglich liefern. Gerade der wahre Friedensfreund müßte solche Arbeit für das Wissen von der Grenze willkommen heißen, genau so wie der Feuerwehrmann dankbar sein müßte, wenn man ihm zukünftige oder schon schwelende Brandherde rechtzeitig vor dem Aufflammen zeigt. Freilich ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Feuerchen gerade von denen verraten werden, die sich die eigenen Suppen daran wärmen. Darum scheint es vorzüglich Pflicht und Recht der Raumbeengten, aller unter übermäßigem Volksdruck und einem beschnittenen, verstümmelten, falsch begrenzten Kulturboden leidenden Völker zu sein, auf die unverheilten Brandwunden in der Außenhaut ihres Volkskörpers hinzuweisen.

Solcher Pflicht und solchem Recht will dieses Buch über die Grenzen genügen! Es wird damit nicht überall angenehm auffallen, wo man dem Grundsatz huldigt: „Ich lieg' und besitze, laß mich schlafen.“ Da fällt es vielleicht sogar unangenehm auf. Aber dieser Grundsatz hat noch nie und nirgendwo der Welt vorwärts geholfen, sondern weit eher die gründliche Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, der gellende Notruf allzu starr zugeschraubter Sicherheitsventile, das Anstürmen wider solche Grenzen, die wahrlich zeigen, daß sie windschaffenes Menschenwerk sind, weder von Gott, noch von der Natur gesetzt und gezogen.

Wenn solche unwahre Grenzwerke raffgieriger Menschenhände neben den guten und dauernden Schutzbildungen im Gefüge der Menschheit hier mit allem Rüstzeug aufrechter Wissenschaft als Fehlbeispiele anschaulich bloßgestellt werden konnten, so danke ich das nicht zuletzt der Freigebigkeit des Verlags in der Ausstattung des Buches, der verständnisvollen Mitarbeit eines Kartenzeichners mit überlegener geopolitischer Einsicht in das Wesen überzeugender kartographischer Wirkung, den Anregungen der Mittelstelle, der späteren Volks- und Kulturboden-Stiftung, und den Verbänden und Verlagen, die Karten und einzelne Werkstücke überließen, so namentlich den Herren von Loesch und A. Hillen Ziegfeld. Dank schulde ich auch der bewährten treuen Hilfsbereitschaft des Herrn Dr. J. März, der sich der Mühe unterzog, das Schlagwortverzeichnis der ersten Auflage auszuarbeiten, wie Dr. Kurt Wiersbitzky der zweiten.

Möchte der Lohn dieser freundlichen Helfer, wie aller in Grenzlandarbeit tätigen Kräfte das Bewußtsein bilden, nützliche Werkzeuge zum Aufbau besserer und haltbarerer Grenzen für die Teilräume eines Zukunftsheimes der Menschheit geschaffen zu haben. Aus solchen gesunden, lebensfrohen Zellen könnte dann der Bau eines wahren Völkerbundes entstehen, in dem nicht nur einzelne glückliche und begünstigte, die Früchte vergangener Gewalttat genießende Völker, sondern alle ihrer Atemweite, ihrer Arbeitsfreiheit, ihres Bodenwerts und Lebensraumes froh werden können, also in einem Erdenhause, wo nicht die ihres Selbstbestim-

mungsrechts beraubten Millionenmehrheiten alter Kulturvölker als beständige Ankläger, als Bettler und Beraubte vor verschlossenen Glückstüren, verbauten Grenzen und verbotenen Wegen in eine Zukunft stehen, die dann auch für die jetzt scheinbar Glücklichen, Besitzenden bedroht und gefahrumdüstert bleibt.

K. Haushofer.

Vorwort zur 2. Auflage

Gibt es einen besseren Nachweis seiner Daseinsberechtigung für ein 1924 entstandenes, 1927 gedrucktes politisch-wissenschaftliches Buch, als daß es 1938 mit ganz geringen Veränderungen seines Wesens – nur reich vermehrt durch Beispiele und Karten – zur 2. Auflage reifen konnte?

Seitdem erstand das Dritte Reich der Deutschen, zeichneten Japan die Karten Asiens, Italien die Karten Afrikas um, erneuerten sich im Guten und Bösen zahlreiche Grenzen auf Erden, reiften andere zur Neugestaltung heran, erwachten uralte Kulturvölker im Nahen, Mittleren, Fernen Osten zu neuem Leben; das Dreieck der Grenzbedrückten Berlin-Rom-Tokio erstand; die Sowjetbünde überfluteten Chinas Wilden Westen: die Grenzfrage als Forderung von einigen siebzig Lebensformen stand drängender vor den Weltvölkern als je zuvor.

Volksnah auf der einen Seite, der feinsten wissenschaftlichen Durchbildung wert auf der andern, mußten Grenzerlebnis und Grenzwissen bleiben.

Mehr und mehr dienten Institute, Verbände, Zeitschriften weltüber der erkannten Lebensforderung; und so blieb eines der ersten deutschen Bücher, die sich ganz ihrem Dienste weihten, lebensnah bis heute.

Diene es auch im zweiten Weltgang als geleitendes Wort der befreienden Tat! Ein guter Vorklang dafür ist der großdeutsche Zusammenschluß.

München, Frühjahr 1938.

K. Haushofer.

Einleitung

Grenzdruck und Raumenge lasten atembeklemmend auf Innereuropa. An die darin Bedrängten zunächst, dann aber an Alle, die ernsthaften Anteil nehmen an einem dauernden, haltbaren Wiederaufbau der in ihren natürlichen Zusammenhängen durch Willkür zerschnittenen und zerstörten Raumverteilung der Menschheit, wendet sich dieses Buch, um zu einer leidenschaftslosen Prüfung der Grenzer in ihrer geographischen und politischen Bedeutung anzuregen.

Innereuropa gilt es zuerst – denn an keiner anderen Stelle der Erde wirkt der Gegensatz eines wissenschaftlich denkenden Zeitalters zu dem unwissenschaftlichen gier- und leidenschaftsbewegten Tun bei Grenzziehungen so schneidend wie gerade hier. Wer hätte es noch an der Jahrhundertwende, zu der so viel Erleuchtetes über die Zukunft der Menschheit in allen Sprachen geschrieben wurde, für möglich gehalten, daß es kaum zwei Jahrzehnte später Staatsmänner geben würde, Mitglieder gelehrter Akademien und Gesellschaften, angeblich großräumig denkende Volksführer, die es dennoch fertigbrächten, Reichs- und Völkergrenzen zwischen große Städte und ihre Wassertürme und Gasfabriken, zwischen die Arbeiter und ihre Kohlengrube zu setzen, zwischen hüben und drüben gleich denkenden, empfindenden und sprechenden Menschen Schranken aufzurichten.

Gerade die düstere Vorhersagung vom Untergang eines solcherweise mit Blindheit geschlagenen Abendlandes sollte uns doppelt zwingen, scharf zu beleuchten, was die eigenen Bewohner durch unsinnige Grenzen und Zertrennungen zur Beschleunigung eines möglichen Unterganges selbst getan haben.

„Je dunklern Weg du gehst – je mehr nimm Licht!"

Heben wir aber die beleuchtende Fackel, so enthüllt sich das wirklich Geschehene, des Schleiers der darum gewobenen Phraseologie entkleidet, in seiner ganzen grotesken Sinnlosigkeit.

Innereuropa, mit der geographischen und politischen Beschneidung und Verstümmelung seines lebensnotwendigen Zellenaufbaues, mit unmöglichen Grenzen der Lebensform in einem an sich erstickend engen Lebensraum – in welchem schneidenden Gegensatz steht es zur Vorstellung eines Zeitalters und Kulturkreises, dem ein Spengler faustischen Lebensdrang ins Unermessene, Grenzenlose geradezu als Leitwort aufprägen konnte?

Begreiflich ist es, daß eine solche Anklage über Untergangsreife gerade dem Kulturboden eines Hundertmillionenvolkes entstieg, das diesen faustischen Charakterzug zu seinem Glück und Schaden wohl am meisten ausgeprägt unter den Völkern der Erde trägt, zu einer Zeit, als es in seinem Atemraum auf unerträgliches Mindestmaß beschränkt wurde und deshalb die beginnende Grenznot der Menschheit auf der übervölkerten Erde als erstes im 20. Jahrhundert in tiefster Seele durchlebte.

War dieses furchtbare Grenzerlebnis, diese zur Wiederausdehnung auf friedlichem Wege mit freiwilliger Grenzöffnung oder aber zur Explosion drängende Spannung gerade dem deutschen Volke zu seiner Grenzerziehung nötig — die Spannung zwischen dem Ideal des Grenzenlosen, des nach innen Übervertieften, des übervölkischen, raumfremden Menschen und der Wirklichkeit des am meisten in seiner freien Entfaltung gehemmten, raumengsten Großvolks der Erde?

War sie nicht vielleicht nur deshalb überhaupt möglich, weil dieses faustische Volk der Menschheit zwar alle möglichen geistigen Ziele errang, Begriffe und Begriffsbestimmungen schenkte — nur den des rechten Maßes und der verstandenen Grenze in sicheren Formen nicht, da es ihn selbst nicht zu finden wußte?

Aber es teilte sich in dieses Los mit zweien der genialsten Völker des Planeten: den Menschen des hellenischen Kulturbodens, der Ägäis, und denen des indischen Lebensraumes zwischen Himalaya und Indischen Ozean, die — wie die Deutschen — vielleicht zu geistig flüssig, zu formlos waren, als daß sie ihre irdische Lebensform hätten schützen und erhalten können.

Eben das vermochten sie nicht: die Grenzen wahren, die sie immer weiter hinauszuschieben vermeinten, bis sie mit denen der Menschheit zusammenfallen, ins Metaphysische hinausreichen sollten, und die ihnen dann, weil sie selbst das Maß dafür nicht zu finden wußten, von Andern gezogen wurden, schmerzhaft nah, unter Verlust von Millionen ihrer Volksgenossen, ja der freien, selbstbestimmenden Völkerpersönlichkeit überhaupt.

So erging es beim Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, wie beim Hellas der vormakedonischen Zeit und den Fabelbauten der hellenistischen Reiche, so im Umzug von Asokas Reich wie den späteren der großen Mogule. Wenn Akbar, der Größte unter ihnen, seinen Zeitgenossen „Gottes Schatten auf Erden" war, ähnlich wie Perikles und Alexander, Karl der Große und Friedrich der Hohenstaufe den Ihren erschienen, so sahen doch schon deren Enkel die für Ewigkeiten gebauten Marken ihrer Reiche wie Wolkenformen sich verschieben und vergehen. So ging es wieder in Inner- oder Mitteleuropa nach dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches der Deutschen, das so festgefügt inmitten Europas schien und das doch schon 1900 ein Theobald Ziegler als „Eintagsfliege" erkannte, daß, wie nach dem Vergehen des ersten, keine Grenze mehr sicher war und keine Form beständig blieb, daß ein großer Dichter der Zeit ein ebenso trostloses Bild der Jahreswende schaute wie Schiller an der Wende des neuen Jahrhunderts.

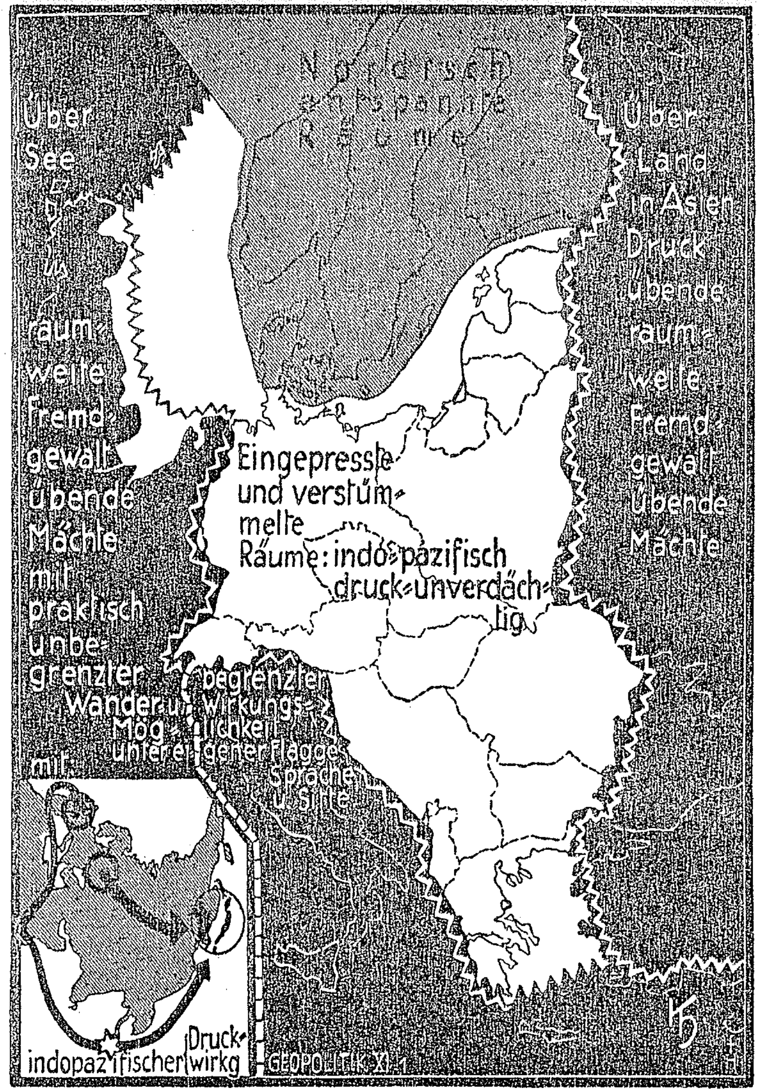


Abb. 1. Mitteleuropa im Druckfeld zwischen See- und Landmächten — ohne Druckwirkung zum Pazifik hin

Aber dieses erste war wenigstens kein rein deutsches Reich gewesen, sondern als Wolkenbau mit seinen bei jedem Windhauch wallenden Grenzen ein römisches deutscher Nation. „Keiner weiß heute, ob es je wieder zu einem dritten Reiche kommt, so heiß und glühend es Manche ersehnen und erhoffen", so konnte 1927 geschrieben werden. Nur Einer und sein kleiner Anhängerkreis trugen es damals schon willensklar in der Seele. Jedenfalls verdiente das Gemisch von Ruine und Notbau, worin wir von 1918—1933 lebten, nicht den Namen eines Reiches, von dem es nur der Schatten und der gerettete Rechts- und Lebensanspruch war. Denn ein Reich muß Grenzen haben, die es aus eigener Kraft wahren kann!

Damit ein drittes Reich aber jemals in Raum und Zeit wieder in Mitteleuropa möglich wurde, bedurfte es sicher des Weiterlebens der Vorstellung, der Idee von ihm in überzeugender Form und anschaulichen, geschauten Grenzen. Auch einer so sachlich als möglich begründeten Erkenntnis jener Grenzen bedarf es, die seiner Lebensform von außen her gezogen sind, sei es als naturentlehnte, sei es als von menschlicher Kraft, Rassenwillen und Machtwillkür gesetzte, und des klaren Bewußtseins von ihrer Veränderlichkeit oder ihrer Dauerkraft. Denn jede Grenze, die brauchbar sein soll und Dauerkraft haben müßte, ist ja gleichzeitig nicht nur eine politische, sondern eine Grenze vieler Lebenserscheinungen und selbst in sich wieder eine Lebensform, eine eigene Landschaft mit ihren eigenen Daseinsbedingungen, eine mehr oder weniger breite Kampfzone, ein Saum; ganz selten wird sie zur Linie, wie sie der Jurist, der Mann des Papiers so gerne ziehen möchte, wie sie die Natur und das Leben aber ablehnen, in denen nichts Dauer hat als der Kampf ums Dasein in seinen ewig wechselnden Formen, seiner unablässigen Raumverschiebung.

Der Schauplatz dieses Kampfes aber ist vor allem die Grenze, die erst erstarrt, wenn sie in Wahrheit abstirbt und wenn die Kräfte längst am Werke sind, die das Abgestorbene beseitigen wollen und das an ihm noch Brauchbare in neues Leben verwandeln. „Sollt' es dauern, müßt' es im Wechsel blühn..." — Das gilt von dem Grenzgebiet, den Grenzen verschiedenen Lebens genau so wie vom Leben selbst, von dem es im „Meister von Palmyra" Wilbrandt sagen läßt — durch einen auf übermütigen Wunsch kraftstrotzender Persönlichkeit in seiner augenblicklichen Lebensform festgehaltenen, unsterblich gemachten Künstler, Weisen und Staatsmann angesichts der dann doch endlich erbetenen großen Veränderung des Todes.

So rührt ein Versuch, die Grenze in ihrer geographischen und politischen Bedeutung und Erscheinung zu erfassen, notwendig an die letzten Grenzen der menschlichen Erkenntnis, die uns gezogen sind. Das gibt — neben der erkannten politischen Notwendigkeit theoretischer Vorschulung (Propädeutik) für die praktische Grenzarbeit — diesem Versuch seinen letzten, seelischen und künstlerischen Reiz. Hätte er diesen Reiz nicht, so könnte er dem unwägbaren, unmeßbaren und doch so entscheidenden, rein geistigen Moment im Entstehen, Leben und Vergehen der Grenze nicht gerecht werden. Ohne diesen Ausblick aber würde das Erkennen der Grenze in das flache Wasser einer rein materialistischen Erdkunde- und Geschichtsauffassung verleiten, in die gerade die Grenzauffassung eines Kulturkreises, wie des Deutschen, der sich faustischen Dranges vermißt, nicht verflachen darf!

Das war die Hauptverlockung, aber auch die Gefahr dieses Versuches — gerade vom innereuropäischen Standpunkt aus —, der mit dieser Vorwarnung seinen Weg gehen mag, an der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst, Kultur und Macht, Abgründe zeigend und Brücken schlagend, Baugründe gegenseitiger Erkenntnis ebnend — einer besseren Zukunft entgegen, als sie die Gegenwart hoffen ließ, aus deren Not diese wissenschaftlich-künstlerische Notbrücke entstanden war.

I.

DIE GRENZE IN DER GEOGRAPHISCHEN ANSCHAUUNG

Klare Grenzbilder, lebendige Anschauung von der Grenze, daraus hervorgehend einen Grenzinstinkt und schließlich immer waches Grenzbewußtsein zu schaffen, das ist der vornehmste Zweck dieser Arbeit. Alle diese Warner und Wächter fehlen in der Regel dem deutschen Menschen mehr als den grenzerhaltenden und grenzschaffenden Menschen in irgendeinem anderen Großvolk der Erde. Wir erkennen daraus, gerade in unserem Übergangsvolke Binneneuropas, die ungemeine Wichtigkeit lebendiger Grenzanschauung innerhalb des Weltbildes, das ja doch selbst in allen seinen Einzelheiten klarer Begrenzung bedarf, weil es sonst so leicht weltbürgerlicher Verschwommenheit und der uns Deutschen oft vorgeworfenen Formlosigkeit verfällt. Demgegenüber können Grenzlandschaften als hervorragende Erzieher zur Anschauung von der Grenze, zu Grenzinstinkt und Grenzbewußtsein wirken, die wir so überaus nötig haben. Denn es ist doch eine erschütternde Tatsache, wenn einer unserer ersten deutschen Geographen, Braun (2) sagen mußte: „Die zweite Aufgabe ist ein aufmerksames Studium der Grenzmarken. Dieses ist bisher gegenüber der Fülle anthropogeographischer Arbeit im Innern auffallend vernachlässigt worden und begriff fast nur die Ostmarken (Ostpreußen, Schlesien)." (Doch wohl auch Südostmark; Penck, Volz, Sieger!) „Schon am einfachen Kennenlernen, am Bereisen der Marken hat es bisher gefehlt, fast ganz aber an der geographischen Fragestellung nach dem Charakter der Grenzmark als Landschaftstypus in seiner Entwicklung gegenüber anderen Typen. Nur Ratzels Schule" — (zu der ich mich allerdings mit einigem Stolz schon lange vor dem Kriege zähle, seit ich ihn persönlich kennenlernte) — „hat bisher in dieser Richtung Grundlegendes geschaffen, aber wenig Nachfolge gefunden."

Braun sagt noch 1916 in diesem Buch: „Das größte politisch-geographische Problem der Geographie von Mitteleuropa aber ist dieses: Wie ist unter Ausnützung der von der Natur gegebenen und historisch gewordenen Grenzmarken die politische Grenzlinie von Mitteleuropa so zu ziehen, daß einerseits die Einheit von Industrie- und Ackerbaulandschaften im Innern gewahrt bleibe, andererseits die Grenzmarken eine wirksame Schutzzone bilden..."

„Jura, Vogesen, Lothringen, Luxemburg, die Ardennen und Flandern sind die westlichen Grenzmarken."

Sie alle sind nun als Grenzmarken der politischen Lebensform verloren, als Grenzmarken des Volksbodens bedroht und umkämpft, stellenweise gerade im Landschaftstypus nur noch mühsam erkennbar; und das alles, ehe die von der amtlichen Wissenschaft „postulierte" Arbeit geschehen war. Ist das nicht wirklich eine erschütternde Tatsache, wie ich sie vorher nannte? Ist es nicht ein Beweis dafür, daß auch die Wissenschaft, zu sehr in Einzelgebiete vertieft, ihre warnende Aufgabe gegenüber der Lebensform, mit der sie doch blühte und gedieh,

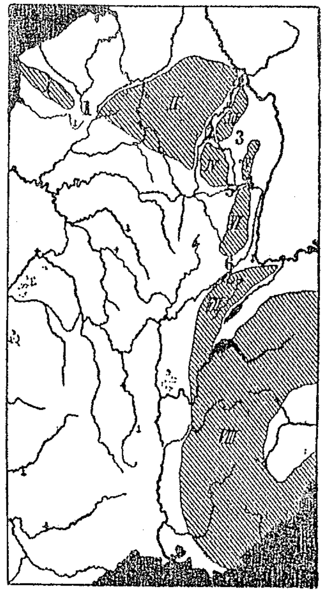


Abb. 2. Der Arelatisch-lotharingische Grenzsaum (nach Wütschke)

I Hügelland von Artois, II Eifel und Ardennen, III Hunsrück, IV Lothringer Hochfläche, V Haardt, VI Wasgenwald, VII Schweizer Jura, VIII Westalpen. — 1 Lücke des Hennegau, 2 Mosellücke, 3 Senke von Kaiserslautern, 4 Zaberner Lücke, 5 Lothringer Pforte, 6 Burgundische Pforte

gründlich verkannt hatte? Liegt es nicht nahe, daran zu denken, daß gerade deshalb vielleicht die Hochburgen dieser Wissenschaft an ihrer früheren Achtung in dem so enttäuschten Volke verloren? Wenn wir uns aber im Gegensatz zu diesem negativen Geständnis eines hervorragenden Vertreters der Wissenschaft aus ihren eigenen Reihen die positive Seite des Problems klarmachen, wie eine richtige, geopolitisch wie kulturpolitisch gleich instinktsichere Betrachtung von Grenzmarken erzieherisch wirkt, so brauchen wir doch bloß etwa nach einer bekannten Schilderung des jungen Goethe zu greifen.

„Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude (das Straßburger Münster!) gegründet und in echter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich die bisher verrufene Benennung: Gotische Bauart, aufgefordert durch den Wert dieses Kunstwerks, abzuändern

und sie als Deutsche Baukunst unserer Nation zu vindizieren, sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz D. M. Ervini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen."

Braucht es mehr, um an diesem des nationalen Chauvinismus gewiß unverdächtigen jungen Manne, dem so weich für alles Menschliche aufgeschlossenen jungen Goethe von damals zu zeigen, wie die Grenzmark seines Volkes als unverlierbarer kulturgeographischer Besitz zuerst empfunden und gesehen und dann verstanden wird, und wie sich dieser Eindruck unmittelbar in Beschreibung, Darstellung, Reproduktion und schöpferische Leistung umsetzt? Dieses einzige Goethewort ist ein kulturgeographisches Dokument ersten Ranges für die Bedeutung unseres Arbeitsproblems, aber gewiß auch dafür, was man unter „Vertiefung" des Verhältnisses zu Lebensraum und Boden im Geist und Sinn von Ratzel zu verstehen habe.

Dabei fehlt dieser Äußerung von Goethe jede politische Zielsetzung, jede Einstellung zur Macht über diesen verlorenen Grenzraum seines Volkes. Wie ganz anders wirksam können erst solche Darstellungen werden, wenn sie wie etwa musterhafte französische Schilderungen von Elsaß-Lothringen und der Rheinlandschaft, oder wie das reichsbritische Verhältnis zu den Gebirgsgrenz- und Pufferräumen Indiens und wie die japanische Arbeit von Uyehara oder früher bei der ersten Bedrohung der Nordgrenzen durch die Russen von untrüglichem politischem Instinkt geleitet werden (Schutz der Nordmark durch Mamia Rinso, Mogami Tokunai). Im gleichen Sinne aber wie Braun vom Landschaftstyp der Grenzmark fast noch mehr morphologisch als in Passarges Sinn von kulturveränderter Landschaft sprach, im gleichen Sinn wie an der äußersten Grenzkultur geographischen Eindrucks gegen Ästhetik und Kunstwissenschaft der junge Goethe seinen Impuls niederschrieb, im gleichen Sinne können fast alle geographischen Kategorien betrachtet werden, die irgendwie zu naturentlehnten Grenzen (3) führen oder vom Kulturwillen bestimmte zu setzen geeignet sind. Ich greife in den folgenden Betrachtungen nur als Beispiele heraus: die Höhe und die Paßlandschaft, die Plateaukante und den orographischen Riegel, die Wand oder die Mauer, den Strom in seiner scheidenden und verbindenden Kraft, die Hochtalböden, die Naßfelder und Quellgebiete, die schließlich an der Eisbedeckung eines Alpen- und Himalayafirstes eine naturentlehnte Wasserwirtschaftsgrenze zeigen. Oder ich weise darauf hin, wie die Beziehungen von Wasser und Pflanze grenzziehend wirken, aber auch Grenzen verwischen; wie Sumpfgürtel und Taiga, Dschungel, Urwald und Mangrovesumpf zwar natürliche Pflanzenscheiden schaffen, wie aber auch ein Savannensteppengürtel, wie der nordasiatische, einen natürlichen Korridor von der Donau über den Kaukasus am Altai vorüber nach der Mandschurei begünstigt, in dem dann begreiflicherweise die Kunstwissenschaft auch überall dieselben Grabbeigaben entdeckt! (Arbeiten von Strygowski.)

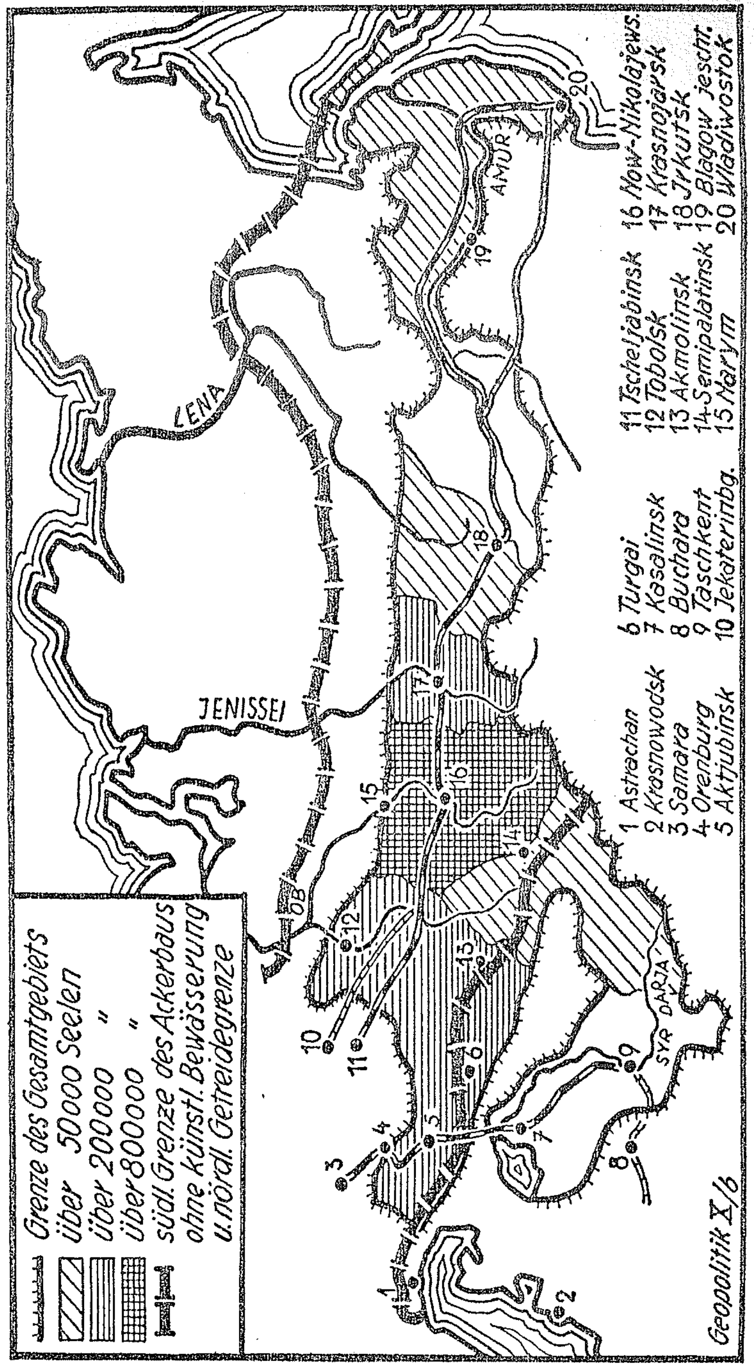


Abb. 3. Der mittelasiatische Steppengürtel

Auch die Tierwelt schafft naturgegebene Grenzen. Sie legt wahre Grenzkörper von Schwärmen der Tsetsefliegen, der Heuschrecken, der Anophelesmücke, Züge des Heerwurms, Bauten der Termiten zwischen die Verbreiterungsmöglichkeit anderer organischer Lebewesen. Aber sie führt auch durch Schwärme von Tieren, die als Futter für die großen Räuber dienen bei der Wanderung von den Admiralitätsinseln über die mexikanische Küste in die Antarktis. Sie wirkt also grenzsetzend, aber sie führt auch die verwegensten Grenzüberschreitungen des größten Meeresraumes der Erde, des indopazifischen, herbei.

Damit kommen wir zu einem Blick auf die Ozeane, auf das Meer, auf Binnen- und Küstenseen als Grenze und auf das Verhältnis der Küste zur Gegenküste; wir entdecken, daß auch die Meeresgrenze nicht eine Linie, sondern eine Übergangszone von starkem, pulsierendem Leben ist, das vielfach wieder hinauslockt, der Gegenküste zu; wir wissen, daß die erste Überschreitung dieser naturentlehnten scharfen Grenze, dieses Saumes, wahrscheinlich nicht in erster Linie von den Flachküsten ausgegangen ist, sondern von solchen Küsten, an denen Riffgürtel und Riffvorsprünge fern sichtbarer Inselreihen immer weiter lockten, fortrissen im Sinne des Willens zur Grenzüberschreitung! Selbst so gewaltige Hindernisse wie das von der Brandung umtobte Dovercliff oder die Needles, die norwegischen Schären oder die suggestiven Grenzmarken von Kap Comorin und Dondrahead sind darin kein Hindernis gewesen; und vielfach sind gerade an scheinbar besonders suggestiven Grenzmarklandschaften Übergangsstellen des Verkehrs entstanden. Peschawar, das Wiener Becken, Shanhaikwan, Peking und Bhamo sind solche berühmt gewordene Übergangsstellen; ihnen fällt eine natürliche anthropogeographische Mittlerstellung und Filterrolle zu, die manchmal recht unerfreulich auf ihren Charakter als Landschaftstypus abfärbt, ihnen aber doch gesteigerte Vitalität gibt, wie wir sie z. B. in Berlin, Tokio und in Charbin in der Mandschurei erkennen.

Nicht jedem ist es gegeben, so packend wie der junge Goethe den Eindruck der Grenzmark bis in die letzten Folgen in die Seelenstimmung hinein in Worte kleiden zu können oder wie Humboldt für seinen Eindruck vom Übergang vom atlantischen in den pazifischen Bereich erhabene Töne zu finden. Gerade bei Persönlichkeiten, bei denen der Schwerpunkt ihrer eigentlichen Lebensarbeit auf ganz anderen Gebieten lag, finden wir aber glänzende Streiflichter für die bildhafte Wirkung des natur- oder kunstgeformten Grenzgedankens; und in solchem Sinn ist es nur gerecht, ein Wort über den Wert von Grenzschilderungen solcher Herkunft zu verlieren, z. B. über die Grenzschilderungen in den Einleitungen kriegsgeschichtlicher Werke, wie in den Darstellungen von verkehrs- oder wirtschaftswissenschaftlichen Expeditionen, von allen jenen Handlungen des Kleinkrieges im Kampf ums Dasein, die naturgemäß anthropogeographische Reibungsflächen besonders beachten müssen, ja von ihnen angezogen werden (4).

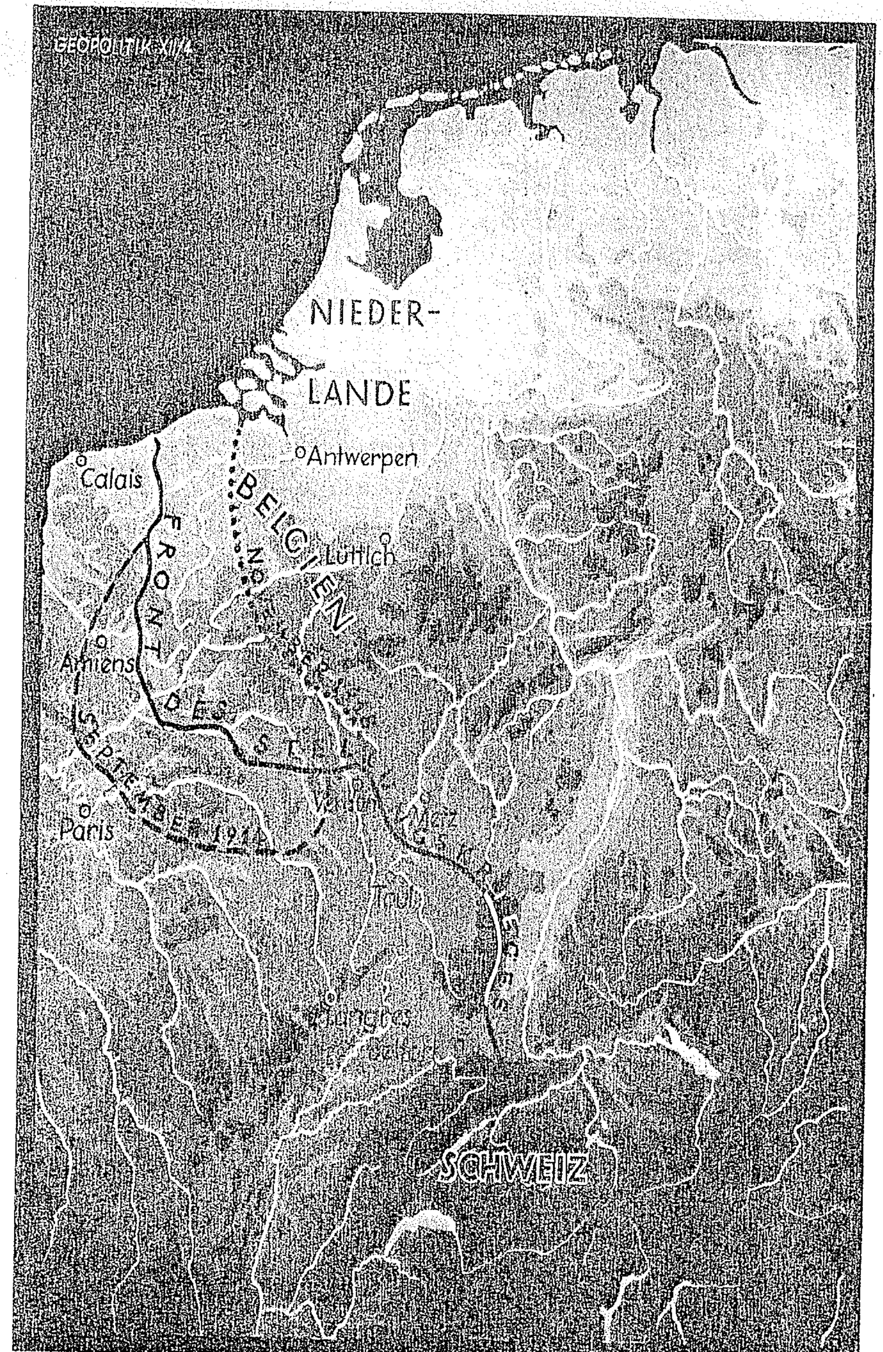


Abb. 4. Die Front des Weltkriegs

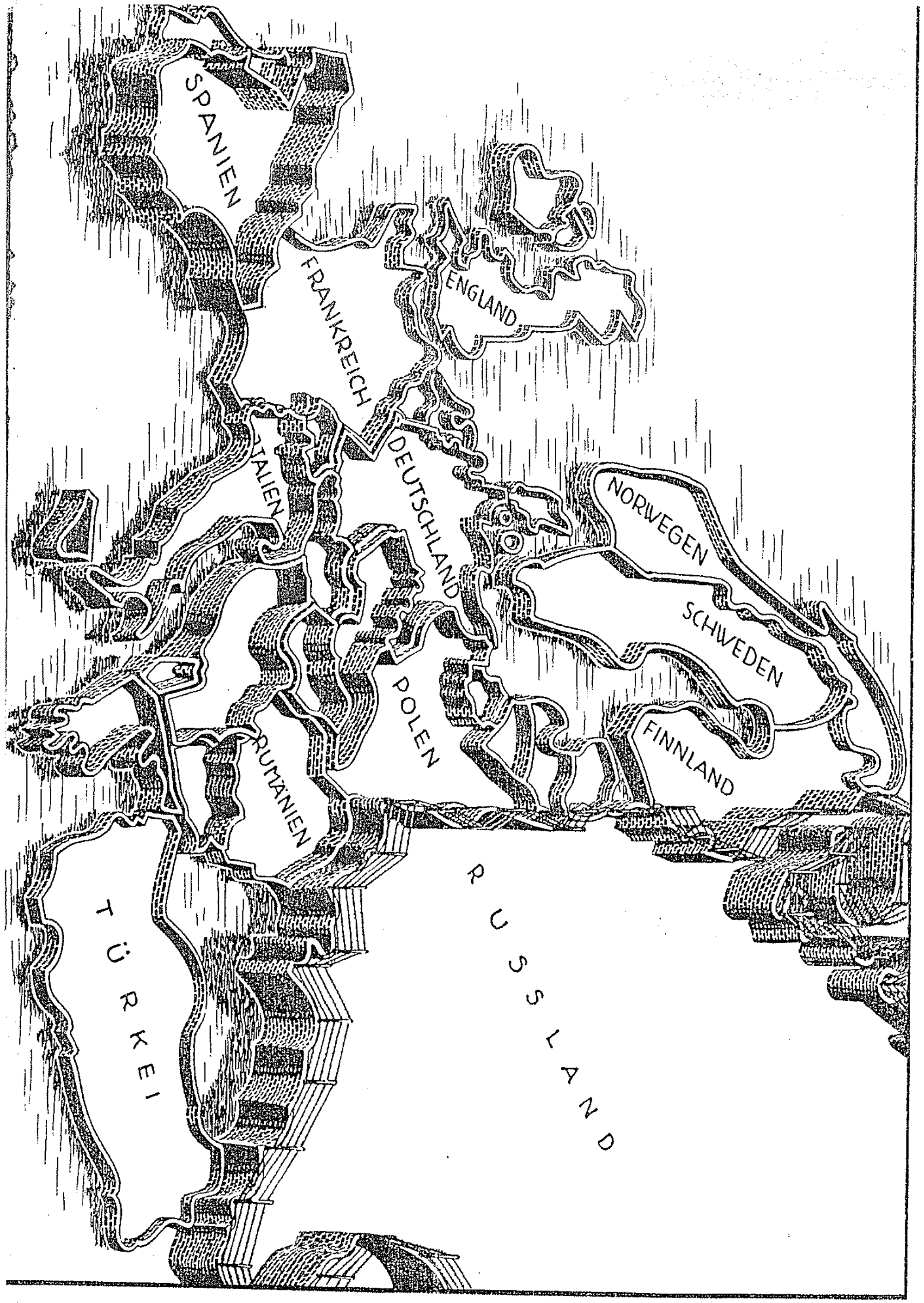


Abb. 5. Nachkriegs-Zollmauern

In diesem Zusammenhang müssen wir endlich der Kampfzone des Weltkrieges als eines der am meisten die Begriffe klärenden Grenzkörpers auch in der bildhaften Wirkung gedenken, wie sie sich etwa durch die Reihe der Fesselballone von der Nordsee bis zum Jura im Westen Innereuropas abzeichnete und so die Grenzen des Grenzkörpers in jenem Daseinskampfe erfassen ließ, der immerhin zu Lande etwa 128 km weit kanonenüberspannt war, auf Minentiefe in die Erde drang und weit darüber hinaus Flieger- und Tauchbootgefährdung in Karten einzutragen gestattete (5).

II

VOM BIOGEOGRAPHISCHEN WESEN DER GRENZE; GRENZEMPIRIE

Erinnerungsbilder selbst gesehener und innerlich erlebter Grenzen stiegen notwendig bei der ersten Betrachtung in uns empor; darüber hinaus die Erkenntnis, daß vom Bild und Erlebnis der Grenze zum Grenzinstinkt und über ihn hinaus zum Grenzbewußtsein ganzer Lebensräume und Lebensformen ein zwingender Entwicklungsgang führen müsse, der für unser zur Formlosigkeit neigendes Volk im großen Übergangsgebiet Inneneuropas, ohne viele naturentlehnbare überzeugende Grenzen, ganz besonders lehrreich sein könnte.

Untrennbar von der Oberfläche der Erde und erdbestimmten, bodenverhafteten, ihr durch Bodenform und Gestalt, Klima, Wasser- und Bodenbedeckung eingeprägten Zügen, mußte es eigentlich ganz notwendig ein geographischer Beobachtungsweg sein, den wir dabei zu gehen hatten. Aber in dem Augenblick, wo wir die empirische Praxis und die grenzziehende Theorie im schönsten Einklang vermuteten und für kartographisch erfaßbar hielten, trat uns die Einheit des Lebens majestätisch hindernd in den Weg! Wohl glaubten wir, auf ungezählte anorganische und organische Grenzen von Lebenserscheinungen auf der Oberfläche der Erde und manche über und unter ihr zu stoßen. Aber wenn wir sie rechtens festlegen, gar sie in Karten einzeichnen wollten, klaffte ein Rest, der nicht aufging. Wie fanden eine Firngrenze, aber Firnflecken weit unter ihr, Felshäupter voll organischen Lebens über ihr; wir konnten eine Schneegrenze festlegen, mußten aber erleben, daß sie sich einerseits in einzelnen Landschaften der Erde unbegreiflich nach oben zog, daß andererseits Schneegestöber auf Neapel und Nagasaki niederwirbelte. Wir fanden Waldgrenzen, nach der Fläche wie der Höhe zu begehen; aber zwischen ihr und den Almen, den Steppen eine Zwischenerscheinung, die wir nicht einzureihen vermochten, eine Kampfzone!

Überall, wo wir reinlich scheiden wollten, fanden wir keine Linien, sondern Zonen, Gürtel eigenen Lebens; und diese Gürtel erfüllte Kampf! Manchmal konnten wir sagen, hier ist Rückzug, hier ist Vordringen in vollem Gang, und in soundso viel Jahren wird die Zone von einem Sieger erfüllt sein. Aber siehe da:

schon zeigten sich an den jenseitigen Rändern die Spuren der Unterwanderung, von Flechten und Moosen, von Buchen und Fichten, von weißen oder farbigen Rassen. Ob wir nun die einsamen pazifischen Vogelinseln ins Auge fassen – etwa Leysan, das uns eine furchtbare Beschreibung des Elends der bei der Raumverteilung zu spät gekommenen Vogelproletarierkinder ins Gedächtnis ruft – (6) oder irgendeinen Großstadtrand; überall tritt uns die Größe der Raum- und Grenzanschauung von Ratzel entgegen (7), die uns die Empirie der Grenze zwingend erkennen lehrt (wie erschütternd sie auch für den Friedliebenden sein möge), von der Grenze als Kampfplatz, nicht als scheidender Rechtsnorm, wie wir sie im III. Abschnitt suchen wollen.

Als Kampfplatz enthüllt sie uns denn auch, im Gegensatz zu dem Grenzbegriff etwa des Aristoteles, die großartigste biogeographische Grenzanschauung, die uns das klassische Altertum vererbt hat: die Schilderung des Lucretius Carus von den Grenzen des Raums. Eine Auffassung, die wir seit ihrer Entstehungszeit (95 v. Chr.) immer wieder aus unverdienter Vergessenheit reißen müßten, wegen der wunderbaren Größe und Schönheit ihrer Vorstellung von dem Speerwerfer, der als letzter an den äußersten Grenzen des Raumes stände, und doch immer wieder sein Geschoß aufs neue ins Unbekannte, nie Geschaute zu schleudern vermöchte (8)! In der ganzen Weltliteratur kenne ich keine schönere Erläuterung von Künstlerhand zu Ratzels wissenschaftlicher Überzeugung.

Aber es ist kein Bild ewigen Friedens – auch an dieser Grenze zum Letzten nicht!

Als Organ, als lebendes Gebilde, zum Schwinden oder Wachsen bestimmt, nicht starr, keineswegs als Linie erkennen wir die Grenze im Lichte der Empirie – im Gegensatz zu dem Begriff, den die Theorie uns hinstellt, wie die Scheinbarkeit der Grenze zwischen Luft, Meer, Bergen und fernen Vegetationsgürteln.

„Omne quod est igitur nulla regione viarum finitum est...!"

„Alles was ist, darum, in keinem Raume der Wegfahrt ist es begrenzt." So könnte ich als Ergebnis der Empirie nur die Begriffsfeststellung (Definition) von der Grenze geben: als „peripherisches Organ" – wie die Haut – als umschließende, sich „herumtragende" und spannende, aber selbst lebende, lebenerfüllte, aus Lebensformen zusammengesetzte Schutzhülle einer von Einheitswillen erfüllten Lebensform. Gewiß kann sie auch als Abschluß eines Lebensraums gegen andere angesehen werden; aber nur so weit, wie sie eben durch Zusammenfallen möglichst vieler naturentlehnter Grenzen verwandte Lebenserscheinungen zugleich von andern abscheidet und als solche Scheide haltbarer wird.

Wir erkennen ohne weiteres, daß solche Bildungen nicht nur zweidimensional sind, sondern daß wir auch Höhen- und Tiefengrenzen an Grenzkörpern der Biosphäre anerkennen müssen. Das wäre einleuchtend, auch wenn wir nicht eine der feinsten, vorbildlichen Untersuchungen von F. Ratzel: „Höhengrenzen und Höhengürtel" als praktischen Beweis dafür hätten (9).

Darin findet sich, daß die Tierweltgrenze z. B. von 6000 m unter dem Meeresspiegel bis 8000 m (Flughöhe) darüber reicht, gegen 400 und 6000 der Vegetationsgrenze, daß also Tierweltgrenzen vertikal doppelt so weit sind als solche der Pflanzen.

Es ist aber tatsächlich wie beim naturentlehnten, so auch beim kulturgeographischen und politischen, wie wirtschaftlichen Grenzbegriff ein hoher Grad von Übersteigerung der Wahrnehmungen empirischer Herkunft, wie der philosophischen Vertiefung nötig, wenn wir seine Proteusnatur fassen und in ihrer ganzen Bedeutung für jede Lebensform die „Gänze" ihrer Haut herausstellen wollen. Das ist aber notwendig; wir müssen vor allem zwischen einer immer vom Leben überholten Statik der Grenze und ihrer in der Wirklichkeit des Lebens vorwiegenden Dynamik unterscheiden lernen.

So betrachtet, enthüllt sich uns die Relativität der Grenze! Ihr Begriff entsteht ja nur aus einem beständigen Ringen zwischen dem Scheidung suchenden kategorischen Imperativ und dem unausgesetzt Grenzen verwischenden Leben, mit der Peitsche des Kampfes ums Dasein in einem immer enger werdenden Raum über sich.

Das macht sich natürlich auch in der geographischen Begriffsbestimmung bemerkbar, die zu betrachten uns am nächsten liegt.

Selbst da, wo wir sicherste Grenzen zu finden glauben, wo wir ohne weiteres Striche zeichnen zu können vermeinen, z. B. gegenüber dem am machtvollsten die Unterwerfung unter seinen Willen, Anpassung oder Vernichtung erzwingenden Lebensraum, dem Meer, ist die Grenze (Brandungssaum, Hohlkehle, Gezeitenspannung...) ein organisch sich ausdehnender und zusammenziehender Streifen, oft von eigenen Wirtschaftsbetrieben erfüllt (z. B. Salzgewinnung). Wir brauchten nur zu versuchen, genau einen Strand entlang zu gehen oder zu fragen: wo enden Territorialgewässer? oder die Statistik der küstenlebigen, amphibischen Bevölkerung in Südchina oder Japan scharf ins Auge zu fassen mit der Frage: wer ist Küsten-, Fluß- und Meeresbewohner?

Eine scharfe Linie zu ziehen zwischen Anökumene und Ökumene auf dem Lande, das gelingt nur an einzelnen Stellen und überzeugend kaum hier, da auch für unbewohnbar geltende Räume für den hochgespannten Lebenswillen fast überall durchdringbar sind. Eine sie zeichnende Linie ist putativ, willkürlich — und zwar gleichviel, ob dieser Versuch gegenüber der chthonisch, d. h. durch den Boden bestimmten, oder der klimatisch, durch die Niederschläge, Wassermangel und Wasserüberfülle bestimmten, für unbewohnbar gehaltenen Zone unternommen wird. Jede Rasse, jedes Volk, jeder Reisende und Wissenschaftler legt diese Linie anders: der Russe, der Chinese, der Japaner, der Malaie, der Tibeter; jeder zeichnet sie z. B. anders in eine Karte von Nord-, Hoch- oder Südostasien ein.

Der klimaharte schneegewohnte Hochländer kann noch ausharren, wo der

küstenlebige Japaner, der mittelländische Romane die passive Resistenz gegen die Klimahärte längst aufgegeben hat! Niederlassungen von Jakuten, Wohnstätten auf Spitzbergen, das Zelt des Tibeters, in dem er vergnügt mit seiner Familie haust, sind unerträglich für den klimaweichen Siedler. Der Bergbewohner siedelt neu über den Bergsturzhalden von Goldau und Plurs; der Vulkangewohnte freut sich der naturheißen Bäder in Kraterböden, die der Wald- und Ebenenbewohner scheu vermeidet; er bedeckt die durch Vulkanausbrüche verwüsteten Gebiete neu mit gefährdeten Kulturen.

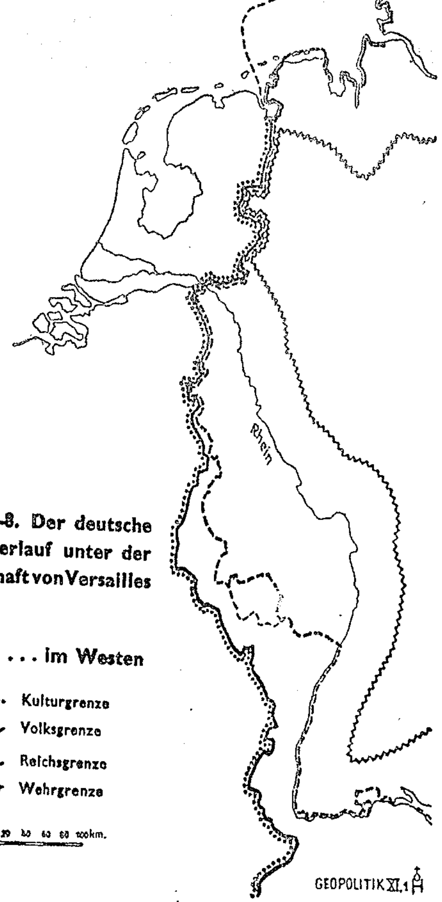
Der auf Seeernährung gestellte Mensch der Südsee, der Malaie findet noch erträgliche Daseinsbedingungen, wo sie für den Nicht-Malaien längst aufgehört haben, der nicht — das Messer zwischen den Zähnen — den großen Raubfisch im Hand-zu-Hand-Gefecht unter Wasser aus der Brandung des Atolls tauchend herausholen kann.

Relativität gilt also auch hier; und doch müssen wir, ihrer bewußt, klare Grenzbestimmungen erstreben. Eine ungemein eindringliche Mahnung der politischen Geographie liegt darin, bei aller Wahrung des Charakters praktisch Kompromisse zu suchen, zu finden und vor allem sie der praktischen Politik suchen zu helfen — selbstverständlich in der günstigsten Führung für die Lebensdauer der von dieser Grenze zu schützenden eigenen Lebensform.

Eine große Schwierigkeit dabei ist, daß — genau wie die Statik und Dynamik der Grenze — auch ihre psychologische und mechanische Feststellung sich in fortwährendem Widerstreit befinden. Man braucht sich nur die ungeheure Spannung etwa zwischen einem Buche, wie E. Lucka's Untersuchung über „Grenzen der Seele" und den Tabellenmethoden der Wiener statistischen Schule klarzumachen, wie sie z. B. das Statistische Seminar über Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Kulturfragen des Grenzlanddeutschtums an der Wiener Universität (Dr. W. Winkler) anwendet, und wie sie aus Emanuel Czubers „Statistischen Forschungsmethoden", Wien 1921, hervorgehen, und daß beide Extreme für den Forscher über das Wesen der Grenze wichtig sind. Oder man möge sich vorstellen, welcher Sprung von einer Erfassungsmethode, wie sie völkerpsychologisch etwa Stefan Zweig in seinen „Drei Meistern" für die Unterschiede britischer, französischer und russischer Selbstdarstellung anwendet, zu einem Zahlenvergleich des britischen, deutschen, französischen, russischen Menschen, ihren Indices führt. Das eine wie das andere Verfahren aber, allein angewandt, führt mit einer falschen Konzeption der Typen notwendig auch zu einer falschen Auffassung ihrer Abgrenzungen. Man sieht daraus auch ohne weiteres, wie unmöglich es ist, für richtige erzieherische Museumswirkung in der Völkerkunde die Kunst der Völker von ihren anderen Lebenserscheinungen zu trennen. Der Grundsatz „L'art pour l'art" ist in diesem Falle genau so falsch wie die Zahlenwut und die Idee, nur Massen und Zahlen sehen zu wollen.

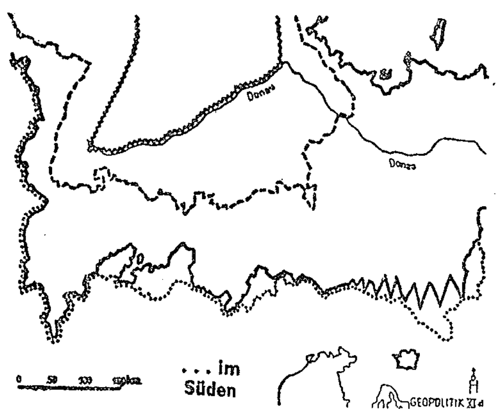
Abb. 6—8. Der deutsche Grenzverlauf unter der Herrschaft von Versailles

... im Westen



Kulturgrenze
Volksgrenze
Reichsgrenze
Wehrgrenze

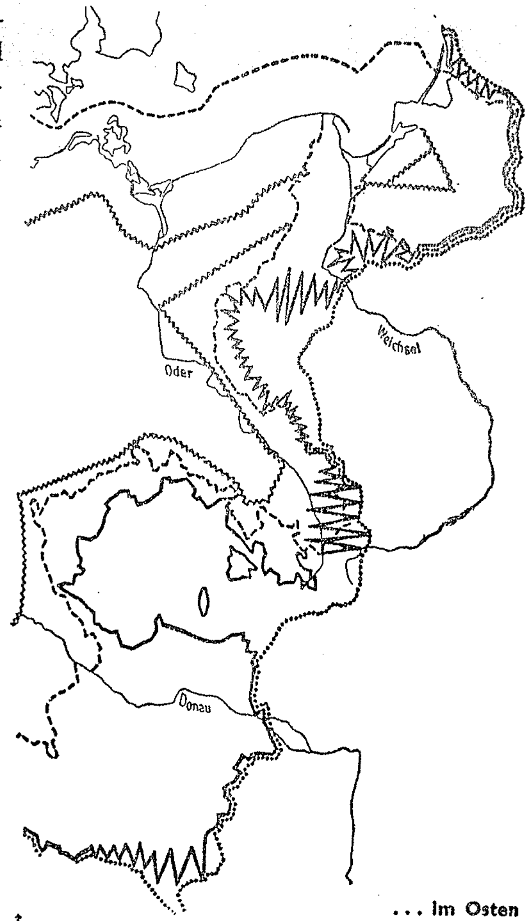
0 20 40 60 80 100 km.



... im Süden

Wir können also philosophische, soziologische und statistische Erfassungswege gegenüber dem Grenzbegriff nicht auseinanderhalten, sondern müssen sie alle bis zu einigermaßen zusammenlegbaren Ergebnissen verfolgen können. Wir empfinden daher bei einer der wichtigsten empirischen Tätigkeiten für die Erhaltung unseres, wie jedes andern Volkstums auf der Erde eine allzu haarscharfe und haarspaltende Ressorttrennung und Fakultätssonderung als mehr denn ein Hindernis, als eine der größten Gefahren! Lehrt uns Wagner (I S. 825), klare Außengrenzen gerade als praktischer und zeichnender Geograph fordernd, „klare Außengrenzen als Erscheinungsformen fortgeschrittener Zustände" sehen, so steht er damit doch unter dem Eindruck einer langen Ruheperiode, die nicht die Regel, sondern die Ausnahme ist, und läßt den Gegenschluß zu, daß unklare Außengrenzen auch in Mitteleuropa Rückschritt bedeuten!

Auch den „relativen Wert der Sprachgrenze wie der Kulturgrenze", ihre ungemeine Verschiedenheit — zum Beispiel (10) zwischen der wallartigen Sprachgrenze im Westen unseres eigenen Volksbodens mit den „herabgefallenen Steinen von einer großen Mauer" und der gegenseitigen Durchdringung von Germanen, Slawen und Zwischen-Europäern mit ihren drei großen gegenseitigen Zungenbildungen im Osten — enthüllt die Grenzempirie viel mitleidloser als die theoretische Lehre. Wir finden vor allem vielfach eine Überschätzung der Sprachgrenze auch von den Staatswissenschaften übernommen und von der Linguistik natürlich begünstigt, so daß sie z. B. zu unserem schweren Schaden an mehr als einer Stelle die von ihrem Kulturwillen zu unserem Kulturboden und Staat getriebenen zugewandten Kleinvölker gewaltsam zu fremden Bereichen abschob (Masurenfrage, zugewandte deutschfreundliche Slowenen in Kärnten, Aufdrängen des Schriftpolnischen in Schlesien; Wendenfrage; Friesen, als Minderheit aufgezäumt usw.).



GEOPOLITIK XI,1   0 50 100 150 200 250 km.

... im Osten

Willenseinheit zur Lebensform, zur Verwirklichung ihrer Kulturmacht und Wirtschaftsmöglichkeiten, ihrer Persönlichkeit im wachsenden Lebensraum zeigt uns die Empirie wohl als den entscheidenden Faktor für die von einem Grenzwillen zu ihrem Schutz umfaßte Volkheit. Mit dieser Auffassung kommen wir zu fruchtbaren Ergebnissen und zu der Lebenshaltung, zum Vivere, das ein primum ist und bleiben muß, vor dem philosophari! (11)

III

RECHTSBUCHSTABE UND LEBENSDRANG

Die Grenzempirie zeigte uns die werdende Grenze als Kampfzone, als dreidimensionalen Kampfraum — das Rechtsideal aber, der Rechtsbuchstabe möchte sie am liebsten zur mathematischen, möglichst körperlosen Linie machen, mindestens zum linear auf der Karte, auf dem Papier eintragbaren Begriff, mit Buchstaben und Zahlen möglichst unverrückbar zu umschreiben und zu beschreiben. So aber fanden wir in der Wirklichkeit des Lebens, von seinen Erscheinungen hin- und hergeschoben, die Grenze nicht, nirgendwo und nie, an keinem Orte und zu keiner Zeit. Wer sie nicht wirksam bewachte und beschützte, dem entglitt sie und entzog sie sich, auch wenn sie mit dem Rechtsbuchstaben noch so gut festgelegt schien. Denn freilich: Abgrenzung ist Naturgebot; aber Starrheit in ihr ist lebensfeindlich, an Lebensformen ein Alterszeichen, ein Beweis fliehenden und schwindenden, nicht drängenden und überquellenden Lebens. In ihrer Vollendung bedeutet sie Tod, ein Abgestorbensein, aus dem neues Leben schließlich nur unter völliger Nichtachtung seiner alten Lebensformen zu quellen vermag. Aber Staaten wie Völker müssen genau wie der Einzelne des memento vivere mehr gedenken als des memento mori, wenn sie in dieser Zeitlichkeit fortbestehen wollen.

So fragen wir also nicht: Wie kommt es, daß sich das Leben dem Rechtsbuchstaben dennoch unterwarf (denn das tat es nie und nirgendwo), sondern wie kommt es, daß sich die Grenzempirie mit der Grenzüberlieferung einigermaßen abgefunden hat, auch in den Bezeichnungen, den Normen, die sie schuf?

Wir fragen nach dem Wie? zuerst wieder das Grenzbild der Praxis: es findet sein Vorbild im Grenzstein, im eichenen Pflock oder einem naturentlehnten Grenzbestandteil, Grenzfelsen, Grenzbaum — am liebsten so gesetzt oder gewählt, daß eine Linie, Schnur, Meßkette, ein Draht von einem zum andern gezogen werden kann, wenn nicht gar ein Menschenwerk mit Scheidekraft, ein Zaun, ein Gitter, eine Mauer. Hier aber macht sich schon das eigenwillige Leben geltend, das die Dauer der Grenzmark bestreitet: der Stein kann sich senken, schief werden, verwittern, das Eichenholz verrotten, das Metall verrosten; die durch sie vermarkte Grenze bedarf also doch wieder des menschlichen Hüters und Zeugen!

Damit er selber sicher über ihren Lauf sei, legt er wohl eigenartige, nur ihm in der Form vertraute Steine ortsfremder Herkunft, sogenannte „Kunden" unter den Grenzstein selbst oder in einer nur ihm, dem Feldgeschworenen, dem Markscheider bekannten Anordnung um den Eichenpfahl herum, sogenannte „Zeugen". Runen werden auf diese Weise in und auf dem Boden geschaffen, im Kleinen und Großen, als Stütze menschlichen Gedächtnisses.

Uralte menschliche Erinnerung aber wirkt sich noch oft in den Grenzbezeichnungen und den Grenznormen aus, Erinnerung an Entstehungszustände der abgegrenzten Lebensformen in Staat und Volk, die anderwärts längst entschwunden sind: sie leiten uns über zur Einsicht in die Vergänglichkeit der Grenze in der Geschichte.

So gewinnt die Erscheinung, das bodenwüchsige Bild der Flurgrenze — das wir oben gezeichnet haben — Tragweite für die Abgrenzung größerer Lebensformen. Aus dem Grenzbaum, der Grenzmauer, der Grenzfurche, dem Grenzwasserlauf oder der Wasserscheidengrenze als bevorzugtem Zeichen der Grenze und den Worten dafür sehen wir heute noch geographische Entstehungszustände im Gegensatz von Ackerbau- und Viehzuchtvölkern, Wald- und Steppensiedlern nachgespiegelt. Wir erkennen sie wieder, wenn der Schwede „Skrank", die Schranke, der Ostasiate „kwan", die Barriere, sagt und dabei an den gefällten vorgelegten Baum denkt, wenn der Waldmensch die Marke am stehenden Stamm (Schnede, Sned, Schnedbäume) als Scheide sieht, der Bewohner freierer Flächen die gelegten Steine (Laag, Schied, Steine) als Mark, March oder Mal nimmt, der Ackerbauer im Rain das Urbild der Grenze anerkennt. „Lira", die gezogene Furche der Romanen, ist dem Rain ebenbürtig; „Achte", Bann oder Mund oder Bord, Border (mehr nordisch, vom Schiff geholt); wie vielleicht auch Gransen, zu Graens, gränse (dän.), „graniza" fortgebildet. Feine Schattierungen entstehen, wenn die romanische Grenzüberlieferung neben die germanische tritt, wie frontier (frontière) neben borderland (Bord) und boundary (12), wenn die Linie, die vom Wall, Limes geschützte, auch im Wort im Gegensatz steht gegen den Schutzstreifen! Da steht wohl auch der Gedanke der Grenzrodung schroff auf gegen den Gedanken der geschonten Grenzwildnis; Rennstieg, Durchhieb und Schneuse gegen den zusammenhängenden Bannwald. Saum und Linie, der dreidimensionale, durchblutete Grenzkörper und die blut- und körperlose, möglichst mathematische Abstraktion treten als Gegenvorstellung auch hier wieder auf, nicht zuletzt in dem gewaltigen Kampf des Hauptstaatsvolkes der west- und innereuropäischen Kultur, der Römer, gegen die nordischen Rassen und ihre Nachfahren, die seine ausgeklügelten staatsrechtlichen Grenzkonstruktionen immer wieder niederwarfen.

Limes, finis, terminus, der Begriff der Schicksalsgemeinschaft innerhalb einmal gezogener Grenzen, des confiniums, der confinatio, sie alle stehen im Grunde feindselig wider die germanische freiere Grenzauffassung — wenn auch die nordischen Grenzfrevlersagen für die Schärfe germanischer, nicht weniger rechts-

bewußter, nur eben anders gearteter Grenzempfindung zeugen, so z. B. das furchtbare Entzweipflügen des Grenzsünders mit der Pflugschar als Sühne für Grenzverletzung und Fälschung. In solcher Übereinstimmung über den Begriff der Heiligkeit erarbeiteter Grenze begegnen sich zwei ursprünglich gesunde, auf ausreichenden, durch Pflügen und Roden vergrößerbaren Raum gestützte Agraranschauungen, deren Volksboden leichter durch unbewohnbare, epithelare, anökumenische Scheiden auseinanderzuhalten ist, als durch Kulturgrenzen mit ihrer Verkünstelung. Denn Grenzen sollen gleichzeitig scheiden und doch auch gangbar sein; wie schwer eine so gegenstrebige Forderung zu vereinigen ist, zeigt aber, daß schon die alte deutsche Felddienstordnung mit Recht vor dem Weg, der Straße als Grenze z. B. zwischen Vorpostenabschnitten warnte. So hart war die Grenzachtung in Alteuropa begründet, daß aus der Strenge germanischen wie römischen Agrarrechtes doch das Wort „verrückt sein", aber auch „delirare" (Röm. gleich Abgehen von der lira, der gerade gezogenen Furche) herkommt (nach einer glaubhaften neueren Ableitung), während das französische délirer, bereits abgeleitet, schon nicht mehr so bildlebendig ist. Diese von der Grenze hergenommene Auffassung ist auch bei Landbauvölkern gar nicht überall zu finden. Die ostasiatische Staatsphilosophie z. B. kommt zum gleichen abgeleiteten Begriff durch die Zusammenstellung der Zeichen für Tier und König (chigai), also des Menschen, in dem das Tierische Herr geworden ist. „Verrückt sein", „delirare" ist also ein nur dem Europäer geläufiges, von der strengen Grenzauffassung des Germanen- und Romanentums hergenommenes Bild! Es ist sehr fraglich, ob das leichter Grenzen überwallende Slawentum mit seiner „breiteren Seele", wenn es zur Zeit der Gestaltung der Grenzbegriffe in Europa selbst grenzschöpferisch aufgetreten wäre, auch auf dieses Sprachbild abgekommen wäre (13).

Gewaltig ist denn auch der Einfluß des römischen Staatsvolks auf die Grenzbegriffe der europäischen Kulturwelt und ihres zur Erdumspannung erweiterten Kulturkreises. Ihn haben wir, neben den Zeugen unserer eigenen Vergangenheit, wohl am meisten vor Augen, wenn wir der schon berührten Vergänglichkeit der Grenze in der Geschichte gedenken. Wie manche naturentlehnte Grenzform — als Birg, Grenzwall, Schanzenreihe heute noch erhalten — wird nach dem bekannten Schlüssel „aut Caesar aut Diabolus" entweder als Römer- oder Teufelsmauer einer dieser beiden grenzziehenden Autoritäten zugeschrieben, soweit nicht die Schweden in den katholischen Teilen Deutschlands subsidiär an Stelle beider treten. Da, wo das hellenistische an das islamische und indische Kulturgebiet stößt — auch in einer der am meisten runenübersäten, kulturgezeichneten Grenzlandschaften der Alten Welt —, da sehen wir Alexander den Großen, den Wegbahner neuer Weltgeschichte (Jullundur, Iskender) eine ähnliche Rolle spielen wie Cäsar im Westen. Für den chinesischen Kultur- und Volksboden tritt der rücksichtslose Bücher- und Gelehrtenverbrenner Shi-Hwang-Ti, der Urheber der Großen Mauer, als Grenzschöpfer auf. Über deutsche Kulturmarken und Restzeugen einer großen vergangenen Ausbreitung ist ein abschließendes Werk noch nicht erschienen, das so heterogene Grenzmarken auf einen Nenner brächte, wie entfremdete Ordensburgen oder Hochschulen, unsere verbrannten oder geraubten deutschen Schauburgen im Osten, in Prag, Riga, Pest, mit den Sturmglocken von Gent, dem Reichsadler des Rotbarts in St. Trophîme zu Arles, den Stationsbauten unserer Kolonien, den Wappensteinen des Großen Kurfürsten an der Guineaküste und den deutschbürtigen Namen Englands, Frankreichs, Andalusiens, der Lombardei, der Gotik und sonstigem Zeugnis deutscher Dichtung, Kunst und Sage in verlorenem Grenzgrund. Es fehlt hier ein großer Zusammenbau unter einem großen Namen, wie auch die Fremdspuren auf deutschem Kultur- und Volksboden wohl längst in allen Einzelheiten erforscht, aber noch nicht zu einer großen Synthese vereinigt sind: Keltennamen und Slawenspuren, die vielen „Augusta" und „Colonia", die großen und kleinen „castra" und „castella", wie das der Parthereskadron mitten im Werdenfelserland, deren Kern sich heute noch deutlich für den Wissenden abzeichnet, oder der Batavertruppe, die heute noch im Namen von Passau fortlebt, vielleicht im schweren, dumpfen Klang der örtlichen Mundart, die noch das T anklingen läßt.

Deutlicher und greifbarer ist schon im allgemeinen das Ringen von Rom mit seinem Staats- und Imperiumsgedanken und dem deutschen Rechtsgefühl behandelt worden. Dazu fiel „magni nominis umbra" in Gestalt der meisten „termini technici" der Tagmeß- und Markscheidekunst zu deutlich in das germanische Rechtsleben herein, wenn deutsche Kolonisten- und Bergmannstüchtigkeit auf und unter der Erde auch dann selbst wieder das übernommene Kulturgut sehr sprachschöpferisch weiter ausgestaltet hat (14). Die römische Freude an Form, Satzung, Disziplingefühl hebt E. Zeller (15) gerade in bezug auf die Grenze und ihre zahlreiche Götterwelt hervor. Da gibt es „Terminus", den Grenzsteingott, heute noch im deutschen Sprachgebiet der Behörde, dem Rechtsanwalt wie dem Endbahnhofswirt wohlvertraut; sein Fest lag zu der praktischen Zeitfrist des 23. Februar vor Beginn der Feldbestellung. Es gab Janus, den doppelköpfigen Beschützer des Ein- und Ausgangs, Forculus, der Haustüren, Limentinus, der Schwellen, Cardea, der Türangeln; ein fast so reiches Götterheer mit Spezialschutzobliegenheiten wie im Fernen Osten, wo selbst die stillsten Stellen des Hauses noch von einem ganz eigenen Satz von Schutzgöttern (benjo no kami) betreut werden.

Fremder Götterimport aber verrät in jeder Lebensform am klarsten das Überwallen fremder Kulturgrenzen in sie hinein. Ungerechnet die späteren Unterwanderungen durch die Götter des nahen und mittleren Ostens ist in Rom von Staats wegen auf diese Weise Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. Apollo, 496 Demeter, Persephone und Dionysos, 291 Asklepios mit einer Pest aus Epidauros und 205, als letzter Appell in einer großen Notlage, in der Hannibalpanik, Kybele, die große Göttermutter, vom Ida aus Pessinus in Phrygien als Grenzverteidigerin ein-

geholt worden, nachdem man freilich schon — allerdings 12 Jahre vorher — die Venus-Astarte, Kombination der erycinischen Venus, als Symptom der Grenzwendung zur griechisch-phönikischen Mischkultur Siziliens mit einem Tempel geehrt hatte. So ist einerseits der Grenzkampf gegen die fremden Kulte, andererseits das Überleben der römischen Grenznomenklatur ein sehr interessantes Kapitel, noch mehr die Infiltration des starren römischen Grenzbegriffes gegen die germanische Almende und freiere Weiderechtsvorstellung. Aus ihr wird z. B. das Auseinanderklaffen des Rechtsgefühls in der Frage der Alpenvereinshütten in Tirol verständlich und zu einem typischen, statt vereinzelten Zusammenstoß des Rechtsgefühls im gesamten germanisch-romanischen Grenzgebiet (Münstertal, Wallis, Tiroler Hochböden). Sogar Almrechte in den Pyrenäen (Andorra, Arantal), aus spanisch-gotischen Weiderechten entstanden: alle diese Anzeichen schließen sich zu einer großen Kette von Auffassungseinheit beim Aufeinanderprallen verschiedenen Grenzrechts von Germanen und Romanen und verschärfen noch deren naturbedingten Zusammenstoß.

Auf solche Weise Einzelheiten zusammenfassend, vermag man doch in den unendlichen Wechselfällen der Grenzenentstehung, der Grenzumbildung sehr wohl Gesetzmäßiges, der reinen Willkür des augenblicklichen politischen Machtbildes Entzogenes zu sehen. Man erkennt vor allem eine Neigung zur Wiedererstehung, zur Wiedererzeugung naturentlehnter, naturbegünstigter Grenzformen bei Grenzrückbildungen, Grenzneubauten, die sich im Spiegel der philosophischen und naturwissenschaftlichen Literatur meist ganz anders ausnehmen als im Spiegel der juristischen.

Das gilt besonders von allem, was den Korrekten Ärgernis gibt, das die Regel, das gerade Linienspiel durchbricht, wie vor allem dem Begriff des „Ausmärkischen". Es entstehen Enklaven, Restzustände, bei denen es eben entscheidend darauf ankommt, zu erkennen, ob es sich um vitale, ja besonders lebenskräftige Zustände der Erdoberfläche, bodenbestimmte Züge, Einheiten handelt, die im Grunde stärker sind als scheinbar viel größere, aber politisch vergänglichere Bildungen, oder aber um Rudimente im biologischen Sinn, um überwundene Zustände, die immer mehr zu Rückbildung und Schrumpfung, zu schließlichem Abfall verurteilt sind: während aus den zuerst erwähnten Formen Reservate zu Neubildungen, zu unbegrenztem Erhalten von an sich lebensfähigen, wenn auch kleineren Formen, sonst untergehenden Rassen, Stämmen und Menschen- oder Tierschlägen werden können.

Aus solchen Bildungen können dann **Dauerzellen im Grenzgefüge** werden, die sich jahrtausendelang einer unnatürlichen, linearen Grenzführung mit größtem Erfolg widersetzen. Der vorübergehende Ausweg von Kondominien in allen Abstufungen der Kondominatbildung führt sie oft mit ihrem Eigenleben durch die Kampfplätze der gewalttätigsten Großreichsbildungen, an Überschneidungen großer Kulturkreise glücklich hindurch; sie haben dann die „Confinatio"

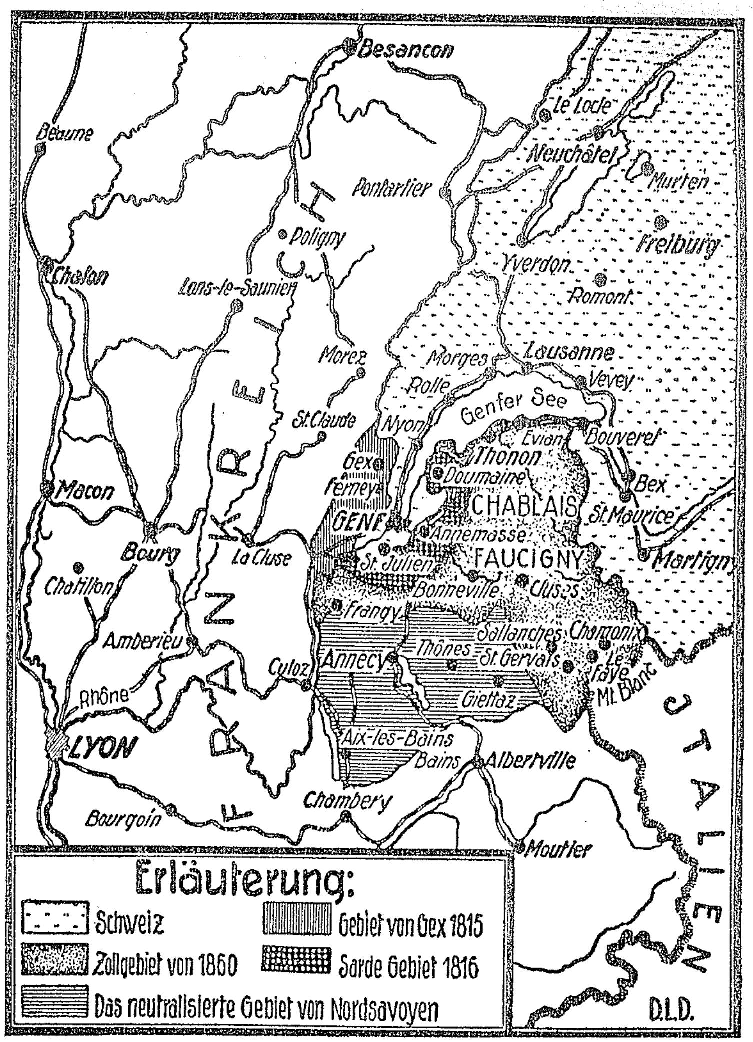


Abb. 9. Schutz-Zonen-Räume um Genf

als Schicksalsgemeinschaft mit Erfolg durchgeführt, oft in scheinbar unbegreiflichen Zusammengehörigkeiten ertrotzt.

Vielfach ist die sonst aus rein historischer Entwicklung kaum erklärbare Zählebigkeit kirchlicher, kollegialer Institutionen, die Stilverspätung innerhalb von Inseln, die nicht einmal völkisch einheitlich sind (16), von Gebirgs- und Kessellandschaften (Schweiz, Ferghana) auf solche geopolitische Schutzhemmungen zurückzuführen.

Es gehört zu den feinsten, auch völkerpsychologisch dankbarsten Aufgaben der Wissenschaft, hier dem Zusammenspiel zwischen Boden und menschlicher Einfühlung in seine Forderungen nachzugehen und — oft an Resten uralter boden- und klimaverhafteter Bräuche — die Gründe der Erhaltung von Abgrenzungen festzustellen. Immer kommt man auf den Zusammenhang zwischen erdbestimmten und bodenwüchsigen Zügen und menschlicher Sitte, ob das nun an dem Brauch des Osterfeuers, Martinsfeuers, Fasten- und Johannisfeuers in den Rheinlanden (17), an der Erhaltung wesentlicher Weiderechte und ihrer Freizügigkeit selbst über hartumstrittene, befestigte Grenzränder hinweg (18), an Minderheits-, Staats- oder Volksrechten (Sachsenboden z. B.) sich erweisen lasse.

Vielfach geben einen Anhalt dafür auch die unzweifelhaft geographisch abgestuften Rechtsformen der Grenzverlegung und Grenzbewahrung im kleinen wie im großen; vom Grenzbegang, von den Rechtsformen bei der Abmarkungserneuerung bis zu den großen, berühmten Friedensschlüssen (19), den Kaufverträgen über Land und Leute (Florida, Louisiana, Alaska, Panama, Karolinen und Marianen sind doch rite gekauft worden!), den Annexionserklärungen und Flaggenhissungen. In vielen dieser Scheinrechtshandlungen tritt allerdings doch der Begriff der Mündigkeit zur Selbstbestimmung als einfaches Werturteil des Stärkeren zutage (20), das Erdkunde und Geschichte zuweilen bestätigen, häufiger verwerfen.

Gestalten wir den großen Zug dieser Anregungsreihe in Einzelheiten weiter aus, so ist es zunächst der Rechtsbegriff ausmärkischer Gebietsteile und das Verhältnis der politisch-geographischen und kultur-geographischen Grenzbestimmung zu ihm, das uns beschäftigt, in der die in sich zu feste Gau- oder Landzelle meist eine Verlegenheit schafft, indem sie dem Zentralismus, der Bürokratie unliebe, ja verhaßte, der Selbstverwaltung und Freiheit aber liebe Ausnahmezustände bedingt.

Im privaten Grundbesitz ist der Begriff ja wohl vertraut; die Selbständigkeit großer Güter gegenüber den für ihre Lebensnotwendigkeiten verständnislosen Gemeinden kleiner Leute fällt in sein Recht, das heute im demokratischen Zeitalter so vielfach angefochten wird.

Trotz „Proletkult" ist und bleibt Kultur ein aristokratischer Begriff!

Aber was sind in der politischen Geographie Andorra, San Marino, Ferghana, Bhutan und Nepal anderes als „ausmärkische, eigenlebige Gebietsteile"? Oder im größeren Rahmen das historische Eigenleben von Böhmen gegenüber dem Reich, das der Paßstaaten in den Alpen, der Schweizer Hochlandschaft zwischen Boden- und Genfersee mit ihren Brennpunkten Zürich und Bern vor dem Wall der Hochgebirgskantone gegenüber nördlichem und südlichem weiteren Vorland? Haben nicht solche Beharrungszustände bei der raschen Rückbildung des britischen Imperiums nach dem scheinbaren Höhepunkt der Umrandung des Indischen Ozeans (Afghanistan, Ägypten, Irak, ja Indien selbst!) bereits im größten Umfang Rechtsformen angenommen?

Die nächstliegende Entstehungsmöglichkeit ist ja gewiß die aus ursprünglich neutralen Grenzzonen, aus Grenzsäumen, in denen sich unvermerkt das eigene Leben in Kernräumen bilden konnte. Ein durch internationale Händel berühmt gewordener Fall ist der des Gebietes von Chientao als Sonderfall des chinesisch-koreanischen Grenzsaumes längs der Yalu-Tjumen-Furche und der Weißen Berge. Ähnlich ist Andorra entstanden aus zäh behaupteten kirchlichen Rechten, wie die Grenzanomalie des oberen Arantales in den Pyrenäen aus spanischen Weiderechten (21), die in den Nordhang hinübergreifen, wie im kleinen der Urnerboden am Klausenpaß ins Glarnerland.

Wir sehen daraus, wie überaus wichtig es ist, eine bei Friedensdiktaten der

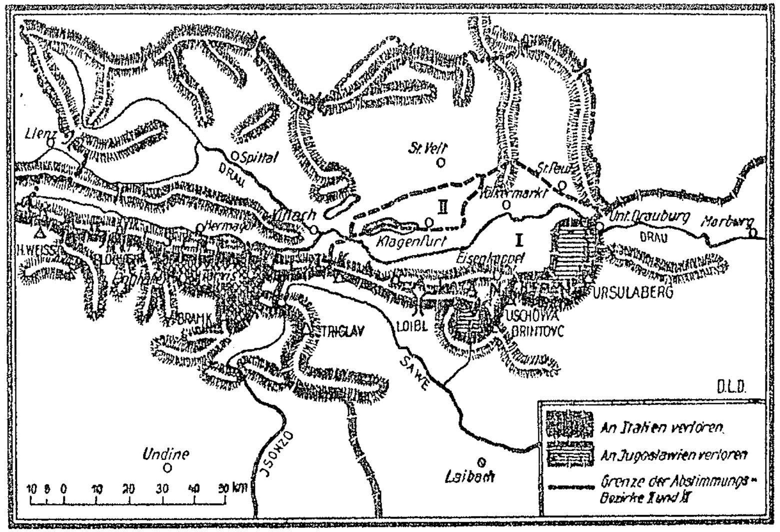


Abb. 10. Kärntens Südgrenze

Zerstörung entgangene, völkisch günstige Zugehörigkeit verlorener Grenzlandschaften in kirchlichen, meist dauernderen Eingliederungen, in wirtschaftlichen Wechselrechten festzuhalten. Das beweist in unsern Tagen negativ die Abtrennung von Eupen und Malmedy, positiv der Ausgang der Saarbistums-Bestrebungen. Denn gerade der Saarstaat (vgl. Frankreich und Trierer Bischofswahl, Frkf. Ztg. 25. 2. 22) zeigte doch typische Analogien zu solchen grenzbiologischen Vorgängen anderwärts. Zunächst war er ein Entwindungsversuch auf dem Wege des Kondominiums. Was bedeutet aber heute wieder der Rechtsbegriff des Kondominiums politisch-geographisch für die Beobachtung des Lebens der Grenze? Er ist gerade für uns Innereuropäer außerordentlich wichtig geworden. Saar, Rheinland, Danzig, Memel, Oberschlesien sind doch verschleierte Kondominien geworden oder gewesen, wie es die Mandschurei, die Mongolei, Tibet, Ili, die Neuen

Hebriden heute sind, wie Moresnet, Sachalin, die Kurilen, Riukiu-Inseln es vor kurzem noch waren. Yünnan war schon im Begriff, hineinzugleiten, das dann noch durch die chinesische Wirtschaftskraft, nicht Staatskraft gerettet wurde, wie Ägypten lange zwischen Türkei, Frankreich und England tatsächlich Kondominium war. Hier liegt also eine höchst bedeutsame, aus Versuchen und der Empirie der Überlieferung und dem Völkerrecht zugewachsene Frage vor, ein Schwebezustand, bei dem der zähere Rechtswille, oft auch das feinere Erkennen biologischer Lagengunst schließlich entscheidet. Gerade die Frage, wie weit faktisches Kondominiumsverhältnis in Reichs-, Länder-, Rassen- und Wirtschaftsgrenzfragen geht, ist höchst „aktuell". Sie ist im Grunde die Daseinsfrage des ganzen Großgrenzgürtels von Zwischeneuropa, zwischen Inneneuropa und dem nordasiatischen Raum der Sowjets, wo so vielen künstlichen Lebensformen die wirklichen Bedingungen selbständigen Staatslebens in einem natürlichen Lebensraum so völlig fehlen, mit denen sie die Daseinsbedingungen der Confinatio erfüllen könnten.

Auch in Europa, da, wo aus achtzehn Staatsgemeinschaften achtundzwanzig wurden, während der Lebensraum sich verengte, nicht erweiterte, wird es vielleicht einmal heißen: „Go get you home, you fragments" (22), wenn man sie nicht mehr als politische Werkzeuge nötig hat.

Wie Kondominiumsgrenzen entstehen, das läßt sich etwa an der ukrainisch-polnischen Grenze, an der innerdeutschen Zollgrenze (vgl. Kap. XII), der Curzonlinie zwischen Sowjets und Polen, der Tiedjelinie (deutsch-dänisch) und Sforzalinie (Oberschlesien), der Wilnafrage neuerdings erweisen.

Eine große Rolle spielt aber auch die kaltblütige Übertragung von Privatrechtsverhältnissen subsidiär ins Völkerrecht beim Wachstum der Vereinigten Staaten wie des australischen Inselreichs und Japans, vom britischen Empire ganz abgesehen. Hier finden sich mit größter Vielseitigkeit unter den Entwindungsvorgängen Kondominium, Usucapion, Kauf oder Zwangskauf unter Erpressungsdrohungen angewendet. So verdienen als Vorgänge der „Kauf" von Florida, Louisiana, Alaska, der dänisch-westindischen Inseln, der verschleierte Zwangskauf mit nachträglicher geringfügiger Entschädigung, verkappter Raub von Panama und Kalifornien, die Usucapion von Kalifornien und Texas entschiedene Beachtung (20).

Schwer entscheidbar ist in allen solchen Fällen natürlich, wo die erstarrte geprägte Form, der nicht mehr lebendige Buchstabe mit innerem Recht gegenüber dem evolutionären oder revolutionären Lebensdrang verspielte, von dem er dann schließlich mit Naturkraft überrannt werden mußte.

Hier liegt in Wahrheit die letzte Frage des Völkerrechts, die nur mehr als Ermessensfrage und Werturteil betrachtbar ist, wie sehr man sich hinter Formen verschanze. Uns scheint der Gegensatz zugleich einer des romanischen Rechtselements gegen das germanische zu sein, weil wir Germanen solange die biologisch Stärkeren zu sein schienen; aber er ist ein allgemeiner Gegensatz aller ausgearbeiteten Staatsvölker, zuletzt des Staatsbegriffes selbst gegen die Volkskraft,

aller gewesenen gegen die kommenden Geschlechter, in seinen Verschanzungen hinter den Buchstaben ein „posteros timeo" des Rechtes, des Buchstabens gegenüber der Natur. Es war die Volks-Natur, die Österreich heimholte.

Aus diesem Gegensatz flammt der Zwiespalt zwischen den Sowjetbünden und Panasiaten und den alten Kolonialmächten, England wie Frankreich empor; aber auch die Einstellung des Tacitus zu den aus Spiel- und Wageleidenschaft sich selbst verkaufenden Germanen, wie später das Verhältnis der Schweizer Gesetzgebung zur Reisläuferei quillt aus diesem Gegensatz. Die ganz starken Schweizer Gemeinwesen, die geopolitisch instinktsicheren, aber auch raumreichen wie Zürich, schaffen die Reisläuferei, das Fremdvölkerdingen mit Blut und Schweiß ab; die armen Urkantone hingegen benützen es als Geldquelle! „Chacun aspire à ce qui lui manque", sagte der Schweizer Kapitän, als ihm in Versailles jemand vorwarf, die Schweizer föchten ums Geld, die Franzosen um die Ehre! Der uralte Kontrast des ethisch betonten Volkstums gegen den rationalistischen — die Vorteile des von ihm gebauten Privatrechts einer Verfallzeit rücksichtslos ausnützenden — Staatsbegriff wirkt sich aus und setzt die aufkommende Volkskraft fast immer dem Buchstaben nach ins Unrecht. Der biologisch Stärkere empfindet das dann als die Wehrlosigkeit des anständigen Ehrenmannes gegen den ohne seelische Skrupel angewandten Rechtsbuchstaben. Aber „sie nennen es Treue"!

Hier ist auch der durch eine zu scharfe Linientrennung erwachsenden G r e n z e n l o s e n und G r e n z e n z e r s t ö r e r zu gedenken. Grenzenlose und Grenzenzerstörer, zwei ganz verschiedene Typen: — die einen, die sich über organische Grenzen hinwegsetzen, weil sie ihnen nichts bedeuten, und die andern, die sie bewußt zerstören, weil sie nur die Hemmung, nicht den Schutz und nicht die organische Wohltat daran empfinden, — lassen sich auch zum Teil geographisch erfassen in ihrer Verbreitung, Herkunft und Einwirkung auf die politisierte Kulturlandschaft erklären.

Sie kommen vielfach von extremen Rassenmischungen her oder stehen in ihrem Werdegang sowohl der physischen als der psychischen Erbmasse nach in zwei verschiedenen Welten, in zwei Kampfzonen, deren Grenzen sie naturgemäß aufzuheben wünschen, aber in verschiedenem Sinn. Die einen, die ersten sehen und empfinden sie nicht. Sie sind die geborenen Weltbürger, Kosmopoliten, Staatenlosen, die Mitläufer jeglicher Internationale, ob sie nun golden oder grün, rot oder schwarz in ihren Flaggen vorherrschen lasse. Anders die Grenzfeinde, die Grenzenzerstörer um jeden Preis. Sie sehen die Grenze, bekämpfen die Schranke, hauptsächlich deshalb, weil sie auf „deren falscher Seite" geboren sind.

Auch die mit klugem Bedacht in Anwendung allzu feiner Scheidung z w i s c h e n d e n G r e n z e n sich tummelnden Nutznießer aus beiden finden hier ihre Beobachtung. In jeder Kampfzone herrscht ein nur ihr eigenes, selbständiges Leben. Seit alten Zeiten hat es Menschen gegeben, die in diesem Pendeln zwischen zwei Machtkreisen ihre eigene Rechnung und gepaart mit Unsicherheit eine gewisse

rauhe Freiheit fanden. Und es gab andere, die klug zwei Herren eben nur gerade so weit dienend, als es unerläßlich war, dazwischen die Fugen zum Emporklettern ans Licht wenigstens für einen Teil ihres Wesens fanden. So verankerte Voltaire sein Dasein zwischen dem puritanischen Genf und dem unsicherer werdenden Frankreich, zwischen Délices und Ferney, und zwar im vollen Bewußtsein der Vorteile des bis zu einem gewissen Grade Staatenlosen. Daß schon in den Tagen germanischer Frühzeit das Hausen im Grenzhag ein beliebtes Motiv zur Erhaltung des Daseins von kleinen Gefolgschaften, von Stamm- und Völkerresten war, dafür hat Freytag in seinen „Ahnen" ein schönes Beispiel geschildert. Die Natur zeigt uns die Analogie auf jedem Feldrain, an jedem Bahndamm, wo sich Lebensformen erhalten, die sonst vertilgt würden, die aber von da aus ihre Vorstöße wieder unternehmen können.

Wie es Einzelne und Gefolgschaften gab, die immer von dieser Eigenart des Grenzraines Gebrauch machten, gibt es auch kleinere und größere staatliche Lebensformen, die danach handeln. Aus solchem biologischem Boden ist die Girlande von Staatswesen längs des Himalaya hervorgewachsen, aber auch die Gemeinwesen, die wie herabgefallene Steine einer alten Mauer die zurückweichende deutsche Sprachgrenze im Westen begleiten. Aus solcher Lage wuchsen Savoyen, Navarra — wenigstens in seinem Herrschergeschlecht —, die Lande der Habsburger und Hohenzollern, die Gebiete der Mandschudynastie zu ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung empor. Wir halten also hier ein wirkungsvolles geopolitisches Motiv, das wir schon bei der Frage nach der Entstehung anderer Bildungen zwischen den Grenzen mit übergreifenden Kultur-, Macht- und Wirtschaftskörpern, bei der Frage der Kondominien z. B., kennenlernten und hier nur in neuer Beleuchtung sehen (23).

IV

VOM SCHRIFTTUM ÜBER DIE GRENZE

Das Schrifttum über die Grenze, die Grenzliteratur — was hat sie uns bisher gegeben, was blieb sie uns schuldig auf dem vielfach redlich angestrebten Wege, bei ihren Versuchen zu einer Grenztheorie zu gelangen? Von welchem Boden immer und irgendwo man auch ausgehen mochte, ob man versuchte, von der philosophischen oder rechtswissenschaftlichen Begriffsbildung und Idealvorstellung der Linie ohne Eigenraum oder aber von dem Kampfplatz, der Kampfzone, der Empirie her allgemein Gültiges zu prägen: immer setzte das Problem ein Erstes voraus — den Mut des Typisierens! Dabei scheint der erste Weg mehr den Romanen, der zweite mehr den Germanen nahe zu liegen; und es ist wohl bezeichnend, daß die einzelnen Vertreter deutscher Anschauungen von der Grenze um so mehr an ihr herumspintisieren, je mehr sie aus einst romanisierten Landschaften an Rhein und Donau stammen, hingegen um so mehr dem praktischen Ideal der Angelsachsen näher kommen, je nordischer sie selber empfinden und sehen.

Am höchsten scheint mir, beide Richtungen überschauend und ihnen gerecht werdend, F. Ratzel zu stehen. Was er in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten" (24) gesagt hat, ist wohl das am meisten Gedrängte und Geschlossene, das Tiefste, was in deutscher Sprache über die Grenze gesagt worden ist. Von dieser wirklich klassischen Stelle würde jede Begriffsbestimmung der politischen Geographie ohne Zweifel auszugehen haben, wie auch tatsächlich der von O. Maull (25) versuchte letzte große Schritt hier anhebt. Die bedeutendsten neueren Schulmeinungen, die britische, deutsche, französische, führen auch immer wieder auf diese Spur von Ratzels Ideen zurück, nicht nur bei seinen unmittelbaren Schülern Helmolt, Dix, Schöne in ihren politischen Geographien oder auf politisch-geographischem Grunde emporgeführten weltgeschichtlichen Arbeiten (26). Sie klingen auch weiter in den unermüdlichen Anläufen von R. Sieger, zu klaren allgemein gültigen Begriffsbestimmungen über das Wesen der Grenze durchzustoßen, im Streben von Winkler, die ganze Leistung der sterbenden Habsburger Monarchie auf dem Felde der Statistik noch in den Dienst des Grenzgedankens zu stellen.

Wie ganz anders praktisch freilich, als selbst die bedeutendsten Vorkämpfer deutschen Volksbodens, griff vor dem Kriege das Angelsachsentum die Anregungen von Ratzel auf, die ihm früh durch bedeutende Köpfe, wie Mackinder, vermittelt wurden! Lebendig wirkt sich diese Spur aus, so in Mahans und Bryces Amerikatätigkeit, durch Curzon in Asien, im indischen Glacisgebiet, durch Johnston in Afrika, durch Gregory und Griffith Taylor in Australien, in der Grenztheorie und Grenzentscheidung durch L. W. Lyde (27), durch Sir Th. Holdich (28), Fawcett. Die heutigen Führer der französischen politischen Erdkunde, Jean Brunhes und Camille Vallaux, stehen auf den Schultern von Ratzel (29), wie sie selbst einräumen.

Die organische Auffassung der Grenze in der nordamerikanischen Literatur findet sich gerade bei Ratzel (30) über: Ethnographie und Geschichtswissenschaft in Amerika, kritisch beleuchtet, mit einem höchst wertvollen Zusatz von K. Lamprecht. Aus dieser Art des Zusammenarbeitens zweier bedeutender und schöpferischer Köpfe zu geographischer wie geschichtlicher Synthese zuckt wirkliches schaffendes Leben auf. Aber schade ist es freilich, daß sie es — echt akademisch — unter einem fast irreführenden Titel verbergen, der den Sucher mehr erschreckt als anlockt.

Gerald Frederik Turners Studie: „The significance of the frontier in American history" (31) ist aber um so bedeutsamer, als diese Arbeit mit den ersten großen Arbeiten von Brooks Adams, der Hauptwirkungsperiode von Mahan zeitlich zusammenfällt, aus denen die heutige Übermachtsstellung der Vereinigten Staaten hervorging. Denn von jener Handvoll Menschen wurden die Vielen erzogen, die diese Stellung heraufführten. Sie drehten das politische Gesicht der Union ihren pazifischen und amerikanischen Mittelmeerzielen zu, sie zeigten ihr die ökonomische Cyklone im Anmarsch, die wirtschaftliche Beherrschung der Welt — natürlich nur auf Zeit — als erreichbares Ziel, und die Grenzen, über die sich die Vereinigten Staaten beim Streben danach in erster Linie hinaus tragen mußten.

Turner schrieb dann auch über „State making in the revolutionary era" (32) und behandelte dabei das Problem der politischen Organisation des Überflusses an freiem Boden, — etwas uns Innereuropäern heute so Fernliegendes! Shalers: „Man and nature in America", Windsors „Narrative and critical history of America" 1888 zeigen schon eine ähnliche Tendenz kulturgeographischen Zusammenbaus von Erdkunde und Geschichte, wie später auf Ratzels Anregung Helmolts Weltgeschichte. Es liegt also sicher gegenseitige Befruchtung vor.

Ratzels Zusammenfassungen über die Einfügung des amerikanischen Erdraums in das weltgeschichtliche Gesamtgebäude (heute noch höchst unvollkommen vollzogen, soweit die Auswirkung in Schule und öffentlicher Meinung Festland-Europas in Frage kommt) finden sich dann in „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive" (33). Sie sind, wie der Aufsatz „Inselvölker und Inselstaaten"

in bezug auf Japan, eigentlich nichts anderes als Geopolitik — ohne dieses zusammenfassende Wort zu finden.

Der ganze Grundzug und Aufbau der „Encyclopaedia britannica" ist von Grenzverantwortlichkeits-Bewußtsein ganz anders erfüllt, als der unserer großen Nachschlagwerke. Die Zusammenfassung japanischen Denkens darüber findet sich am schönsten bei Uyehara „Political development of Japan" in der Einleitung, bei seiner ausgezeichneten Schilderung des immer gegenwärtigen Instinkts der Japaner gegenüber Gefahren für Umzug und Außenform ihres Reichs (34). Zu dieser Sicherheit des Instinkts haben wir uns in Deutschland bis heute nicht überall durchgerungen und sind erst sehr viel später, zu spät, unter dem Druck des Weltkriegs zur vorübergehenden Einsicht in das Unterlassene gelangt. Erst das III. Reich macht wieder gut, vor allem mit seinem größten Schritt 1938.

Es ist bezeichnend, daß die wissenschaftlichen Mittel dazu, zum Teil aus dem ewigen Nationalitätenhader der alten Habsburger Monarchie stammend, vorwiegend in den gefährdeten Teilen der Südostmark handgerecht bereit lagen, während sie im Nordosten und reinen Osten, an der Weichsel wie in Oberschlesien, erst aus dem Rohen geschaffen werden mußten. So fand sich das Rüstzeug, — das Penck und seine Schule für die polnischen Marken, Volz für Schlesien geschmiedet hat, das für alle Grenzen private Energie und Initiative, der „Schutzbund" unter der Führung von Loesch zu schaffen versuchte, der in Wahrheit ein Schutzbund für Innereuropa war, — am meisten vorgebildet in der Südostmark in Graz, wo R. Sieger der natürliche wissenschaftliche Vorkämpfer wurde, während Wien und Innsbruck anfänglich zurückblieben, bis J. Sölch dort die Arbeit aufnahm. „Grenzen" (35) und „Die geographische Lehre von den Grenzen und ihre praktische Bedeutung" (36) sind wohl die beiden Arbeiten vom Sieger, in denen seine endgültig gewonnene Anschauung am meisten programmartig zur Geltung kommt; auch die Literatur, die ihn beeinflußt hat, ist darin gewürdigt: von Briten Curzon, Fawcett, dann, wie ich aus Privatgesprächen weiß, Holdich und Lyde, der Schwede Kjellén, von Deutschen Ratzel, Penck, Vogel, Sölch. So entstanden zwei der besten von den vielen vereinzelten Anläufen, das Problem der Grenzen dem deutschen Volk so aufzurollen, daß es die Massen ergreifen könnte. Wir haben seither gelernt, daß es unserer im Individuellen schwächer gewordenen Volksart und ihrem weniger naiven Selbstbewußtsein mehr entspricht, wenn wir die, gegenüber ihren Vorfahren, denkträger und feiger gewordenen Massen korporativ anpacken, wie es Volz in seinem „Westdeutschen" und „Ostdeutschen Volksboden", Loesch in seinen beiden Prachtbänden „Volk und Reich" und „Staat und Volkstum", in kleineren Reihen Auslandsinstitut und Verein für das Deutschtum im Auslande taten. Der Aufrüttelungserfolg wird so unter den Deutschen größer. Es ist der Weg des III. Reiches.

Vergleichen wir aber — vom japanischen oder angelsächsischen, vom romanischen gar nicht zu reden (Dante-Bewegung, E. Ténot: Frontière) — den mühsam

genug auf diese Weise entwickelten Grenzinstinkt von vorläufigen Minderheiten der Innereuropäer, z. B. mit dem der sonst von mir in ihrem Drang zum Staat wahrlich nicht überschätzten Chinesen, so finden wir lange vor unseren Ministern und Sonderkommissaren der besetzten Gebiete dort eine Reihe besserer Maßnahmen zur Wahrung der Grenze, wenigstens in der Theorie.

Dazu gehörten etwa, mitten in einem seit 1911 tobenden Bürgerkrieg geschaffen, ein sogenanntes Grenzverteidigungsamt in China mit zahlreichen Grenzverteidigungsbüros (12. 7. 1919!) Grenzverwahrungskommissäre bestimmter Grenzgebiete, der meist gefährdeten Nordwestgrenze z. B. (die es übrigens auch in Indien als ständige Stelle gibt!), und zwar neben der eigentlichen militärischen Schutzorganisation. Alle chinesischen Siedler in Urga, Kobdo, Uljassutai, Maimatschin ressortierten in gewissen Dingen direkt zu dem betreffenden Grenzgeneral, der ihr natürlicher Verteidiger auf der inneren Linie war. 1920 wurde die Grenzschutzkommission das Opfer innerer Wirren und des Ehrgeizes ihres Chefs; schwere Grenzeinbußen in der Mongolei, in der Folge deren Verlust, waren das Ergebnis des Sieges innerer Parteiwut über gesunde Grenztheorie. Der „Staatskommissar für besetzte Gebiete" war eine ähnliche Einrichtung. Alles auf Grenze, Epithelarschutz Bezügliche müßte außerhalb des Parteikampfes stehen und frei von ihm gehalten werden, wie ja auch die Auslandsorganisation der NSDAP. und die Volksdeutsche Mittelstelle.

Schließen wir diese flüchtige Durchwanderung der Grenzliteratur überschauend ab, so ist der Eindruck: gegenüber dem ungeheuren Reichtum des Gebiets an Erscheinungen steht eine unbegreifliche Armut, um nicht zu sagen Armseligkeit der Literatur, aus der wenige Werke und wissenschaftliche Vorkämpfer herausragen. Diese Grenzwächter sind für zahlenstarke Völker oft in mäßiggroßen Beratungszimmern unterzubringen; ein Zustand, der an das Wort des Tschechenführers Palacky gemahnt: „Wenn dieser Plafond einfällt, ist die tschechische Nation tot!" Es war der Plafond des Zimmers, in dem vor wenig mehr als hundert Jahren die Forderung der späteren Tschechoslowakei geboren wurde (37)!

Neben den großen Werken von Ratzel und seinen Schülern, zu denen auch Förster (38) mit ersten Formulierungen, neuerdings Maull gehört, sind zahlreiche, nur oft recht einseitige militärgeographische Monographien häufiger, die dann aber nur auf einen beschränkten Leserkreis abzielen. Noch enger war er für die oft ausgezeichneten Einleitungen deutscher, französischer, englischer, russischer, japanischer Generalstabswerke; einen der ersten, leider nur einem engsten Fachkreise genug bekannten Grenzgeographen haben wir in Moltke zu sehen.

Es ist seltsam, wie leicht auch gute Arbeiten über politische Geographie der Gefahr verfallen, zwar an einzelnen Stellen die gewaltige Bedeutung der Grenzen zu betonen, wie A. Dix in seiner „Politischen Erdkunde" (39) in der Einleitung, aber dann nur noch einmal etwa auf S. 49—51 und 76 flüchtig davon zu sprechen, dem Leser aber das Ziehen der Folgen zu überlassen. Ähnlich verfährt leider auch das größere Werk von Dix, das bei allen Verdiensten den Grenzbegriff in seiner politisch-geographischen, wie anthropogeographischen, wirtschaftlichen und kulturgeographischen Bedeutung viel zu wenig herausarbeitet. Weit folgerichtiger handelt O. Maull in seiner großen, zusammenfassenden „Politischen Geographie". Auch E. Schöne, der verständnisvolle populäre Verkünder Ratzels, hat einige seiner schönsten Bemerkungen über die Grenze an anderer Stelle verstreut, hat aber das große Verdienst, in seinem Kap. III (40) „Die politischen Grenzen als peripherische staatliche Organe", die wichtigsten Ideen von Ratzel über sie zusammengefaßt zu haben. Aber freilich steht dann wieder auf S. 88 Ausgezeichnetes über die Verkehrsbedeutung von Grenzen von der Hauptstelle ganz abgetrennt.

Versuchen wir große, ordnende Gesichtspunkte in dem Schrifttum zu polarisieren, so erkennen wir vor allem den Gegensatz zwischen Feststellung und Überwindung: der Suchtmensch gegenüber dem Stimmungsmenschen muß notwendig die größte Schwierigkeit des Abgrenzens haben, die Spannung zwischen Suchtmenschen und Triebmenschen ist die geringste. Die deutsch-französische Grenzspannung ist deshalb geographisch und völkerpsychologisch eine der am schwersten ausgleichbaren unserer Erde (41), was auch Frobenius vom kulturmorphologischen Gesichtspunkt aus eingehend begründet hat.

Zu wertvollen Ergebnissen kommen wir weiterhin, wenn wir die säkulare Spiegelung der Übergangswirkung des Grenzgebiets auf den Einzelnen in der Literatur und damit die große Schwierigkeit der Übertragung dieses Grenzgefühls auf die Massen in Beziehung setzen. Wie weit ist der Weg vom Instinkt zur Bewußtheit im Verhältnis zum Lebensraum, zu den „Widerständen der Ausbreitung" (42)!

Unter den verschiedenen Gesichtspunkten der Scheidungsmöglichkeit tritt immer wieder die Vitalität, die Grenzen überdrängende, unterwandernde, sprengende Lebenskraft der auf der lex lata stehenden Problembewußtheit gegenüber, und wir erkennen im erstarrenden Grenzrecht genau dasselbe Alterssymptom wie beim Menschen in der Arteriosklerose. Jan Hamilton hat darüber den westlichen Kulturvölkern Beherzigenswertes ins Stammbuch geschrieben (43).

Ein großer Teil der vorhandenen Literatur begnügt sich mit dem Ziel, die Scheidekraft der Grenzen nach guten und schlechten, natürlichen, naturentlehnten und reinen Kulturgrenzen, nationalen, regionalen zu erweisen und hier Scheidungen in der Theorie a priori vorzunehmen, die wir später im einzelnen würdigen werden.

Selbstverständlich ist dabei, wie nach der Scheidung von Kulturkreisen und andern übervölkischen und überstaatlichen Raumzusammenfassungen, auch eine rein völkische möglich. Gewiß ist die griechisch-hellenistische, die römische und romanische, deutsche und germanische, indische, iranische, slawische, chinesisch-mon-

golische Einstellung zum Problem der Grenztheorie ganz verschieden. Aber schließlich lassen sich immer wieder Großgruppierungen und Scheidungen zwischen den gesättigten, mehr zum Buchstaben, zur Abwehrlinie, zur starren Festhaltung neigenden und den wachsenden, vom Lebensdrang vorwärts zur Grenzerweiterung getriebenen Lebensformen vornehmen. Bei den ersten wirkt dann in erstarrenden Staatszuständen der römische Limes, die chinesische Mauer, der französische Fortgürtel wie eine zur Raumerscheinung gewordene Theorie des Prinzips der Sicherheit (wie es etwa zuletzt E. Ténot erwiesen hat), aber freilich mit der dahinter lauernden Hoffnung auf Wiedergewinnung des schützenden Glacis (44)!

V

DIE SCHEIDEKRAFT UNBEWOHNBARER ERDRÄUME

LEBENSFEINDLICHE GRENZEN

Als Ausfluß der Grenzauffassung von Ratzel von der Grenze als einem schmäler und schmäler bis zur juristischen und mathematischen, zeichenbaren Linie werdenden Kampfplatz des Lebens ergibt sich aus dem Gegensatz als wirkungsvollste Spannung die an der Grenze zwischen lebenerfüllter und unbewohnbarer Erde (Anökumene). Sie lehrt im Verhältnis der Grenze zum unbewohnbaren oder doch für unbewohnbar gehaltenen Erdraum (Putativ-Anökumene?) wohl die stärkste natur- wie geisteswissenschaftlich erfaßbare Scheidekraft kennen; sie gilt ebenso, wie selbstverständlich für die Wirtschaft und physische Erdkunde und ihre Verkehrserscheinungen, auch für feinste, durchgeistigte politische und kulturgeographische, für Weltanschauungsbewegungen. Aber wir sehen auch hier, in der Überschreitung der Polräume, der arktischen und antarktischen Anökumene, der Wüstengürtel, der höchsten Kettengebirge, tropischer Urwaldsumpfgürtel (Teraï) und der ozeanischen Breiten (die selber freilich Kampfplätze des Lebens sind) die Durchdringbarkeit aller Grenzen. Absolute Grenzen gibt es nicht mehr auf der Erde, nicht auf dem Meere, nicht auf den Eiswüsten der Polarlandschaften. Eben in unsern Tagen ist die Grenzaufteilung der Arktis und Antarktis mit Nachdruck von Angelsachsen und Sowjetbünden in Angriff genommen worden. Es gibt kein „no man's land" auf dem Planeten mehr.

In dieser Feststellung vorweg liegt die Größe des Problems der Auseinandersetzung zwischen Grenze und Anökumene, die Bedeutung der Erkenntnis, wie sehr mit dem rasch zunehmenden Zurückdrängen der Anökumene durch die Ökumene, mit der Erweiterung der Bewohnbarkeit und Siedlungsverdichtung auf der Erde die Verschärfung der Grenzidee als Kampfraum, als unausgesetzt vor- oder rückschreitendes, umschließendes, nicht starr zu erhaltendes Gebilde an Bedeutung gewinnt! Der Grenzkampf zwischen den Lebensformen auf der Oberfläche der Erde wird mit ihrer Übervölkerung nicht friedlicher, sondern immer erbarmungsloser, wenn auch in den Formen glatter. Wer die Menschheit darüber zu täuschen sucht, steht unbewußt oder bewußt im Dienste der Lüge, wenn auch

einer Lüge aus Mitleid und Barmherzigkeit. Je mehr die unbewohnbaren, auch die für unbewohnbar gehaltenen Räume zurückgedrängt werden, um so schwerer gestaltet sich das dauernde Erhalten auch naturgemäßer Grenzen, um so schärfer, nicht milder der Kampf ums Dasein innerhalb ererbter Grenzen.

Eine Anschauung der Größe und Bedeutung der Fragestellung über die Scheidekraft des Unbewohnbaren geht vielleicht zweckmäßig von der Begriffsfeststellung der Ökumene und der Anökumene oder doch der für wohnlich oder für unbewohnbar gehaltenen Räume aus, wie sie sich in Ratzels Werken an verschiedenen Stellen findet, zum erstenmal zusammengefaßt unter dem Titel: „Über die Anwendung des Begriffs Ökumene auf die geographischen Probleme der Gegenwart", dann an einzelnen Stellen im II. Bande der „Anthropogeographie" und von „Erde und Leben" (45).

Eine Prüfung der Vorstellungen des vor uns liegenden Geschlechtes über den von ihnen für unbewohnbar gehaltenen Raum, für die naturwissenschaftlich zwingend als trennend anerkannten Zonen der Erde zeigt uns, wie weit wir im Zeitraum einer einzigen Geschlechtsfolge diese Vorstellungen schon überholt haben, die damals schon für jeden Menschen, jedes Volk, an ganz verschiedener Stelle lagen, je nach seiner Fähigkeit, Entbehrung zu ertragen und seiner technischen Ausrüstung für den Kampf ums Dasein.

Wir brauchen nur Ratzels Vorstellungen durch die seiner Schüler zu ergänzen, C. Hassert über die Nordpolargrenze der bewohnbaren Erde, wie er sie 1892 sah, zu hören, E. Schöne über die tropische (46), oder Berger in seiner „Geschichte der wissenschaftlichen Geographie der Griechen" (47) über die Entstehung des Begriffs, um zu erkennen, wie schnell sich von jenen ersten Fassungen der Begriff über die Einzelbildungen anökumenischer Zonen und Gürtel in Höhengrenzen und Höhengürteln z. B. fortentwickelt hat (48). Heute erkennen wir das Ringen mit der Anökumene und den Begriff der politischen Schutzanlehnung an sie als ein großes Raumziel vorbeugender Bevölkerungspolitik, seine Abstufung etwa von dem russischen zum chinesischen und japanischen, immer südlicher und ozeanischer werdenden Grenzbegriff als eine der gewaltigsten Treibkräfte politischen Handelns auf lange Dauer und Sicht und über weite Räume hinweg.

Wir kennen aus der physischen Erdkunde unter den Erscheinungen des Lebens auf der Erde, die zum Setzen anökumenischer Grenzen führen, zunächst einmal Bindungen des Lebens durch Erstarrung (Eis in polarer oder Hochgebirgsdauer), durch Unterernährung infolge von Bodenentblößung (Denudation, Wüste als Passatbett, Herausmeißelung des Felsbodens), Bodenrast infolge von Niederschlagmangel, von Bodenvergiftung, Versalzung, von Keimzerstörung durch Brände (scheinbar schwarze Erde im Innern von Sumatra) (49). Wie weit sich darin dennoch abgedrängte Reste von menschlichen Lebensformen, Sucher nach Bodenschätzen, ungewöhnlich für den Kampf ausgerüstete sporadische Siedler halten, ist deren Ermessensfrage.

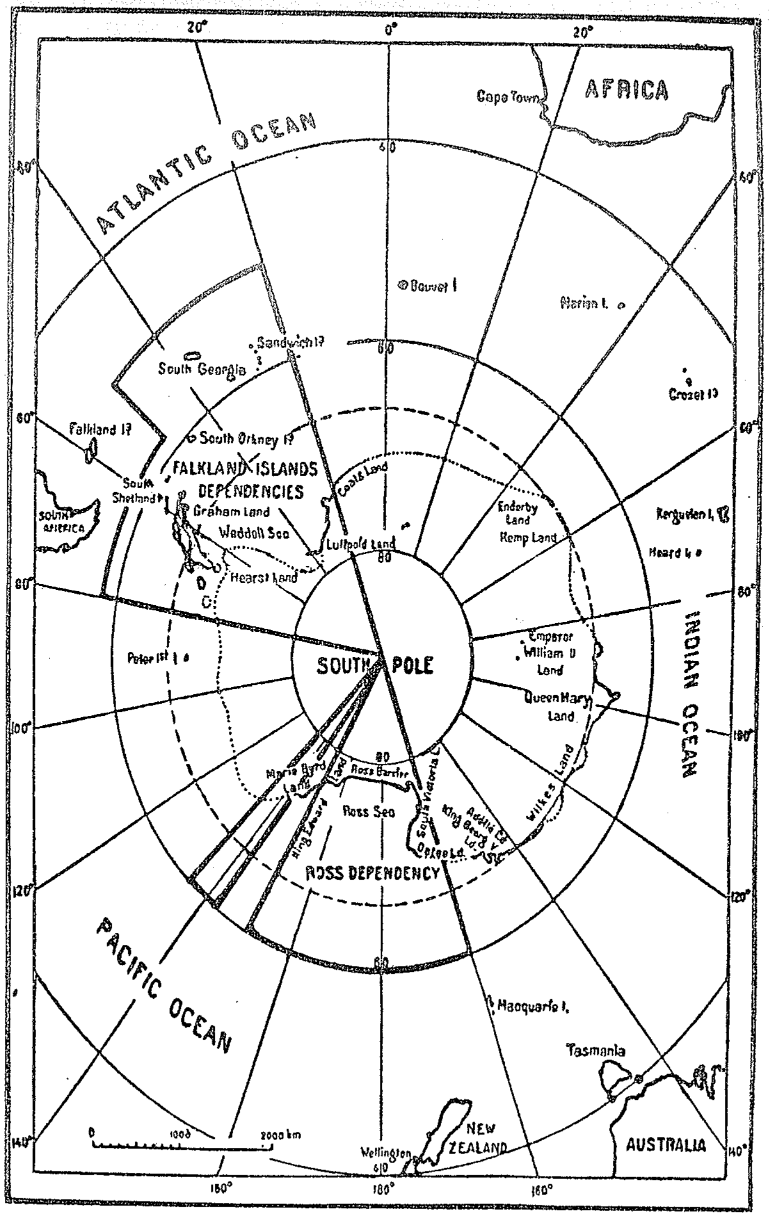


Abb. 11. Aufteilung der Antarktis

4*

Wir kennen dann weiter eine ganz andere Art für unbewohnbar gehaltener Böden, von denen ein Teil höchster Ernährungs- und Besiedlungsfähigkeit für würdig gehalten wird, die durch Ersticken der Vielseitigkeit des Lebens infolge von Überfeuchtung entsteht: Tundra und Moor gehören dazu, aber auch sonst unerschöpflich fruchtbare Böden, in denen durch Überwuchern von einzelnen Pflanzen und Tierarten, die darin ein Lebensoptimum finden, andere Lebensformen ihre Grenzen nicht vorwärtstragen können; sie können sich hinein verschieben, sobald durch äußere Gewalt, neue Funde, Verbesserungen der Tropenhygiene z. B. die Lebensfeindlichkeit dieser einseitigen Überwucherung gebrochen wird, gegenüber dem Schatten des Urwalds (in dem man, wie Sapper gut berichtet, auf fruchtbarstem Boden infolge seiner Monotonie verhungern kann), gegenüber Heuschreckenschwärmen, Malariaträgern, Tsetsefliegen. Aber wir brauchen nur selbst in unsern gemäßigten Zonen den Kampf von Buchen und Fichten

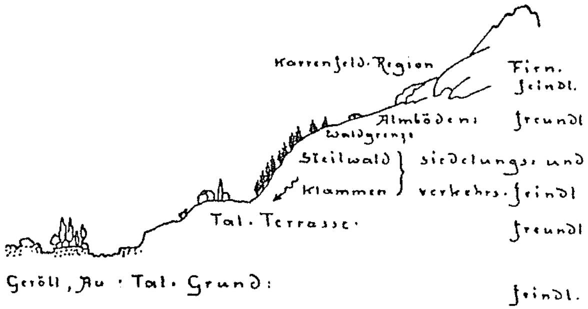


Abb. 12. Grenzaufriß eines Hochtales

untereinander, von Waldbart und Waldrebe gegen den Wald oder den gelben Hederich im Ackerfeld zu beobachten, um die Anfänge ähnlicher Erscheinungen zu erkennen

Diese Auffassung des Zurückdrängens der Anökumene und des Vortragens der Grenzen der Menschheit, vor allem der Kulturmenschheit, in sie hinein spielt eine große Rolle bei den Ideen von Penck über die Erweiterungsmöglichkeiten der Bevölkerungsernährung der Erde durch wirkliche Fruchtbarmachung der Tropenböden für die Kulturrassen, wobei zunächst an die tropische Hyläa Afrikas und Südamerikas gedacht ist. Freilich zeigen etwa A. Schweitzers Arbeit an der Kongomündung (50) und neuere Reisen in Südamerika, wieviel hier noch aus den Anfängen zu leisten bleibt, wie wenig wahrscheinlich es leider ist, daß die weiße Rasse in anderen als Herrenstellungen diese Form der Anökumene überwinden wird.

Gegenüber allen Formen der Anökumene erkennen wir in der möglichst dichten Anlehnung an sie zum Schutz für kleinere und immer größere Siedelungs- und staatliche Lebensformen ein instinktives und bewußtes Leitmotiv säkularer, weitsichtiger und großräumiger Kulturpolitik. Ganz gleich, ob es sich zunächst

um Erhaltung schützender Waldgürtel handelt (wie etwa bei Dorfsiedelungen in den heute noch erhaltenen Schutzformen östlich von München, den größeren mittelafrikanischen Rodungszellen) der Behandlung der Nadelhölzer östlich des Limes, wie sie Gradmann schildert, oder um das zähe Kämpfen Rußlands (sibirische Eroberung), Englands (Kampf um N.-W.-Durchfahrt), der Vereinigten Staaten (Pol-Eroberung): die Schutzanlehnung spielt eine entscheidende

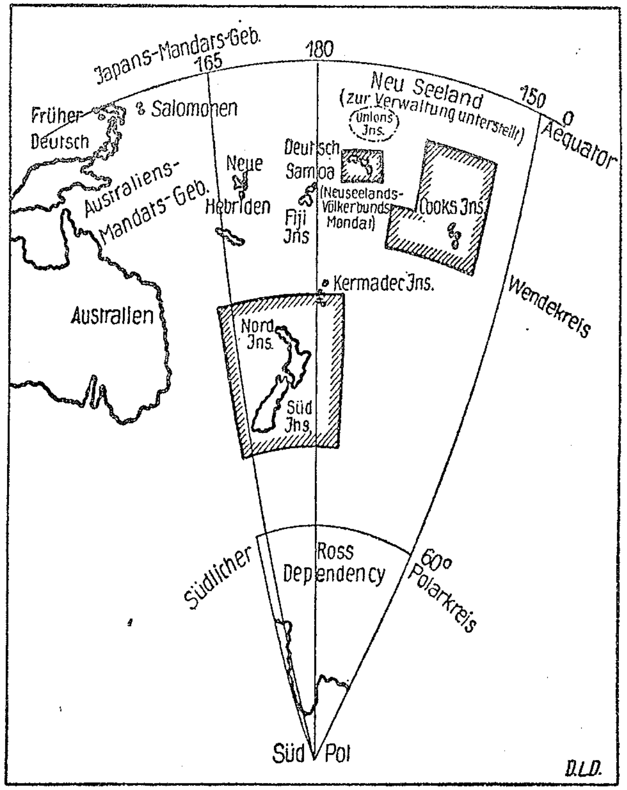


Abb. 13. Neuseelands antarktische Schutz-Anlehnung

Rolle in der Geschichte von Rußland, den amerikanischen Staatenbildungen, von Iran, den zentralasiatischen späteren Großreichen, von China, in der Ausbildung der Inselreiche England und Japan, in den meerumspannenden Reichskörpern Roms, dem Rhythmus der indischen Reichsbildungen, aber auch den begrenzteren Bildungen der Hansa, des deutschen Ordens, der alpinen Paßstaaten. Wer die Schutzanlehnung ans Unbewohnbare gänzlich verliert, wie leider die nordgermanische Rasse, das aller Schutzanlehnungen in seinen Grenzen so sehr beraubte Deutsche Reich, ist schon dadurch zu weit größerer, dauernder Kraftanspannung für das Festhalten des notwendigen Lebensraums gezwungen, zu einer größeren

Intensität des Kampfes ums Dasein, zu noch größerer Vorsicht beim Zurücksinken in Raststellungen.

Wir vermögen auch mit den wissenschaftlichen Methoden der politischen Geographie und darüber hinaus – geschichtliche Bewegungslehren dazu schaltend – mit solchen der Geopolitik, deutlich Abstufungen der Vorstellung von scheidender Unbewohnbarkeit bei einzelnen Rassen und Völkern nicht nur im Wandel der Zeiten, sondern auch bei gleicher zeitlicher Lage aus rein örtlichen Motiven der Gewöhnung festzustellen. Sie sind von ungeheurer politischer Tragweite für die Grenzauffassung, Grenzerhaltung und Grenzsetzung bei den großen Staatsvölkern.

Für die Umwertung im Wandel der Zeiten brauchen wir ja etwa nur das Beispiel im Verhältnis Roms, seines Sängers Ovid zu der Verbannung in Tomi in den damaligen pontischen Landschaften, mit den früheren hellenischen Auffassungen vom Pontos Euxeinos zu vergleichen, wie den späteren Residenzen von Euxinograd, das sich ein verwöhnter Westeuropäer dort schuf, oder von Yalta, das dem großen russischen Reich und seinen Machtträgern als ein Paradies auf Erden erschien. Welche Abstufung in der Einstellung zu einem Scheideraum, dem pontischen, des östlichen und westlichen Mittelländers: zur Getreidekammer Athens, den „gastlichen Hellenenstädten", dem „Verbannungsort des Römers", der Riviera des Russen, dem Ziergarten des raffinierten Vertreters abendländischer Kultur aus dem Hause Koburg!

Für die Verschiedenheit der Einstellung in annähernd derselben Zeit im selben Raum, nur aus verschiedener, mehr nordischer kontinentaler und mehr südlicher ozeanischer Herkunft und Erdraumerziehung ist wohl das am meisten typische und unanfechtbare Beispiel des Verhältnis Rußlands, Chinas und Japans zum Amurland.

Was löst am einfachsten das scheinbare Rätsel, warum den Russen in so märchenhaft kurzer Zeit das Vordringen längs der nordischen Anökumene durch Sibirien an den Großen Ozean gelang, jene gewaltige Reichsbildung, die weithin, bis an die Bucht von San Francisco auf den amerikanischen Raum übergriff und erst unter mächtigem Gegendruck der Angelsachsen, wie später der Chinesen und Japaner, abgebaut werden konnte (51)?

Das Entscheidende war eben doch die Tatsache, daß der in Nordasien vordringende Russe Räume nicht für unbewohnbar hielt und deshalb durchdrang, die den andern großen Weltvölkern, aber auch den ostasiatischen, deren Wohnraum er bald berühren mußte, für unbewohnbar galten, als Raumbesitz nicht erstrebenswert oder bereits als anlehnbarer Ausläufer des lebensfeindlichen Nordpolargebiets erschienen. So nahte sich die russische Ausdehnung 1643 dem letzten großen Reservat-Kulturraum der Erde, dem ostasiatischen, der sich bisher als ein von allen Typen der Anökumene eingehegtes Schutzgebiet erhalten hatte: zwischen der polaren, der wüstenhaften, der ozeanischen, der alpinen und tropischen. Die Frage

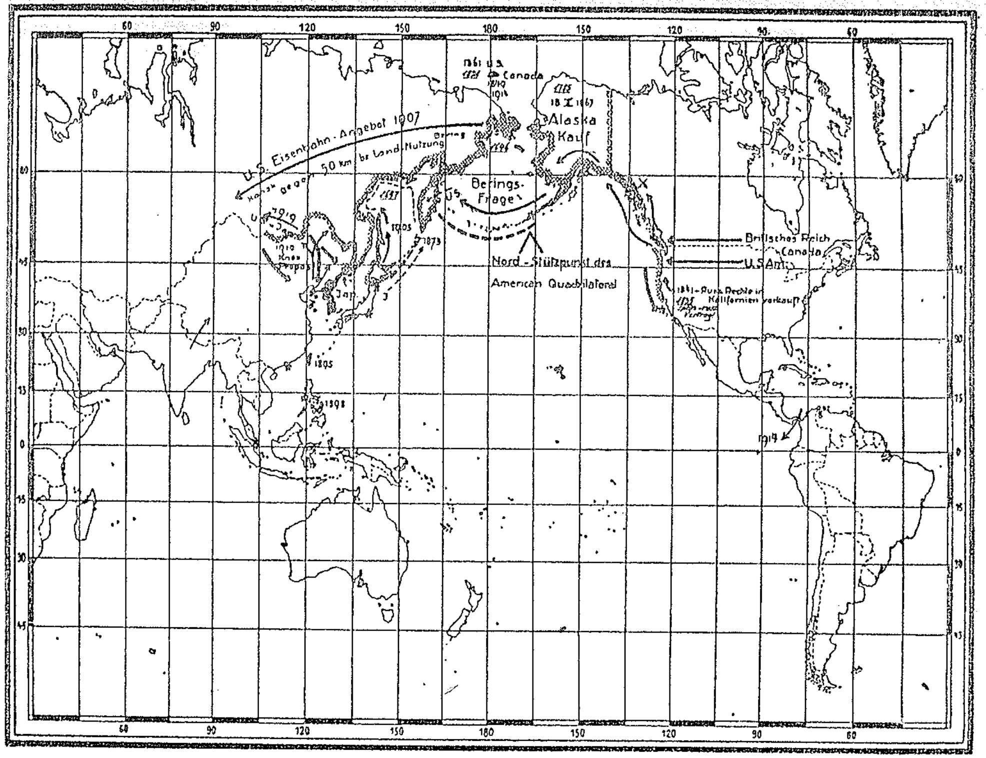


Abb. 14. Die russische Umrandung des Pazifik und ihre Verdrängung durch die Inselreiche

wurde zur Entscheidung reif, ob sich unter dem Schutz der einen expansiven russischen Bildung der nördliche Weizengürtel der Erde um die ganze nördliche gemäßigte Zone legen werde oder ob er an einer entscheidenden Stelle durch die Erhaltung der Schutzanlehnung des ostasiatischen Hackbaus an die nordische Unwohnlichkeit durchbrochen bleiben solle. Den Chinesen lag das Gelände, das sie für unbewohnbar, nicht des reichsmäßigen Organisierens wert gehalten hatten, am Amur. Sie standen zu ihm, wie Altrom zu Donau und Rhein; sie überwachten den Strom, hatten ihn aber nicht eigentlich organisiert; doch der Steppeninstinkt der Mandschudynastie verteidigte ihr Grenzrecht im Vertrag von Albasin-Nertschinsk 1689. Er warf die Russen zurück, bis sie mit zunehmender Entgliederung des unter den Stößen der Seemächte und innerer Auflehnung des chinesischen Südens (Taiping) zusammensinkenden Mandschureichs die Hand auf die pazifische Küste der Mandschurei und dann auch auf die Amurlandschaften legen konnten (Mitte des 19. Jahrhunderts).

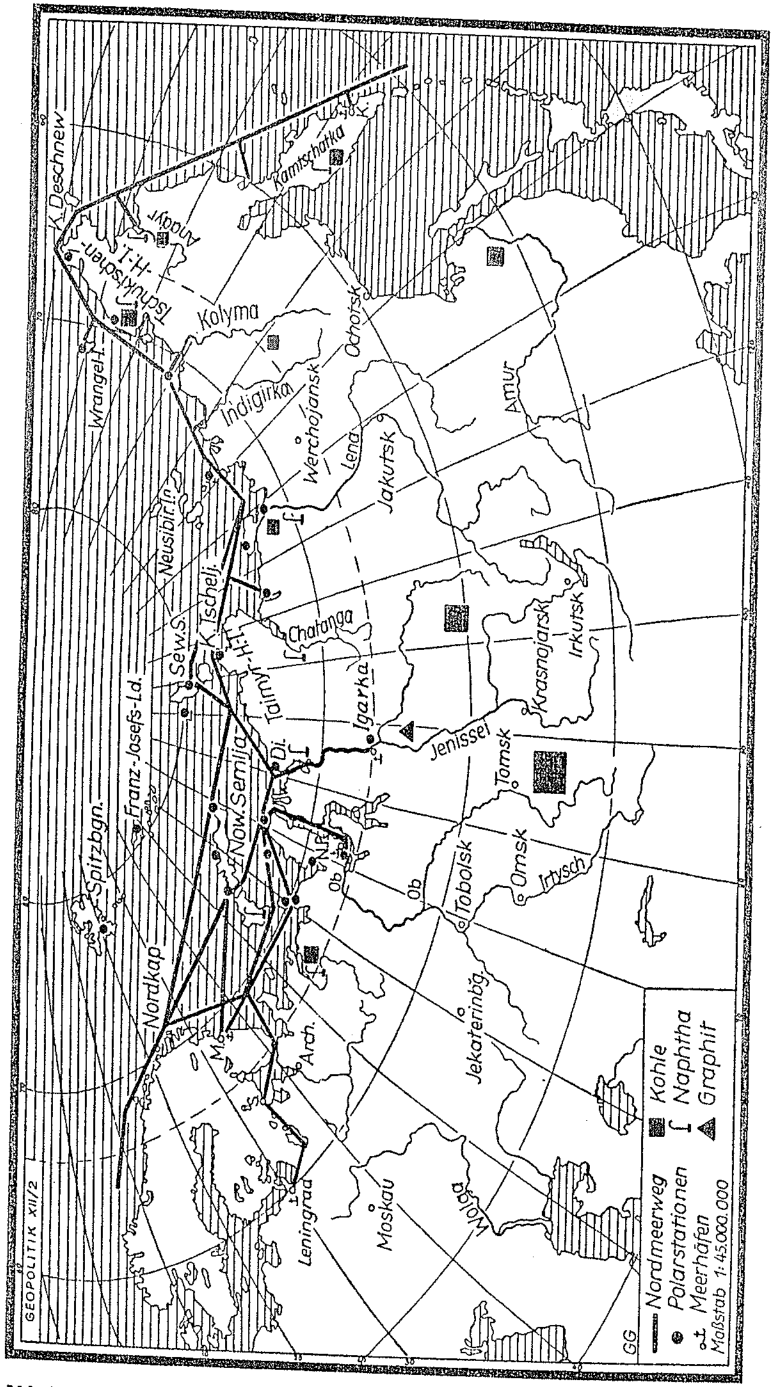


Abb. 15. Das Russenreich in der sibirischen Anökumene

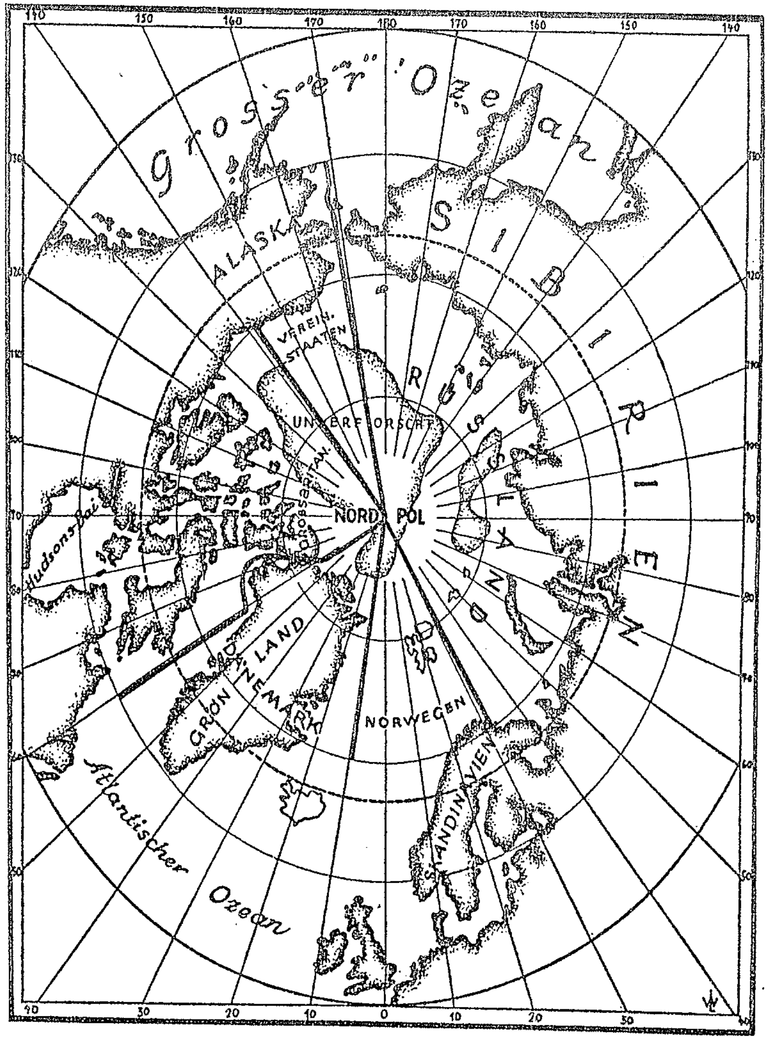


Abb. 16. Die Aufteilung der Arktis

Viel später als die Chinesen empfanden die Japaner die Bedrohung von der Amurlandschaft her durch die Russen. Dem weit nach den Tropen herabgerückten Inselreich schien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die nordische Anökumene schon an der Tsugarustraße zwischen Hondo und Hokkaido zu beginnen und Matsumai, die Festung der Date im Südzipfel des Hokkaido, als Schutzverbindung zu ihr auszureichen. Erst Ende des 18. Jahrhunderts fühlte man den herannahenden Druck und begegnete ihm durch die hastigen Nordexpeditionen gegen Sachalin und die Fischgründe an der Amurmündung unter Mamia Rinso und Mogami Tokunai, wie sie Siebold zuerst dem Westen schilderte (52). Dann aber raffte sich rasch der Sicherungsinstinkt zum Rückschlag auf: zuerst zu Kondominatverträgen mit dem Durchdringen der nordischen Anökumene über Sachalin und Kurilen, dann zur Teilung, bei der die ozeanischen Kurilen an Japan, das kontinentalere Sachalin an Rußland fiel. Zuletzt kam es doch zur kriegerischen Auseinandersetzung, die zunächst Südsachalin wieder in ostasiatische Hand zurückführte und die Russen aus den Kernländern der Mandschurei zurückwarf. Der Uferstreifen am Pazifischen Ozean und der Landstrich nördlich des Amur blieben in russischer Hand; und damit war Ostasien von der nordischen Anökumene abgedrängt, die es seitdem rastlos durch Unterwanderung und wirtschaftliche Durchdringung zurückzugewinnen strebt. Unabhängig davon geht ein zähes Ringen um eine kürzeste nordische Fluglinie, dessen neueste Symptome die Okkupationen in Wrangelland durch Kanada, die Besitzerklärungen der Sowjets über das von ihnen nördlich zum Nordpol reichende Gebiet sind.

Das ist der augenblickliche Stand der immer noch sub judice liegenden Frage der Schutzanlehnung an die nordasiatische Anökumene. Er zeigt in einer solchen Betrachtungsweise seiner Vorgeschichte zum wenigsten, welcher große Zug in Menschen und Völker kommt durch das Ringen um Erweiterung des bewohnbaren Raumes der Erde gegen Pol, Meer, Steppe, Hochgebirge, durch den Kampf um Erweiterung der Grenzen der Menschheit, der zugleich mit dem Vortragen des Machtgedankens in das für unbewohnbar gehaltene Gebiet geführt werden muß. Er ist kennzeichnend für die nordasiatische und nordpazifische Ausdehnung Rußlands; er gibt ihr das heroische Gesicht, auch wenn sie vom Verkauf Alaskas, der Rückbildung der nordpazifischen Umrandungspolitik, dem Zusammenstoß mit Japan zu ozeanischen Zusammenbrüchen führte, denen neuerdings kontinentale Gewinne gegenüberstehen (Mongolei (35), Ost-Turkestan?).

Solche Beispiele scheinen uns so überzeugend, daß wir tatsächlich zum Begriff einer für jeden Menschen und jede Menschengruppe verschiedenen Putativ-Anökumene, einer nur ihnen glaubhaften Unwohnlichkeit kommen könnten, einer relativen Anökumene im Gegensatz zur absoluten. Ihre bloße Erwähnung zeigt, wie wenig in allen Grenzbegriffen und Grenzstreitigkeiten mit reinen starren Rechtsbegriffen und staatswissenschaftlichen Definitionen gewonnen ist, wie sehr man überall der Zeugenaussage, des Sachverständigengutachtens der Erdkunde be-

darf, um nicht heillosen, naturwidrigen Unsinn zu begehen, um nicht einen Zustand festzusetzen, dessen Beseitigung dann eben zumeist Kampf und Krieg bedeutet.

Nehmen wir nur das verschiedene Verhältnis des Romanen, des Germanen, des Slawen zum **Wald**, und innerhalb der Slawen etwa des nordischen Podsjol-Siedlers (54) im dünnen Wald, später in der Taiga, und des südlichen, auf Steppen und Savannen eingestellten Tschernosjom-Siedlers (55), des Großrussen und

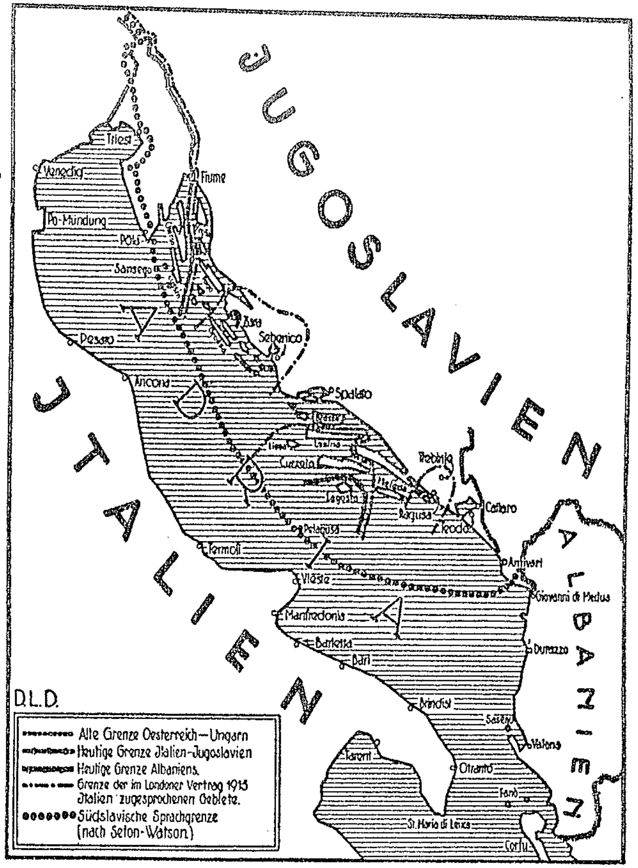


Abb. 17. Küstenhaftende und binnenlandbestimmte Grenzen an der Adria

Ukrainers! Der echte Waldsiedler verschwindet gern im Wald, lehnt sich wohlig an ihn an, gestaltet seine Siedelungen dementsprechend, wie wir das heute noch in den langgestreckten baumüberwachsenen Dorfschaften sehen. Der Ackerbauer und Viehzüchter hingegen folgt den Lößhochflächen, Savannengürteln, er rodet den Wald, verwendet ihn als „Wüstengürtel", als anökumenischen Schutz. Italien sieht vor allem die Schutzanlehnung der Alpen, der Firnfelder, wo der Germane weidend und Weiderechte jenseits der Pässe schaffend, die Herden über die Jöcher

treibt, wie der Inder die Wohnung des Schnees (Himalaya) als Grenze des Unwohnlichen, Sitz furchtbarer Götter sah, in deren hohen Nordtälern doch der Tibeter dauernd haust.

Zu einer relativen anökumenischen Grenzbedeutung gelangen wir auch gegenüber der Scheidekraft des Wassers in all seinen Erscheinungen auf der Erdoberfläche, den Wasserstraßen und Wasserrinnen, Seen, Meeren, die von den einzelnen Menschenrassen ganz grundverschieden empfunden werden. Für Normannen und Malaien ist die Seewanderung etwas Selbstverständliches; sie empfinden das Meer als verbindend, überlassen dagegen das Gebirge des Innern sogar in kleinen Inseln den „Menschen des Innern", von den Malaien Toriadja genannt (56), andern Rassen, während sie die Küstensäume besiedeln. Das Atoll ist den Malaio-Polynesiern eine Zone höchst gesteigerten Lebens und Lebenserwerbs, das weit mehr für ihre Ernährung bedeutet, als das schmale Korallenriff mit seinem dünnen Humus, auf dem sie wohnen.

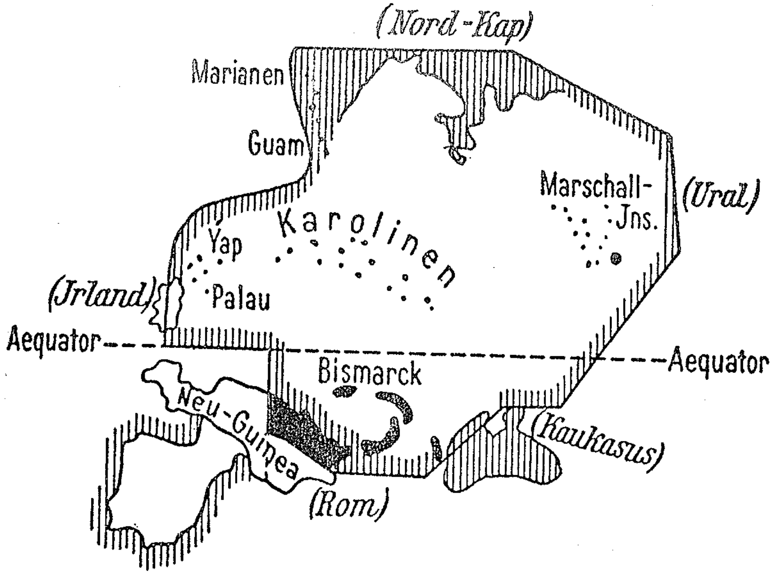
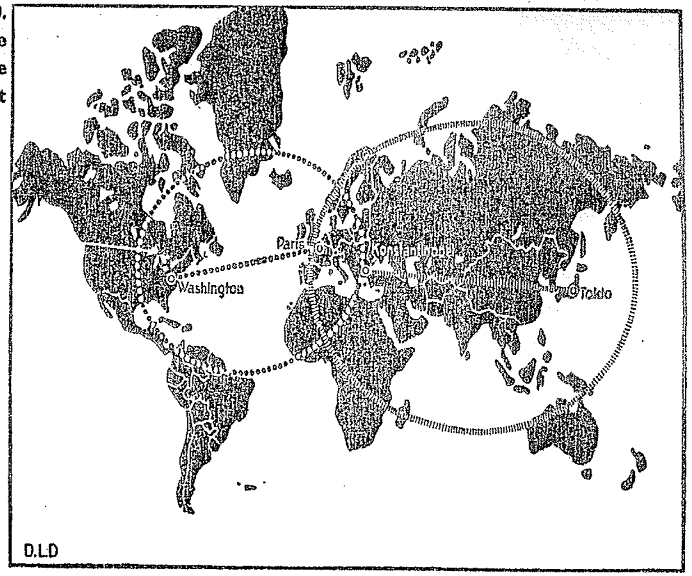


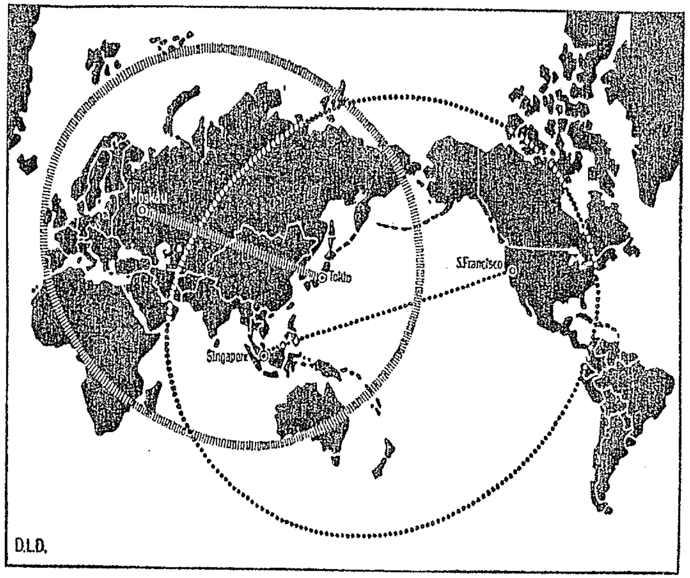
Abb. 18. Das deutsche Südseereich der Vorkriegszeit auf eine Karte Europas gelegt

Maßgebend für ihre ganze Weltanschauung ist ihr pantheistisches Einheitsgefühl mit dem Meer und seiner blauen Weite (57). Solche Rassen verbindet das Meer, lockt der Reiz der Gegenküste; anderen, die von binnenländischen Wuchsgebieten ans Meer verstoßen, wird es zur selbstverständlichen Grenze. Die Chinesen verloren von den fast 18000 km Küstenzutritts, die sie bei der ersten Erschließung Mitte des 19. Jahrhunderts noch innehatten, über 10000 km Küsten-

Abb. 19/20. Die große Antithese West–Ost



.... 1914–1918



.... in Zukunft

länge dieser Schutzanlehnung, wurden auf 7100 km von heute zurückgedrängt, ohne die Gefahr, die darin für ihren Lebensraum liegt, voll zu empfinden. Das japanische küstenlebige Reich hingegen vergrößerte in der gleichen Zeit seine Schutzanlehnung an das Meer auf die geradezu unwahrscheinliche Küstenentwicklung von fast 52000 km (ohne das Südseemandat des früher deutschen Insel-

reichs einzurechnen). Welcher Unterschied im Werturteil gegenüber derselben geographischen grenzbildenden Erscheinung!

Eines der größten Zukunftsprobleme der Menschheit, die Aussichten des Ausgangs im Ringen zwischen indopazifischer und atlantischer Kultur, liegt in dem Urteil beschlossen, das man über die anökumenische Scheidekraft des Großen und Indischen Ozeans gewinnt. Verkannt wird die Tragweite ja wohl nicht mehr, die der weltschicksalbestimmende Unterschied zwischen atlantischen und indopazifischen geopolitischen Grundzügen menschlicher Kultur-, Macht- und Wirtschaftsentwicklung hat; zwischen dem expansiven, exzentrischen, atlantischen Küstentyp und dem pazifischen mit seinen abschließenden, autarkischen, zentripetalen Zügen — wie ihn E. Suess begründet — (58) und seinen notwendigen anthropogeographischen Folgen.

Alle diese pazifischen Kulturen, wie auch die ihnen — nach ihrer Fermentation von den Hochpässen der N.-W.-Grenze aus — viel verwandteren indischen, sind zwischen schützender ozeanischer, polarer, wüstenhafter und gebirgiger Anökumene erwachsen, zwischen Grenzschranken, die nun durchbrochen sind und infolgedessen irgendeine Auseinandersetzung und Abgleichung oder Zerstörung von Unangleichbarem bedingen. So geht es der größten, der ostasiatischen, so der indischen Kulturreserve, so erging es der zentral- und südamerikanischen, deren alte Träger aber längst nicht ganz von der atlantischen Kultur überwunden sind. Im Gegenteil, heute gerade kommen Rückschlagserscheinungen zutage: in der mexikanischen Bodengesetzgebung, im steigenden Wiederauftauchen des indianischen Blutes nach langer Unterdrückung (Benito Juarez, Porfirio Diaz!), der Entwicklung von Peru wie Bolivia von atlantischen Daseinsauffassungen hinweg den mehr pazifischen zu, aber auch in dem Überwachsen ostasiatischer Rassen nach Hawai, der Regeneration malaio-polynesischer Züge in den Philippinen, sogar in Neuseeland wie in Japan. Sie zeigen uns, daß ihre Bildung innerhalb der anökumenischen Schutzanlehnung solchen Kulturen eine so zähe Widerstandskraft gibt, daß einzelne ihrer Leitzüge in Rückschlagserscheinungen innerhalb der Grenzen ihrer ursprünglichen Bildung immer wieder zutage treten können.

Vielleicht ist die Zerrung zwischen ihren atlantischen und pazifischen Zügen die Zukunftsproblematik der scheinbar sonst für ihr Zusammenhalten in der Zukunft so problemlosen Vereinigten Staaten!

Auch darin liegt ein Beweis für die ungeheure naturbegünstigte Stärke anökumenischer Scheidungen, die wir deshalb nach ihrer Wirkungskraft an die erste Stelle gesetzt haben, sogar vor dem die Lebensformen weit weniger autoritär als sie scheidenden und abgrenzenden Meer!

VI

VOM „SILBERGÜRTEL": DAS MEER ALS GRENZE

Ehe wir seine grenzbildenden Einzelerscheinungen betrachten, möge zuerst das Meer als Ganzes in seiner verbindenden wie seiner scheidenden Kraft, lockend hinausglänzend, drohend herantobend vor uns hinfluten. Wir sollten gerade als Binnenländer von den planetarischen Erscheinungen immer die uns zunächst fernerliegenden, die Gegensätze unserer gewohnten Umwelt ins Auge fassen, ehe wir vertrauteren Bildern gegenüber versucht werden, uns in Einzelheiten zu verlieren! Beim Meer als Ganzem aber, bei den ineinandergleitenden Ozeanen finden wir mit der fortschreitenden Entwicklung der Schiffahrt die Scheidekraft immer mehr von der vermittelnden, verbindenden Rolle überwogen: das Meer wird also als Grenze untauglicher, der Reiz der Ausdehnung darüber hinweg nimmt zu — die Schutzkraft ab. Nur ganz große Weiten erhalten sie sich noch.

Eine der schönsten großen geopolitischen Aufgaben ist eigentlich noch zu lösen: die Untersuchung des Hereinrückens zuerst der kleinen, dann immer größeren, zuletzt der größten Seeräume in der Geschichte (59), ihr Dienstbarwerden gegenüber Reichsgedanken, das gleichläufige Zurückdrängen des hellenischen Okeanosbegriffs, bis er sich zuletzt, wie die sagenhafte Südfeste, in den Gürtel der „braven Westwinde" verflüchtigt — allenfalls noch den antarktischen Kontinent als erdumspannende Idee umströmend. An seine Stelle tritt der Hauptträger des Weltverkehrs, der Tummelplatz der Macht: das „Weltmeer" in einem anderen Sinne, die Vereinigung der Ozeane.

Der großen Entwicklung der physischen Ozeanographie gesellt sich immer mehr die Forderung nach einer gleichwertigen Behandlung der politischen Meereskunde (60), der Kulturozeanographie, wie sie etwa v. Boeckmann und Reche (61) betreiben.

Ein Bestandteil von ihr wäre auch die Prägung ozeanischer Grenzunterscheidungen von Meeresteilen, wofür Strömungsgrenzen, Atollgrenzen, Barriereriffe, Färbungen des Wassers, Beimengungen anorganischer wie organischer Herkunft brauchbar wären. Aber in der Praxis zeigt der bloße Versuch auch hier manche Schwierigkeit. Wo sieht der eine, wo der andere das tiefdunkle Blau des Kuro-

shiwo die kalte, grüne Strömung des Oyashiwo (62) verdrängen, wo die lichtgrüne, lebenerfüllte Schale des Atolls außerhalb des sie umgürtenden Brandungsgesichtes zur abyssischen, tiefblauen Senke sich neigen?

Je mehr die physische Ozeanographie mit ihren trefflichen Karten (63) bei der Grenzunterscheidung von Meeresteilen und Teilräumen der Ozeane, von Mittelmeeren, Rand- und Binnenmeeren, auch für die Politik, Kultur und Wirtschaft brauchbare Namen und Normen findet, um so sicherer wird ihre Dauerwirkung sein. Das Motiv der Meerumrandung zunächst gegenüber Binnen- und Mittelmeeren, aber auch z. B. dem Indischen Ozean, hat Dix (64) als eines der leitenden in der politischen Erdkunde herausgearbeitet. Seine Anwendung setzt eine Ausdehnung des Grenzinstinkts auch auf Meere und Meeresteile voraus, wie er

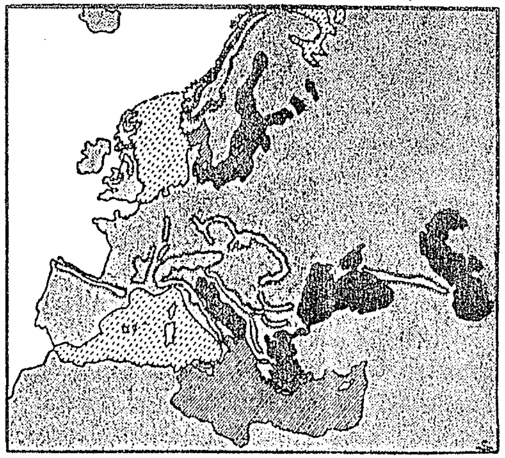


Abb. 21. Abstufung der Binnenmeer-Eigenschaften in den Randmeeren der Europäischen Küsten

in Venedig gegenüber der Adria lebendig war, wie ihn England seinen umgebenden fünf und sieben Meeren, dem Kanal (Fünfhäfen) und später „Oceana" gegenüber entwickelt hat, aber auch Japan gegenüber der Inlandsee zuerst, der Japansee später, dem ostasiatischen Küstenmeerkorridor zuletzt immer bewiesen hat. Der gleiche Instinkt fehlt jedoch leider den Nordgermanen trotz allem Gerede vom „Dominium maris baltici". So war die Ostsee wohl zeitweilig dänisches, schwedisches, deutsches Küstengewässer, und in einem Augenblick des Hellsehens schlossen sich alle Anliegermächte zu einem Ostseeabkommen zusammen, das weite Ausblicke hätte öffnen können. Aber es blieb bei einer ganz vorübergehenden Instinkthandlung (65) ohne fruchtbare politische Auswirkung.

Die Frage des Verantwortungsgefühls eines Küstenvolkes gegenüber seinem Küstenschelf spielt hier eine große Rolle. Wie haben sich z. B. China und Indien die Pflicht der wissenschaftlichen und technischen Überwachung ihres je etwas über 7000 km betragenden Küstenschelfes entwinden lassen, wie umsichtig hat

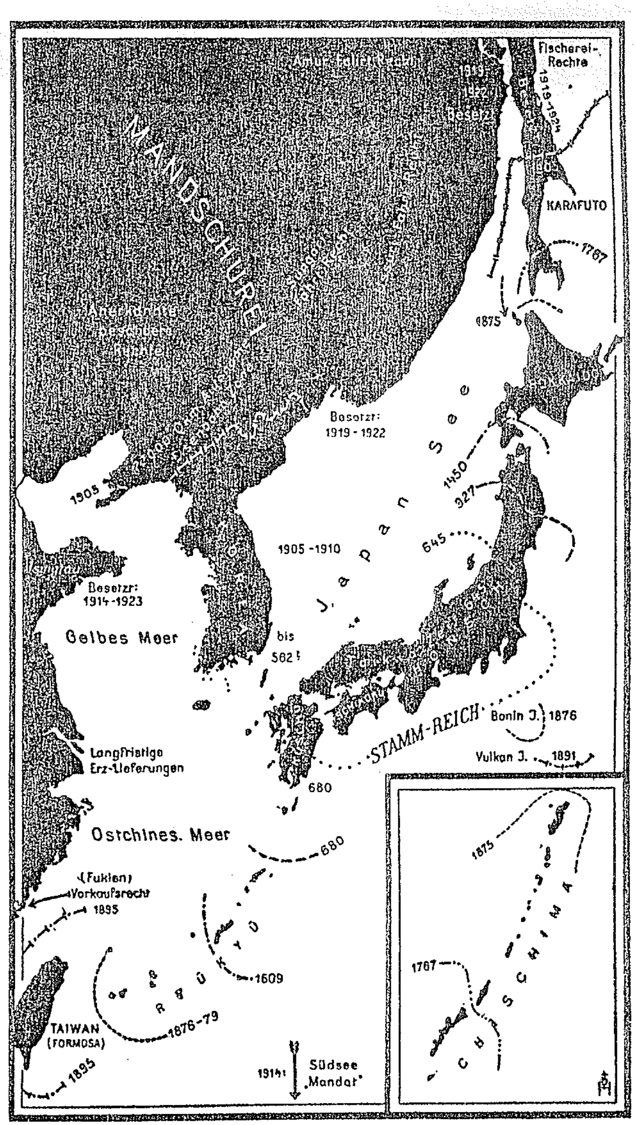


Abb. 22. Hineinwachsen Japans in seine Meeres-Räume

Mandschukuo ist seit 15. 9. 1932 selbständiger Staat und mit Japan verbündet

dagegen Norwegen (Nansen) die seine gewahrt! Eine dieser Grenzarbeit entsprechende Aufgabe ist die dauernde Beachtung der binnenwärtigen Wirkung der Küstengrenze, so wie sie etwa Langhans in seinen „Wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Küsten zum Meere" (66) auffaßte und kartographisch darstellte, oder Dr. P. Lehmann in seiner „Deutschen Nordseeküste als Grenzwehr", oder Erich Obst in seiner Darstellung von Flandern als Zelle einer Küstengrenze (67), später in seinem großgesehenen Werk: „England, Europa und die Welt".

Wie die Behandlung ganzer Ozeane, Mittelmeere, Großseeräume kann natürlich auch die Unterscheidung im kleinen zwischen Meerengen und Landengen, die Betrachtung von Kanälen, Kanalzonen, geschlossenen Meeren und Meeresteilen („mare clausum"), vor allem die Frage der Territorialteile, Territorialgewässer grenzwissenschaftlich vom ozeanographischen Standpunkt her ausgebaut werden. Sie wurde es zum Teil schon aus praktischen Forderungen heraus vom völkerrechtlichen Standpunkt her, der freilich die große internationale Rechtsunsicherheit der einzelnen Gewässerteile enthüllt. Gerade hier könnte geopolitische Betrachtungsweise nur wohltätige Klärung schaffen. Namentlich den Entrechteten würde sie — auf der Tribüne der Menschheit in die scharfe Beleuchtung der doch allmählich entstehenden öffentlichen Meinung der Welt gerückt — gegenüber alten Seeraubprivilegien nur nützlich sein. Nicht umsonst ist der erste Ruf nach dem „Freien Meer" (68) und einer andern Seerechtsordnung, als der durch die überlegene Gewalt und die größeren Kanonen bestimmten, von den Niederlanden, also von einem aufstrebenden Küstenkleinstaat ausgegangen, der in seinem Kanalsystem, in seinem Het Y und Helder geschlossene Meeresteile sein eigen nannte, auch über See solche zu schaffen versucht hatte (Sundareich; Japanverkehr der Niederlande!).

In Japan freilich hatten sowohl Portugiesen und Spanier als Niederländer das Ideal eines unbestritten umrandeten Binnenmeeres vorgefunden, die japanische Inlandsee, jene unvergleichliche Schule der Seefahrt und Fischerei, von deren Gewöhnung alle weiteren Versuche zur Meerumrandung des japanischen Reiches ausgingen (69). Meerumrandung und Meerbeherrschung, und sei es nur in Teilräumen, ist allezeit ein Ziel höchster Verlockung für aufstrebende See- und Küstenrandvölker gewesen und hat bis in die neueste Zeit seinen Reiz nicht verloren. Russen und Nordamerikaner verführte er in der Beringsee, Briten und Nordamerikaner in den nordamerikanischen Polargewässern. Die Sowjets behaupteten im Weißen Meer, was Zarenrußland einst im Schwarzen versuchte, wo vorher Hellenen, Genuesen, Türken der Reihe nach pontische Herrschaften erträumten. Die Ägäis lockte seit dem Zusammenbruch des kurzen athenischen delischen Bundes immer wieder zu neuen Anläufen (70).

Eine geschichtlich-erdkundliche Betrachtung des Aufbaues von Inselstaaten und meerumspannenden Macht- und Wirtschaftskörpern gehört zu den politisch lohnendsten Betrachtungsweisen. Sie ist gerade für den überwiegenden, mehr binnenländisch eingestellten Teil der Deutschen und Innereuropäer besonders fruchtbar, die aus der abgeschlossenen Geschichte und Geographie von Venedig ein sehr nützliches ozeanisches Gegenbeispiel zum Aufblühen und Zusammensinken ihres eigenen kontinentalen Reiches gewinnen könnten. In der Portalüberschrift des Magistrato sulle acque in Venedig steckt eine Quintessenz von Lehren für flüssige Grenzen! „Venetorum urbs divina disponente providentia in aquis fundata aquarum ambitu circumsepta, aquis pro muro munitur — Quisquis igitur

quoquomodo detrimentum publicis aquis inferre ausus fuerit et hostis patriae judicetur nec minore plectatur poena quam si sanctos muros patriae violasset..." (71).

Das ist geopolitische Erkenntnis von Meeresgrenzen in klassischer Form! Zu der so sehr umstrittenen Frage der Reichweite der Küstengewässer, der Dreimeilengrenze und Kanonenschußweite, jenem seltsam primitiven Maßstab der Küstengewässer-Ausdehnung, sind in der Wirklichkeit beständig Fälle anhängig, die nebenbei auch zeigen, wie weit die Menschheit in der Praxis noch von dem Zustand ist, Macht durch Recht ersetzen zu können; so in der Frage der Küstengewässer in Spanien und Schweden, die beide die Dreimeilenzone bestreiten und ihre Macht weiter hinaus auf vier erstrecken wollen. Das gleiche ist der Fall bei der Sowjetregierung für das Weiße Meer, wo man der britischen Raubfischerei und dem Waffenschmuggel und Nachrichtenschmuggel zu begegnen wünschte, 1922 zu scharfen Gegenmaßnahmen griff und der britischen Regierung auf ihre Drohung zur See gleichfalls durch Entsendung eines Kreuzers antwortete. Hier, am Nordstrand der Sowjetbünde, liegt ein umgekehrtes Interesse vor, wie bei der britischen Überwachung des Persischen Golfs gegen die Waffeneinfuhr nach Afghanistan und Indien, wo die Seemacht den Kontinent waffenlos halten will. Strenge Durchführung des aus der Kanonenschußweite entstandenen Dreimeilenbegriffs öffnet z. B. die japanischen Randmeere, das Asowsche fremdem Eindringen. Die Kanonenschußweite, in vielen Verträgen noch anerkannt, macht Inlandsee und Japansee, nächstens aber auch den Kanal zum mare clausum, denn Kanonenschußweite ist jetzt 128 km, und wenn sich zwei Küsten nähern, wird ein Raum bisher offener See von 256 km damit gesperrt. Das scheint an bösen Scherz zu streifen; wenn wir aber bedenken, daß die Vereinigten Staaten aus ähnlich großzügiger Auffassung ihres Küstenbegriffs die Fahrt Manila—Vancouver—Panama—New York als amerikanische Küstenschiffahrt erklärt haben, sieht sich die Sache ernster an; und man erkennt, wie der Mächtige auch heute wie immer mit Rechtsbegriffen zu spielen vermag. Man male sich die Folgen für Landräume aus, deren Abmessung uns vertraut ist und mache sich klar, wie wertlos dann Grenzen überhaupt werden können. Man lege etwa die 256 km über Baden oder Ostmark! Baden und Tirol verschwinden als eigenberechtigte Daseinsräume unter solchen Maßstäben. Man sperre versuchsweise auf einer Weltkarte alle Seeräume mit Zugangsweiten unter 256 km für den freien Verkehr: den ostasiatischen Randmeerkorridor, die Sundasee, man zerschneide das Mittelmeer, schließe Nord- und Ostsee, vom Pontus, dem amerikanischen Mittelmeer, ganz abgesehen. Man mache sich ein Bild, wie die Bahnen des Weltverkehrs durch Staatsrechtsfiktionen von solcher Weite der faktischen Grenzauffassung solcher Geräumigkeit verlegt werden könnten, wie sie ja auch praktisch durch den amerikanischen, australischen, chilenischen, türkischen Begriff der Küstenschiffahrt eingeengt werden. Das sind Ausnützungen des Seegrenzrechts bis zum äußersten, wie sie die

U. S., wie sie aber auch die jüngste türkische Gesetzgebung mit unerhörter Schroffheit durchführten, die chilenische anbahnt, die sich bloß das ganze Angelsachsentum zielbewußt auch zu eigen zu machen braucht, um alle fremde Schiffahrt lahmzulegen und so die nicht teilhafte Welt Zusammenbrüchen oder abwehrender Gewaltanwendung entgegenzutreiben.

Die amerikanische Jones-Bill ist nichts anderes als eine faktische Erneuerung von Cromwells Navigationsakte; und es ist nur ein Glück für die im Schatten lebenden Völker, wenn einmal in Rückschlagserscheinungen gegen monopolartige Ausbeutung blühende Handelskolonien, wie Hongkong und Shanghai, am eigenen Leibe an den chinesischen Boykotts und Abwehrstreiks spüren, daß es auch hier Grenzen geben kann, die man nicht ungestraft überschreitet. Hier aber steht eben die Abstoßkraft von mehr als 450 Millionen hinter der Selbstschutzbewegung der chinesischen Meergrenze.

Da, wo Land und Meer sich scheiden, entsteht längs ihrer Grenze eine Kampfzone: die Küste. Scharf lernen wir unterscheiden zwischen Lock- oder Reizküsten und Abwehrküsten. Frühe geschichtliche Erfahrung der Menschheit schildert uns Steilküsten mit vorspringenden Klippenreihen, mit Inseln in Sicht, Riasküsten und Fjordküsten, Schären als Küstenformen, die einen Reiz zur Überschreitung seewärts ausüben. Der monotone flache Strand, namentlich wenn starke rollende Brandung auf ihn zusteht, ist allenthalben eher zur Hemmung geworden, der die an ihn herangedrängte Volkheit sich auch bei starkem Volksdruck von innen fügt, wie im allgemeinen die nordchinesische und die indische. Wir unterscheiden also auch politisch und kulturwissenschaftlich zwischen Flach- und Steilgrenzen, die von einer Küste gebildet werden, innerhalb der Steilküste wieder scharf zwischen parallel der Küste oder senkrecht zu ihr stehenden Gebirgszügen, wobei die parallelen die Grenzüberschreitung meerwärts hemmend, die senkrechten sie fördernd wirken (72). Gegliederte, hafenreiche und monotone, hafenarme Küsten lassen das Meer sich grundverschieden als Grenze verhalten. Dabei sehen wir allerdings, daß einst berühmte Häfen mit der wachsenden Größe der Schiffsgefäße, ihres Tiefgangs und Fassungsraums wertlos werden, daß die Zahl der Welthandelshäfen sich immer mehr verkleinert, die für Grenzüberschreitungen seewärts oder landwärts in großem Stil genügen. Weitere Spielarten schafft natürlich die Eigenart der Brandung (südwestafrikanische Küste!), aber auch ihre Überwindungsmöglichkeit mit Mitteln der Technik (Pier) (73).

Eine wirksame Filterung bewirkt die Eigenart des Meeres als Grenze überall da, wo es Volkheiten oder Kulturkreise und Reichsbildungen scheidet. Schon durch die natürliche Küstengestaltung ist sie bedingt: Riffe, Schären, Lagunen, Strandseen, Haffe, Limane, Mangroveküstengürtel, Nehrungen, alle diese Einzelformen verhalten sich ganz verschieden gegenüber der Filterung des Menschenaustausches von Lebensformen an ihrer Meeresgrenze. Man braucht nur an ihre ganz verschiedene Abstoßkraft gegenüber fremder Gewalt, gegen Landungen und Beschießun-

gen zu denken oder gegenüber der hygienischen Abgrenzung, der Quarantäne. Man braucht nur die Tatsache ins Auge zu fassen, wie sehr gewisse Arten von Inselstützpunkten auf Küstenreichweite die Abwehrkraft einer Küstengrenze lähmen. Zinninseln und andere Handelsstützpunkte (74), Miau To-Archipel und Chusan-Inseln in China, Malta, Cypern, der Dodekanes gefährdeten so die Seegrenzen, denen sie vorgelagert waren.

Besondere geographische Lokalverhältnisse der Küste spielen dabei eine große Rolle, wenn wir ihre Scheidekraft einschätzen sollen: Strömungen, landstehende Dauerwinde, kalte Auftriebswasser, biologische Ausstattung muß dabei berücksichtigt werden. Wie man eine solche Aufgabe angehen sollte, das zeigt z. B. musterhaft Doflein in seiner „Ostasienfahrt" oder anthropogeographisch Gravelius (75) oder wehrgeographisch Furse-Septans (76).

Die Gezeitenspannung stuft diesen höchst wechselvollen Charakter des Meeres als Grenze noch weiterhin ab. Sie ist in Binnenmeeren eine kaum merkliche Wirkungskraft; in Ostasien, an Teilen der kanadischen Küste schafft sie aber schon unter normalen Verhältnissen breite Gürtel amphibischen Lebens, namentlich wo auch noch die Einflüsse großer mündender Ströme dazu kommen. Die Grenze auch des Meeres — der unkundigen Landratte eine anscheinend leicht zu verfolgende Linie zwischen Festem und Flüssigem — wird durch dieses Küstenspiel ebenfalls dreidimensional, wächst von der Linie zum Saum und körperlichen Organ, in dem zahlreiche Wirtschaftsbetriebe Raum finden, in dem z. B. bei einer Küstenentwicklung von über 52 000 km des japanischen Reichs 7—8 Mill. Menschen unmittelbar, weit mehr noch mittelbar ihre Nahrung suchen. In Südchina hat eine Millionenbevölkerung ihre Wohnstätten ausschließlich auf den Flüssen und Küstengewässern.

Victor Bérard in Bd. IV „Les Navigations d'Ulysse" (Paris, Armand Colin 1929) beschreibt kaum übertrefflich auf S. 479 ff. den Unterschied in der Betrachtung der Meergrenze (wie bei Skylax) seekartenmäßig, auf Küstenaufriß hin, oder Periplus (wie bei Strabo) landrattenmäßig, von Inland-Höhenmarken aus.

„Profils maritimes" — (selon les Instructions Nautiques) „façades des continents irréels" . . .

Weg von der Atlas-Beschreibung des Hanno zu der des Plinius S. 489.

Für die Übergangsformen der Küstengrenze zwischen Land- und Seeformen, namentlich im Zusammenhang mit Strom- und Flußmündungen, wären etwa als Beispiel hervorzuheben: die südfranzösische Flußmündungswüste der Crau, zur Zeit im Übergang zu festem Fruchtland begriffen durch Einleitung der Hochwässer der Durance mit ihrem Schlammrückstand: eine ausgesprochene Übergangsbildung!

Ferner gehört hierher der indische Schutzstaat Cutch, „Küstenland" von 16 834 qkm und 1/2 Mill. Einwohner, noch vor einem Jahrhundert landfest, dann 1827 wieder zur Insel geworden, als die durch ein Erdbeben zerrissenen Indus-

dämme einen ausgetrockneten Meerbusen aus einem 60000 qkm großen Salzsumpf wieder vollaufen ließen. Hier verhalten sich also nicht ganz 17000 qkm organisiertes Land demütig-abhängig zu 60000 qkm amphibischer Bildung eines Grenzkörpers zwischen Land und Meer.

Kennzeichnend ist endlich der Fall der Fairie Flats, der Sandablagerungen an der Yangtse-Mündung unterhalb der Hwangpu-Mündung, des Stroms von Shanghai, wobei es sich um die Fortexistenz des Welthafens als Groß-Shanghai handelt. Wer aber ist zuständig zur Regelung der Fahrrinne durch die gewaltige Schlamm- und Sandablagerung, die als zirka 200 m breiter und mindestens 12 m

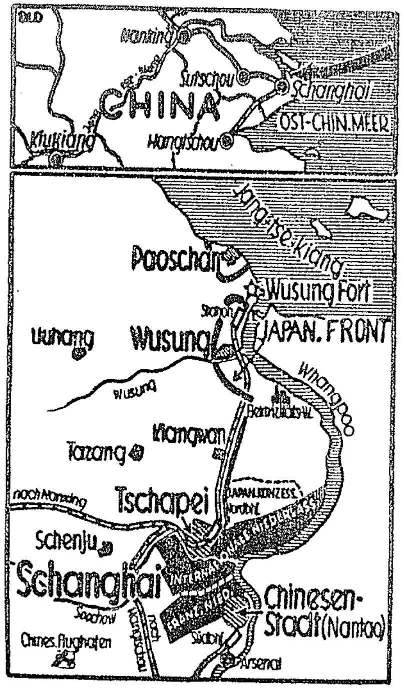


Abb. 23.
Lage und Gliederung von Shanghai

tiefer Durchstich durch zwei starke Sandbagger hergestellt und erhalten werden kann? Die Kosten wären 10 Mill. Tael oder rund 60 Mill. GM. Anleihetilgung fände statt aus den 3% Zuschlägen auf die Seezölle und 3% Kaiabgaben auf den Wert der gelöschten und verladenen Waren, die in Shanghai erhoben werden. Der Verkehr fällt zu 37% auf England, 25% auf Japan, 22% nur auf China, 11% auf Amerika, 5% auf alle übrigen! von einer Seeschifftonnage von 12 Mill. mit einem Handelswert von 940 Mill. Tael. China ist also beteiligt, aber das Heft in fremder Hand. Es ist sicher ein eigenartiges Stück Wassergrenze, an deren Pflege heute schwedische Ingenieure das beste tun, während Jungchina in Shanghai zwar eine große Einnahmequelle schätzt, aber einen Durchlaß für das Ein-

dringen der Fremden haßt. Dieser Zwiespalt ist 1937 im chinesisch-japanischen Kampf um die Yangtsemündung aufgelebt und hat dem größten Welthafen des Fernen Ostens kaum heilbare Wunden geschlagen.

Mit diesem Beispiel der sich ständig ändernden Yangtsemündung (das als nahen Nachbar die Erinnerung an die Durchbrüche des Hwangho und die Veränderungen seines Laufes auf dem Wege zur Küstengrenze weckt), stehen wir aber vor den Grenzveränderungen gegenüber dem Meere durch Strandverschiebungen, wie wir sie bei Wagner (77) berührt finden und von den verschiedensten Stellen der Erde, von Alaska, Norwegen, Japan, Pozzuoli, von der Indus- und Gangesmündung, mit vernichtenden Folgen für wichtige Hafenstädte auch von Formosa kennen. In einzelnen Fällen setzen sie berühmte und umstrittene Hafenstädte der Weltgeschichte (Ravenna!) aufs Trockene, in andern ersäufen sie bei See- und Landbeben so bedeutende Orte wie Yokohama und Tokio, San Francisco und Iquique oder Valparaiso vorübergehend, manche auch dauernd in Flut und Flammen. Zu unterscheiden sind säkulare (allmähliche) und katastrophale (schlagartige) Grenzveränderungen. Eine böse Zeugenstelle für ihre Gewalt ist der Umkreis der sonst so gesegneten Bucht von Tokio, an der Stelle, wo die Fujispalte mit einem mächtigen Grabenbruch (der Fossa magna) in den gespannten und geschwungenen, einem Bogen gleichenden Landkörper des japanischen Reiches eintritt. Schon einmal ist dort, an der Grenze zwischen Land und Meer, in klimatisch hochbegünstigter Lage, eine Hauptstadt, Kamakura, ihrer gefährdeten Grenzlage zwischen Steilküste und See erlegen, und Yokohama-Tokio waren nahe daran, ein gleiches Schicksal zu erleiden.

Sehr bescheiden ist gegenüber so gewaltsamen Grenzschwankungen der Natur, was der Mensch an Grenzberichtigung zwischen Land und Meer durch Küstenbauten vornimmt. Immerhin ist es nicht zu unterschätzen; Ratzel macht in „Erde und Leben" (78) den erheblichen Umfang der Kulturveränderung an Ufern, den Wert dieser Grenzberichtigung durch menschliche Arbeit klar. Besser darauf zu achten als einst hat uns der Krieg gelehrt: die Einschwemmung von Nieuport (79) und die Yserkämpfe, deren Ruhm sich seinerzeit der König der Belgier und Marschall Foch gegenseitig bestritten haben, sind eine Warnung, schnell wechselbare Grenzverschiebungen an Küsten zwischen festem und flüssigem Kampfgrunde als strategische und taktische Möglichkeiten schärfer im Auge zu behalten, als wir es vor der flandrischen Erfahrung taten, obwohl als Lehren in der Geschichte der Wasserkante die Geusen, die Verteidigung der Niederlande und die Schlacht bei Hemmingstädt schon vorangegangen waren.

Bau und Zerstörung von Helgoland, die Umwertung von Alsen als Grenzschutz und Grenzbedrohung, von Hela als deutsche und polnische Ausfallspforte der Ostseegrenze, aber auch so grausige mögliche Abwehrmittel, wie sie die Haffkrankheit ahnen läßt, könnten uns zu weiteren naheliegenden Betrachtungen anregen. Dieses Beobachtungsfeld ist um so wichtiger, als solche Küstenverände-

rungen in immer größerem Maße bewirkt werden durch Wasserkraftnutzung von Gezeiten, durch die Salinenentwicklung an Küsten salzarmer Länder (Südfrankreich, Japan, Liautung-Halbinsel) (80), vermehrten Aufwand für Hafenbau, Küstenbahnen, gesteigerten Umschlag vom Lande nach der See. So werden wir bald den Unterschied zwischen natürlicher und kulturveränderter Küste auch am Meere in ähnlicher Weise wissenschaftlich verfolgen können, wie es z. B. beim Züricher See mit seiner bereits vorwiegend kulturveränderten Uferentwicklung geschieht.

Dabei mag man sich auch klarmachen, daß im Verhältnis zu unserer innereuropäischen bescheidenen Küstenentwicklung (das ganze von den Mittelmächten zu verteidigende Küstengrenzgebiet umfaßte wenig über 3000 km Küstenlänge!) ausgesprochen meerlebige Lebensformen ganz anders wachsam ihrer Meeresgrenze gegenüberstehen. Das gilt nicht nur von England oder Japan, wo es sich um absolute Lebensfragen handelt, sondern auch von den Niederlanden, die zwar ohne ihr überseeisches Inselreich fortleben könnten, aber nur in politischem Dunkel, in Enge und Not.

Für die niederländischen Kolonien in Südostasien geben die „Mitteilungen für die Außenbesitzungen des Enzyklopädischen Büros" einige ausgezeichnete Anhaltspunkte, welche überwiegende Rolle die Küstengrenze, das Verhältnis zum Meer für ihren Zusammenhang und ihre Erhaltung spielt. So die vortrefflichen, einfach aber zweckmäßig gezeichneten Übersichtskarten für die Rechtssprache der Außenbesitzungen (81) oder die Beilage über die Küstenbefeuerung, ein für Grenzuntersuchungen von Küstengewässern sehr lehrreiches Blatt.

Auch die Truppenverteilung gibt höchst wertvolle Aufschlüsse über die Stellen, wo anthropogeographische Spannungen lauern, wo Nähte zu verkleistern sind oder wo man sich in sicherem Besitzrecht glaubt. Auch die ungemeine Verantwortung, die, bei geringen Mitteln fast unerträglich, wegen der Wegbarkeit und Aufnahme einer solchen weiterentwickelten Küstengrenze auf kleineren Lebensformen lastet, geht aus solchen Karten hervor und zeigt, wie leicht Konfliktsfälle, wenn man sie wünscht, aus bloßen Unmöglichkeiten ausreichender Verwaltung in solchen Meergrenzgebieten hergeleitet werden können. So bedeutet die Meergrenze Gunst und Gefahr zugleich; sie setzt zu ihrer Erhaltung einen immerwachen Grenzinstinkt mit sehr hellhörigen Beobachtern über See voraus, wie ihn die großen Inselreiche, die ozeanisch bestimmten Lebensformen der Erde fast immer vorbildlich besessen haben: Athen und Venedig, Britannien und die Niederlande, Japan und auch die Vereinigten Staaten seit ihrer Wendung zur pazifischen Seemacht.

VII

ZUR PSYCHOLOGIE DER LANDESGRENZEN UND IHRER TYPEN

„Man spricht soviel von guten und schlechten, von natürlichen Grenzen, um so wenig dabei zu denken." Es ist die trübe Erfahrung eines bedeutenden Politikers und Anthropogeographen, die sich in diesem Stoßseufzer Luft gemacht hat.

Nach der Betrachtung großer Einheiten: — des Unwohnlichen als erdumspannend anerkannter Lebensscheide, des Meeres als einer im Wandel von trennender Weite zu verkehrsfreundlicher Verbindung der Menschheit begriffenen Elements — bleibt die Aufgabe einer sorgfältigen Zerlegung in Einzelkräfte gegenüber der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Landgrenzenproblems und seiner Einzelbilder, die wieder Naturgrenzen, natürliche und naturentlehnte Völkerscheiden schaffen.

Von „guten" Grenzen werden wir dabei wohl nur sprechen können, wo solche vieler Lebensgebiete, wie durch das Meer oder — theoretisch — aller durch die Anökumene, das schlechthin Unbewohnbare, Unwohnliche raumnah zusammenfallen, womöglich sich decken. Dort entstehen wohl Dauergrenzen, Schutzgrenzen, die sich durch Jahrtausende erhalten oder wenigstens — immer aufs neue erstehend — ihre Scheidekraft erweisen. Das eben gehört auch zum deutschen Leid, daß der Lebensraum unserer Volkheit weniger, als fast aller andern Großvölker der Erde, von solchen Grenzen geschützt war, daß um so mehr geographische Übergangszonen abgeschnitten, um so mehr vereinzelte natürlich trennende Linien in diesen Machtkultur- und Wirtschaftskörper des innereuropäischen Übergangs aufgenommen wurden, je weiter er sich von den Grundlagen seines rassischen Werdens entfernte. Das galt leider, ob er nun einerseits in den romanischen Kulturkreis verjüngend, aber auch zerstörend eindrang; ob er andererseits in die Welt des Ostens sich hineinschob — zwar Kultur und Reife bringend, aber natürlich auch Unbequemlichkeit durch Ordnungsansprüche — oder ob er gar überseeisch in Streulagen auftrat, willkommen und zugleich gefürchtet: alles in allem eine der am meisten problematischen, grenzenlosen, faustischen Lebenserscheinungen unter den andern des Abendlandes! Es war seine Tragik, als

Jüngerer unter Reifen oder Reifer unter Jüngeren auftreten zu müssen, von beiden Seiten empfangend, beide aufstörend und befruchtend, aber doch nirgends gerecht verstanden, ähnlich wie Inder und Hellenen. Damit war er in der Errei-

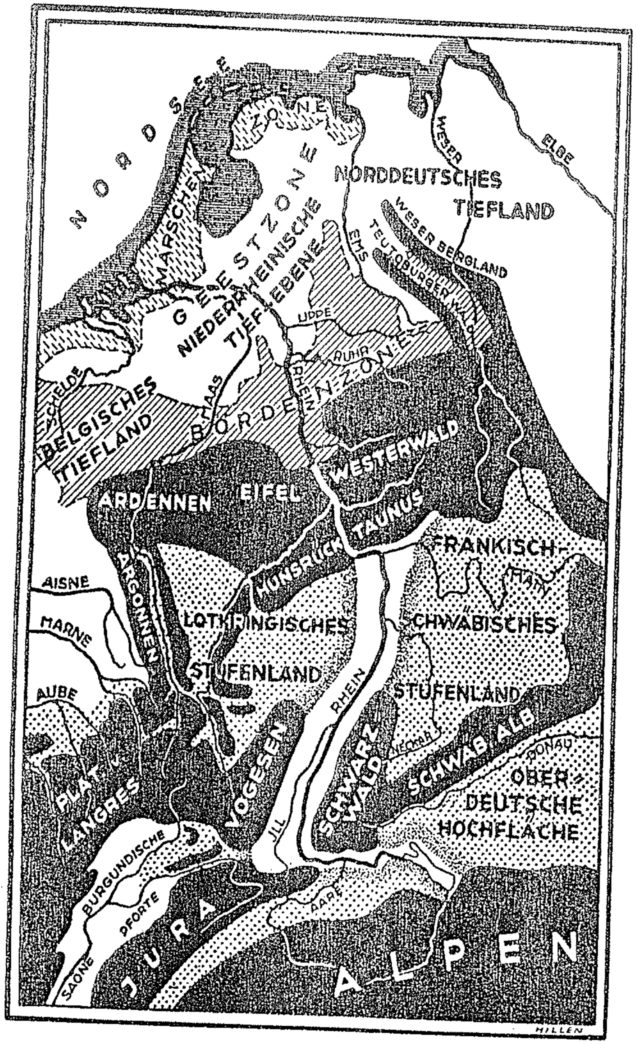


Abb. 24.
Gliederung des Rheingebietes

chung fester und klarer Form unter den Völkern mehr als andere gehemmt. Daher rührt auch seine innere Schwierigkeit, sich mit Grenzen formsicher abzufinden. Viel Reden von guten und schlechten, günstigen und ungünstigen Grenzen schafft ihm eigentlich mehr Verwirrung als Klarheit, wo es nicht aus sehr sicherer Formerfahrung heraus geschieht, und ist dennoch so landläufig gegenüber den

Grenzerscheinungen der Erde. Gerade beim Innereuropäer müßte das Grenzerlebnis vor dem Grenzgerede und der Grenztheorie kommen.

Wissenschaftlich vorgehend sollte man eigentlich nur von konkordanten, koinzidenten, zusammenfallenden Grenzen, dann eben für fast alle Lebensformen gleich naturgemäßen Markscheiden, oder von diskordanten, zerrenden Grenzen, dann fast immer Spannungen, Reizzustände bergenden, naturwidrigen Zuständen sprechen. Zu ganz deutlicher Erkenntnis, um welche Seite, die dunkle oder die lichte, es sich im Einzelfalle handelt oder welche vorwiegt, führt dann ein Herausarbeiten der leitenden anorganischen und biogeographischen Note des betreffenden Grenzstücks, der betreffenden Scheidemark, und die redliche Befragung ihrer geschichtlichen und biologischen „Zeugen". Wer naturwidrige Grenzen schaffen hilft und setzt, der muß sich darüber im klaren sein, daß er damit vielleicht jahrtausendlange Kämpfe entfesselt, wie es vielfach engstirnige, eigensüchtige Familienbesitzregelungen, auf große Volksgrenzen auswirkend (etwa der Karolinger, Salier, Hohenstaufen, Habsburger) getan haben oder das französische Streben nach der gleich einer Fata morgana ostwärts rückenden „Frontière naturelle", der die Begriffe „neutre" und „démembrée" entgegenstanden.

Wenn wir unsern westlichen Nachbar fragen, wann eine Grenze „naturelle" naturgemäß, also für seine Begriffe stabil, wann sie „neutre", keinem zugunsten, zulieb oder leid etwa im natürlichen Gleichgewicht der hüben und drüben schützenden Naturbedingungen und Kräfte ruhe, und wann sie „démembrée" entgliedert, also zu ändern, für seine Begriffe labil sei, so spielte zweifellos nicht die von ihm sooft vertretene „théorie des crêtes", der Wasserscheiden eine Rolle — (denn dann hätte er die Kämme des Wasgenwaldes, die Scheide der Wasser zwischen Rhone und Rhein nicht überschreiten dürfen) —; sondern neben einem Trägheits- und Eitelkeitsmoment der Geschichte unterlag er der Versuchung, die wir häufig im Verhältnis von Grenze und Bodenunterlage begründet finden. Kohlen, Kali, Eisenerz von ganz besonderer Art und Verwertungsmöglichkeit (Minette), auch Petroleum boten Verlockungen, wie anderwärts Gold (kalifornische, ostsibirische Funde mit nachfolgenden Grenzverschiebungen, mandschurische Fundstätten und Grenzveränderung zwischen innerer Mongolei und Mandschurei!), Öl (Mexiko, Mesopotamien, Persien), auch Nickel (Pazifik), Zinn (Malaienhalbinsel und Vorschieben der britischen Malaienstaaten gegen Siam). Wir umgrenzen Edelmetallfundstätten, Kohle-, Kali-, Eisen-, Kupfer-, Zinngebiete und ölführende Schichten auf den Karten und üben damit auch einen Grenzverschiebungsreiz aus für den Bereich über Tag! Wir sprechen von Einzugsgebieten und Ernährungsgebieten von Bergbaubezirken und müssen auch diese natürlich abgrenzen können. Dennoch ist es oft nicht leicht. Welche heterogenen Körper sind z. B. bei den Versuchen zustande gekommen, besonders geschätzte Industrie- und Berggebiete aus ihren natürlichen Lebensformen durch Sonderabgrenzung herauszuschneiden! Wie wenige waren sich über natürliche und naturwidrige Grenzen des

Saarlandes, des Ruhrgebietes klar, wie wenige wußten, daß das Ruhrgebiet — nach gleichen Grundsätzen wie das Saargebiet eingegrenzt — fünfmal so groß als das Saarland sein mußte, daß im Grunde doch die Betrachtung des Verkehrsnetzes und der jähen Veränderung seiner Maschenweite, seiner Aderndichte, das sicherste Mittel zum Vergleich dieser Abgrenzungen an der Saar, der Ruhr und dem Rhein, an der oberen Weichsel in Oberschlesien war, wo nunmehr ein sinnreiches Uhrwerk der Wirtschaft durch sinnloses Trennen zerschlagen worden ist. Wie von einer Geographie der Bodenschätze mit zeichenbaren Grenzen kann man auch von einer Baustoffgeographie reden (82), von einem „Einzugsgebiet" eines Domes, aus der sich auch Rückschlüsse auf feinste Elemente völkischer und rassischer Grenzführung ziehen lassen, auf Abgrenzung oder Zusammenwirken groß- und kleinräumiger Bildungen, weit- und kurzsichtiger Menschen (83). Völkische Unterschichten zeigen dabei oft Erscheinungen, die den Wirkungen der Bodenschätze vergleichbar sind.

Gleiches gilt von den Untersuchungen über die Beziehungen von Grenze und Bodenart, wie sie auf die Pflanzendecke der bodenständigen Oberflächenbewohner und die Daseinsbedingungen der bodenvagen, der Tier- und Menschenwelt weiterwirken. Nicht immer sind sie so klar, wie in dem schon berührten Falle der Beziehung der schwarzen, schweren, guten indischen Regurböden, auf denen die stärkeren, späteren arischen Siedler sich einnisten, auf denen sie auch im Dekkan vorwärtsdringen, und der ärmeren roten Lateritböden, vielfach noch waldbedeckt, die den Frühstämmen, den älteren, den Dravida- und Vor-Dravidarassen, Bhils und Gonds verblieben sind. Außerordentlich reich und vielfältig abgestuft ist ihre äußere Erscheinung: vom Vorbild des Bibelwortes: „Ein Windhauch gehet über die Stätte, und du kennest sie nicht mehr...", von Stellen, an denen nur das kundige Auge des Araberscheichs, des weidenden Mongolen noch die Besitzgrenzen von Weidegründen in scheinbar freier Steppe erspäht, finden sich alle Abstufungen der Besitzgrenze bis zum Rain, zum festgezogenen Stacheldraht, zur scheidenden Mauer, die durch Jahrtausende ragt, zum künstlich senkrecht abgesprengten Felsband der eifersüchtigen Hochjagd.

Die Steppenweide, die Hochseefischereigrenze mit ihren Merkzeichen, ihren flatternden weißen Bandfetzen an windgepeitschten Stangen, ihren Bojen und Landmarken für weitsichtige Augen des Steppen- und Seenomaden und der Ackerrain des bedächtigen Ackerbauers sind hier wohl Prototyp und Symbol für die Abgrenzung weitsichtiger und großräumiger, landschweifender, seefahrender Menschen und bodenverhafteter, engräumiger, aber auch ganz anders bodenvertiefter.

Geographisch besonders auswertbare Beziehungen walten auch zwischen Grenze und Lufthülle und ihren Erscheinungen vor; wie weit man sie in die Anthropogeographie hinein verfolgen könnte, was leider nur vereinzelt geschieht, das beweisen Arbeiten wie etwa die von W. Krebs über die politischen Kompetenzen der Klimatologie (84). Darin werden die Zusammenhänge in Ostasien zwischen

der auf etwa $5\frac{1}{2}$ Jahre ermittelten Periodizität der Monsunschwankung, des Eindringens der Niederschläge mit den Dürren, Hungersnöten, endemischen und durch Grundwasserschwankung pandemisch werdenden Volkskrankheiten und politischen Unruhen nachgewiesen. Alle diese Einwirkungen müssen sich ja irgendwie abgrenzen lassen, werden auch tatsächlich auf der Karte festgehalten. Täuschungen über die Grenzen z. B. des Eindringens von Monsunniederschlägen in mehr nordische Gebiete, wenn es sich um Kriegsschauplätze handelt, können so verhängnisvoll werden, wie die Fehlmeinung der Russen 1904 über die Unmöglichkeit von Operationen in der Mandschurei während der Regenzeit, von der sie

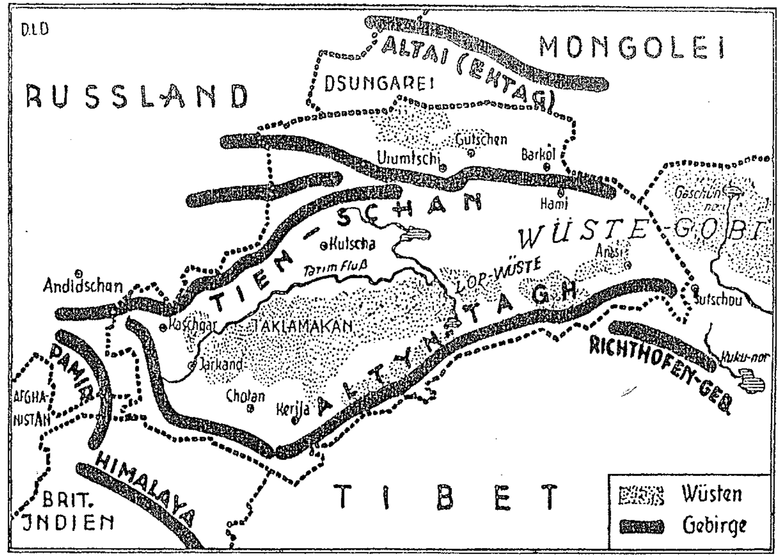


Abb. 25. Der innerasiatische Wüstengürtel

die militärische Leistung der Japaner während dieser Zeit schmerzhaft heilte (85). Aus Alpen und Himalaya führt uns vielfache Beobachtung Beleuchtungs- und Bewölkungsgrenzen, richtige Abgrenzungen bestimmter Wolkenfärbungen und Wolkenformen vor, wie sie in seiner wissenschaftlich wie künstlerisch gleich hochwertigen Studie über „Farben der Luft" Heim niedergelegt hat (86). Die deutlichsten und großartigsten Erscheinungen aber bietet uns wohl mit ihrem gewaltigen Uhrwerk im Winter ausströmender, im Sommer einströmender höchst regelmäßiger Winde und der damit zusammenhängenden Niederschlagsverteilung die Erscheinung der Monsune und ihrer Grenzen.

Wie deutlich spiegelt sich auch in der Lufthülle die Abgrenzung heterogener Lebensräume in den dünnen Cirren-Schleiern, die als Ausläufer der Monsune die Hochflächen von Tibet überfliegen, gegenüber den trotzigen, niederschlagsreichen

Wolkenmassen, die an dem Südwall des gewaltigen Hochlandabsturzes in Cherrapunji in Assam oder über dem Terai sich aufbäumen oder in geballten Massen in die Gangesebene und das Penjab einbrechen, schließlich die Ghats oder die Höhenscheiden der meridionalen Stromfurchen in Hinterindien überwälzen. Diese klimatische Erscheinung hat dem chinesischen Südland Yünnan den Namen gegeben: der wolkige Süden! Niemand wird in Versuchung kommen, Kansu oder Shansi so zu nennen! Ähnliches zeigt als Grenzerscheinung kleineren Stils ein Ausblick etwa vom Arosa-Weißhorn nach Norden und Süden, in die Klimascheide des Hochfirsts der Alpen.

Wo eine besonders sinnfällige, äußerlich wahrnehmbare, deutliche Mark entsteht durch Zusammenfallen von vielen Scheiden von Naturbereichen zugleich in ihrer Nähe – so von Änderungen in der Bodenfarbe (schwarze Regur- gegen rote Lateritböden!) von der Bodenunterlage, die nach außen gewendet wird (Kohlenhalden, Erzabfälle), in den Landformen (Ausfahrt ins Flachland, Übergang von Moränenhügeln in monotone Tertiärrücken oder Schotterebenen) oder wo Klimagrenzen, Pflanzen- und Tierverbreitungsscheiden überdies mit solchen Übergängen zusammenfallen –, da werden auch die vielleicht an sich noch zur Grenzüberschreitung befähigten Einwanderer von der Ratsamkeit des Haltmachens häufig in der Geschichte überzeugt, zwar nicht ein Cäsar, Alexander, Alarich oder Karl, aber das auf die Dauer geltende mittlere Maß derer, die ihnen folgten.

„In omni autem proelio oculi primi vincuntur..." sagt Cäsar (87). Das gilt auch für das plötzliche Aufhören oder Zurückbleiben gewohnter Pflanzen- und Tierbegleiter der Menschen in der Kulturlandschaft wie für Veränderungen der vertrauten Landformen. Der Römer wurde stutzig, wo gleichzeitig die Rebe und Edelkastanie, das gepflegte Feld, also alles, was er von der Georgica her als seine Begleitpflanzen in Symbiose kannte, ihn verließen und wo er in düstere Tannenwälder, Hochweiden, in Eichendickicht und Moor eintreten sollte. Und fast 2000 Jahre später schrieben die Truppenführer Napoleons, 1805, beim spätherbstlichen Einmarsch in die schwäbisch-bayrische Hochebene über deren Unwirtlichkeit klagende Briefe nach Hause, die uns die beliebtesten Sommerfrischen des nordischen Menschen von heute kaum wiedererkennen lassen. Statt des Lorbeers und anderer Immergrüner bot die Stechpalme, die Fichte, die Eibe kärglichen Ersatz für den mittelländischen, romanischen Menschen.

Der malaio-polynesische Einschlag im Japaner schreckt bei Wanderungen nordwärts zurück, wo seine gewohnten Begleitpflanzen, Reis, Teestrauch, Bambus nicht mehr gedeihen, obwohl alle drei erst aus dem südchinesisch-malaiischen Kulturbereich später in die früher viel mehr nordische japanische Pflanzenwelt der Stamminseln eingewandert sind. Heute noch lassen sich gemeinsame Verbreitungen nachweisen, wie die Grenzgemeinschaft pontischer, tschechischer Siedler mit gewissen xerophilen Pflanzen, der Ungarn mit Steppenheide, der Romanen mit der Edelkastanie, der Japaner mit Reis, Bambus, Tee, der Südchinesen mit dem

Reis, der Nordchinesen mit der Hirse, der Quichuakultur mit Mais, Kartoffel, Kakao, wie sie schon den Leuten des Pizarro auffiel. Diese Vorkommen aber sind wieder an gewisse Niederschlagsmengen und ihre Grenzen gebunden.

So wirkt sich auch bei der Grenzauffassung eine freilich in dieser apodiktischen Form zu weitgehende Äußerung von Hann aus: „Jede Landfläche ist soviel wert, als sie Niederschläge empfängt." Tatsächlich begründet das Verhältnis zum Wasserbedarf, ihre frühe Erziehung zu Wasserverschwendern oder Wassersparern, in hohem Maße die Einstellung der Menschen zur Grenze, im besondern zur Abgrenzung durch eine der häufigsten naturentlehnten weil sinnfälligsten Grenzen: den Wasserlauf.

Das reichlich fließende oder sparsam bemessene köstliche Naß bildet sie. Uralte Menschheitserinnerung mag in den häufigen, zähen und langwierigen Kämpfen um Wasser und Wasserzutritt nachwirken. Auch sie gehören zum „Urgut der Menschheit" (88). In ihrer Einstellung dazu scheidet sich vor allem der Wassersparsame von dem an Wasserverschwendung gewöhnten Siedler. In dieser verschiedenen Einstellung zur Wasserlaufgrenze liegt einer der folgenschwersten romanisch-germanischen Gegensätze, ein tiefster vielleicht in uraltem Rassenerbe zwischen dem mittelländischen, dem atlantisch-nordischen und dem steppengebürtigen, aus dem Osten gekommenen Menschen, wie dem alpinen überhaupt. Der „Nahe Osten", der Mittelländer, der Hellene und Römer und was von ihnen abstammt, kennt früh subtile Grenzfestsetzungen über Wasserzutritt aus Trockenzeiten in regenarmen Ländern, sogar Vereinbarungen über zeitweise aussetzenden Zutritt zum Wasser. Der Strom, der Fluß als Grenze ist ihm ein naheliegender Begriff.

Dem Germanen, wie überhaupt dem Menschen aus niederschlagsreichen Gebieten widerstrebt die Teilung des Fluß- oder Stromgebietes; der Fluß, der Strom, sein Einzugsland ist ihm ein Ganzes; gegen die Wasserscheiden zu setzt er am liebsten breite, nur dem Weidebetrieb, der Forstnutzung dienende Schutzgürtel, Almenden, Gemeineigentum – nicht, wie der Romane, subtile Wasserscheidentheorien. Gern bildet er seine Gaue, wie übrigens auch der Japaner, der Gebirgs-Inder aus einheitlichen in sich geschlossenen Flußgebieten mit ihrem ganzen Einzugshinterland.

In drei Hauptformen tritt uns in der Natur die Wasserscheide in ihrem grenzsetzenden Einfluß entgegen: in der Höhenform, im Höhenkamm, im aufgebogenen Plateaurand, im Waldrücken, in Moor und Quellsümpfen, wo sich oft Suggestion der Unbetretbarkeit und Tatsachen des wirklich Unbetretbaren wunderlich widersprechen, wo Phantasie und Vernunft sehr verschieden auf sie reagieren und die Technik im kleinen wie im großen rastlos verändernd einwirkt. Bergbahnen, Durchbohrungen schaffen neue Durchbrüche, Wasserkraftanlagen verändern die ganze Wasserführung, verlegen wohl die Wasserscheiden selbst, und ein besonders berühmt gewordener Streit um Wasserscheidengrenzen (Chile–Ar-

gentinien, durch britische, d. h. Sir Thomas Holdichs Entscheidung geschlichtet) zeigte, daß die Wasserscheiden gar nicht auf den Höhen des Gebirges liegen, auf denen man sie bei den Grenzverträgen angenommen hatte, sondern die Cordillere in weitgehender Zerlappung durchbrechen. Ebenso zeigt uns die Praxis die Festlegung einer Wasserscheidengrenze in großen Sumpfwaldgebieten als fast unmöglich, selbst, wo nicht solche Erscheinungen wie die Stromgabelung des Cassiquiari ihnen hohnsprechen.

Geht man den Spielarten der Landgrenzen in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit ordnend und typisierend auf den Grund – was wir vor dem Eingehen auf einige der wichtigsten unter ihnen vorweg versuchen wollen –, so zeigt sich auch in den Einzelheiten, als fruchtbarer Ausgangspunkt großzügiger Ordnung und Einsicht in das biologische Wesen der Landgrenzen unter den verschiedensten Daseinsbedingungen, der ringende Dualismus des Verkehrsfeindlichen – zutiefst in der Eigenart gerade der festländischen Grenze – und des Verkehrsnotwendigen. Eine wunderliche Probe dafür war für den, der sie kannte, der Durchhieb der deutsch-französischen Grenze in den Vogesen. Weiderechte zogen ursprünglich über sie hin. Kiesels „Petershüttly, ein Kriegsziel in den Vogesen" weist sie nach und verrät uns jenseits der „frontière démembrée" gegen Frankreich, Gallien zu, noch einen so völlig unromanischen Namen wie Petershüttly und verwandte. Der Wunsch nach Gangbarkeit und weiter Sicht einerseits, nach Verteidigungsfähigkeit andererseits gaben ihr einen beständigen Widerstreit von streckender Tendenz ohne lokale Rücksichten und dem Wunsch nach Ausnützung örtlicher Vorteile – ähnlich, wie er sich wohl in Schweizer Kantongrenzen zeigt, oder an den bayerisch-tirolerischen, dort vielfach von Jagdgelüst und Waidmannsvorteilen bestimmt. Französische Klarheit, clarté, aber auch Formenstarre gegen starken Lebenstrieb und faustischen Drang abgrenzen wollen, heißt einen Gegensatz verschärfen, der in der Ausbildung der Landgrenzen durch die verschiedensten geographischen Mittel hindurch oft wiederkehrt. Sicher entspricht die klare, formerstarrte Grenze der stärkeren Grenzform und führt zu ihr; aber sicher auch ist die wandelbare Grenzform die des im Grunde Stärkeren; sie bleibt es, wenn er auch durch die eigene Formlosigkeit und den mangelnden Instinkt für den in solchen Fällen liegenden Schutz in Zeiten geringerer, erschlaffter Vitalität seiner Lebensform immer wieder zurückgeworfen wird. Freilich gleicht die deutsche Landgrenze zuletzt im Westen einer zerfallenden Mauer mit vielen herabgefallenen, höchst wertvollen Steinen ihres einstigen Baues, die auf fremdem, mindestens nicht mehr auf seinem Grunde liegen; die östliche Mark aber gleicht einem Großgut, das seine Habe weithin in fremde Streulagen hinein verzettelt hat und jedes Versuchs eigener wirtschaftlicher Arrondierung spottet, aber auch fremde Arrondierungen sprengt.

Vieles an diesen Zuständen ist durch fehlende überzeugende, konkordante Landgrenzen veranlaßt, die auf der andern Seite das Innere dieses buntscheckig genug

auf der Karte anzuschauenden Baues in unerwünschter Freigebigkeit durchziehen und einen Zustand herbeiführten, den ein kluger französischer politischer Geograph „emboîté" (verkastelt) nannte. Aber auch Landgrenzen, die auf Karten großen Maßstabs so überzeugend scheinen wie der Ural, lösen sich beim Durchqueren, wie ich aus eigener Anschauung weiß, sehr wenig überzeugend auf; der Grenzstein Europas im Verlauf des „sibirski trakt", mit all seinen sentimentalen Erinnerungen, ist mehr ein Denkmal bürokratischer Willkür als grenzensetzender Natur. Auch eine Übersicht der Natur muß mit dem beschämenden Eingeständnis beginnen, daß es kein überzeugendes Werk über die Psychologie der Grenze gibt, das auch nur den „inclinationes rerum in proprios fines" des Hl. Thomas von Aquino gerecht würde (89).

VIII

LANDGRENZEN UND VERKEHRSADERN

Für das Verhältnis der Landgrenzen zu den Verkehrsadern – die über Grenzen hinwegführen müssen, weil sie größeren Raumkörpern, als den abgegrenzten staatlichen Lebensformen dienen oder zustreben – scheint das Problem in einer inneren Zwiespältigkeit gerade der hochentwickelten Grenze zu liegen. Ihre Aufgabe ist ein Widerspruch in sich selbst zwischen ihrer für den Schutzzweck angestrebten Verkehrsfeindlichkeit, dem Zweck einer möglichst abschließenden Umspannung, und zwischen dem gesteigerten Doppelverkehrsdruck, der Aufgabe der Vermittlung von Verständnis nach beiden Seiten, aber auch von „Takt", von Reiz-, Gefühl- und Eindruckswiedergabe zur eigenen Zentrale über den von jenseits erfahrenen Reiz und die eigene Reaktion darauf, bis zur Eignung für den von dieser Zentrale etwa befohlenen Zugriff. Biologisch gesprochen wird also Bereitschaft für alle möglichen Übergänge von dem peripherischen Organ des Staates gefordert, von der Hautatmung und Ausdünstung bis zur Bildung einer schützenden Hornhaut, bis zur Entwicklung zum Greiforgan mit angleichender, hinzuwerbender „fressender" Kraft.

Nur ganz ungewöhnlich reich von der Natur ausgestattete und vorgebildete Völkerpforten, an günstiger Stelle in sonst gut abschließende Grenzen gefügt, erfüllen so vielseitige Forderungen. Es ist deshalb besonders nützlich, berühmte Völkerpforten der Geschichte, wie die burgundische (90), die mährische (91), die indische (92), die Paßlandschaft von Shensi in China (93) daraufhin zu prüfen, wie weit sie solchen Anforderungen gewachsen waren. Deren übermächtige Last haben ungünstiger gestaltete Durchgangslandschaften wie Flandern, die Lombardei, Navarra, Schlesien zur „orchestra belli" auf Jahrhunderte vorher bestimmt und als Eigenlandschaft erdrückt, bis endlich ihr Grenzproblem auf natürlichen Ausgleichslinien gelöst war und verknöcherte oder versteinte.

Im Zusammenhang mit solchen Untersuchungen wird man natürlich Typen vorbildlicher Schutz- und Verkehrsgrenzen aufstellen können, in denen sich die eine oder die andere Eignung vorwiegend ausleben konnte, der Gegensatz aber verkümmerte. Mit welcher Intensität pulste z. B. der Eisenbahnverkehr über

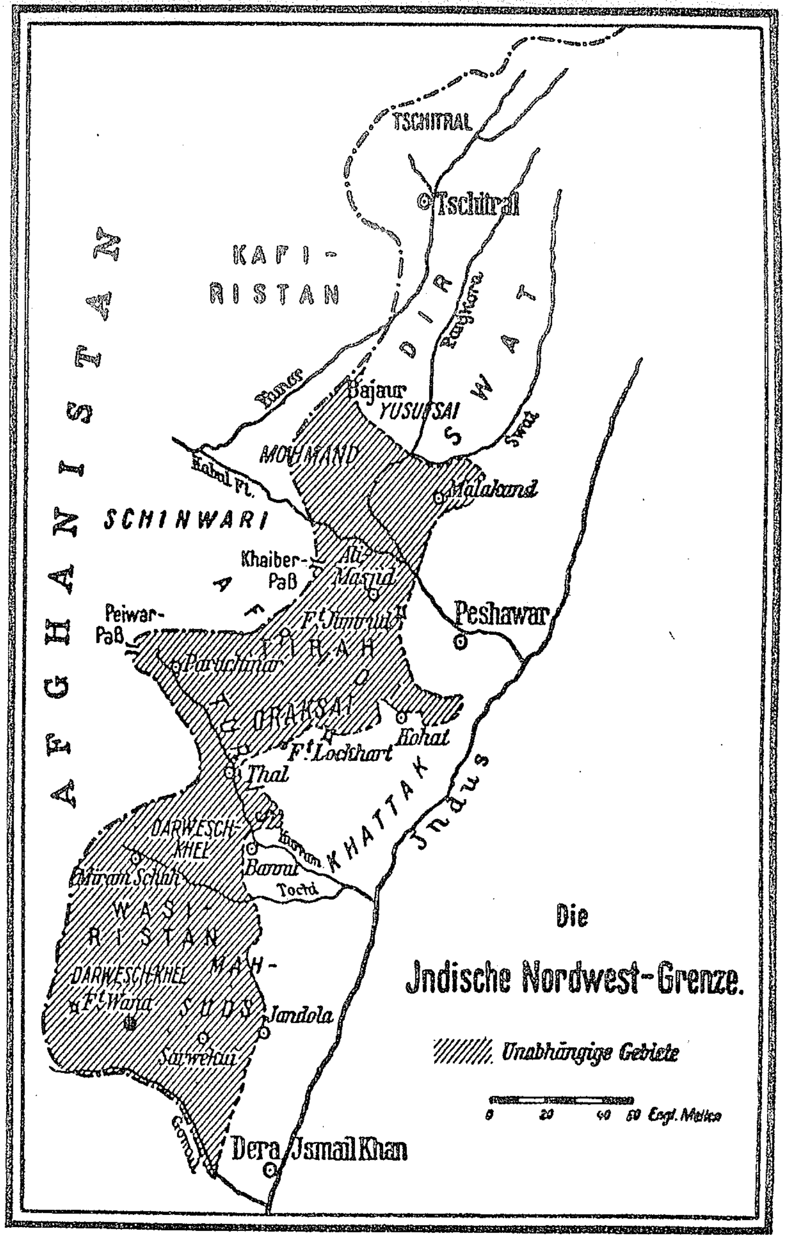


Abb. 26. Die indische Nordwestgrenze

die wenigen Stränge der schmalen belgisch-deutschen Grenze des alten Deutschen Reichs, ehe sie zu beiderseitigem Schaden verstümmelt wurde; aber wie wertlos als Sperre war auch die technisch hochwertige Festung darin! Mit welch' mattem Pulsschlag floß im Gegensatz dazu der Verkehr trotz den neun bestehenden Linien über die russische Grenze, aber wie stark erwies sich hüben wie drüben deren Sperrkraft! Wie spielt dabei auch künstliche Vernachlässigung herein, wie beim polnisch-russischen Weichselverkehr vor 1914, beim Oberrheinverkehr jetzt. Was war Dirschau im Westostverkehr Europas vor der Grenzzerschneidung von Versailles, aber auch im Verkehr nach Danzig; was ist es heute? Einst der wichtige Blutdruckverteiler an einer geschützten Längsverbindung unter Grenzschutz, heute die in eine Schutzgrenze gefügte Hemmung. Ähnliche Rückentwicklungen vollzogen sich im Sundgau, in Metz, aber auch in den in ihren Nachkriegserwartungen sehr enttäuschten ehemaligen Grenzverkehrsstützpunkten Toul und Verdun.

Es ist nicht die örtlich übersteigerte Hemmung besonderen polnischen oder französischen Mißtrauens allein, es ist eine allgemeine Erscheinung geopolitischer Lagenwandlung, die sich in Dirschau nur besonders auffällig zeigt, wo ein riesiger Durchgangsbahnhof tot liegt und langsam vergrast und verkrautet. Überall, wo er vorwalten kann, stemmt sich der polizeiliche und juristische Formstandpunkt gegen den mehr kaufmännischen Standpunkt des Lebens- und Güterüberschusses, der rastlos die formalen Grenzen überflutet und verschiebt. Es ist der so oft auftretende Gegensatz des Handelns und Urteilens de lege lata gegenüber dem Gewährenlassen der Zukunft de lege ferenda! Dabei geht die zweifellos als verkehrsgeographisches Gesetz anzuerkennende beschleunigende, „streckende" Tendenz des Weltverkehrs, gehen Naturwissenschaft und vorwärtsdrängender, sich gegen Schranken auflehnender Geist Hand in Hand mit dem Kaufmann, mit der ausdehnungsfähigen Volkheit gegen Grenzen- und Zollfossilien, gegen einschränkende, im Augenblick der Errichtung meist schon veraltete, belästigende Formen und Schranken jeder Art (94).

Die bloße Analogie der Hydraulik – man versuche nur einmal den Daumen auf eine Wasserleitung zu halten und sehe zu, wie lange es gelingt! – lehrt ja doch schon jeden naturwissenschaftlich Beobachtungsfähigen die Aussichtslosigkeit starrer Abwehr (Defensive) gegen alles Flüssige, schon gegen greifbare „Fluida"! Wie hoffnungslos sind erst rein kordonmäßige Absperrungsversuche gegen nur kulturgeographisch zu erfassende, geistige und wirtschaftsgeographische Bewegung und Strömung! Ihr begegnet erfolgreich nur stärkeres gegenstrebiges Leben, hinhaltend allenfalls geraume Zeit eine kluge Zersplitterung, Ausscheidung der angreifenden Kräfte, nach Art der Wildbachverbauung.

Aus dieser allgemeinen Erkenntnis erweist sich denn auch jeder Versuch der Unterbindung und Zerschneidung natürlicher Land- und Wasserstraßen durch künstliche, vergewaltigende Grenzführungen und -setzungen auf die Dauer als Schaden für die beiden vertragschließenden Mächte, ebenso wie für die am Ver-

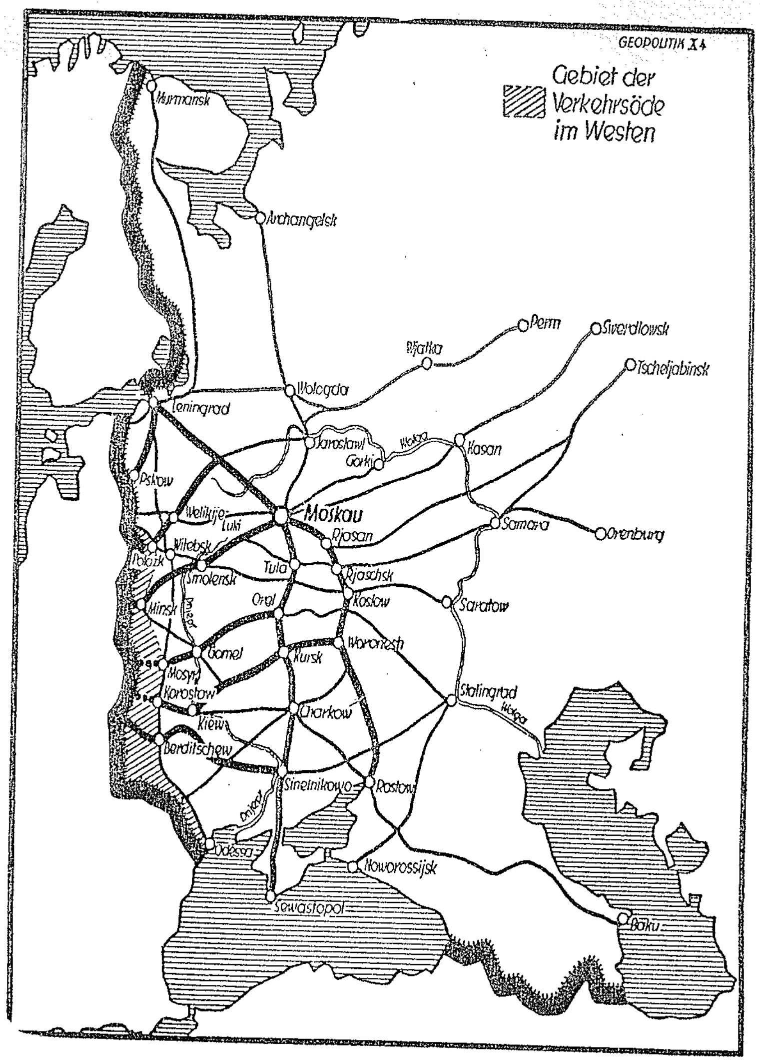
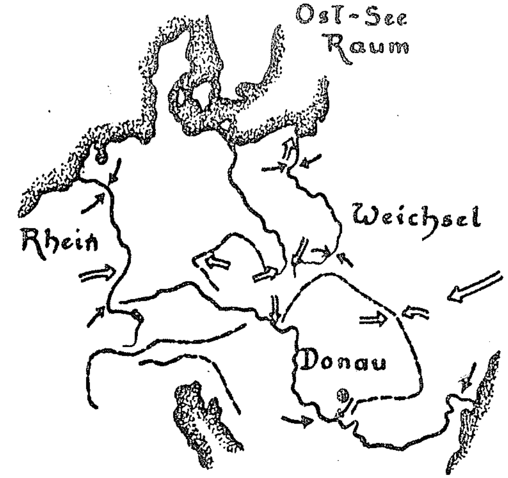


Abb. 27. Die Westgrenze der Sowjets

kehr beteiligten ferneren Verkehrsteilhaber, und begünstigt früher oder später durch rastloses Rütteln des verkannten Verkehrs an ihnen die Beseitigung solcher Schranken. So geht es mit dem bekannten Versuch, im europäischen Westostverkehr die „Zentralmächte" auf Umwegen zu umfahren. So geht es aber auch in weit größerem Rahmen mit der Mißachtung des Dreistromproblems an der von R. Kjellén aufgezeigten Stelle in Mitteleuropa zwischen Rhein, Donau und Weichsel (95). Das Gleiche gilt für jene andere wichtige Vermittlungs- und Über-

gangslandschaft zwischen den Sowjets und den uralten Kulturmächten Ostasiens: in der Mandschurei, zwischen Amur, Liauho und Yalu, wo sich ein ganz ähnliches Dreistromproblem findet und in den so aktuell gewordenen Streitfragen über die Ostchinesische Bahn seine verkehrsgeographische Dauerwirkung erweist. Auch hier wurde ja mit der Amurbahn von den Russen ein Umgehungsversuch gemacht; auch hier in der Mandschurei ist ein Zerrungsgebiet zwischen ozeanischen Inselmächten und um sich greifenden Steppenreichen nur dann in seinen Grenzen zu erhalten, wenn es als selbständige Lebensform stark und Herr seiner Verkehrsadern ist — ebenso wie in Innereuropa! Viele Rückschlüsse lassen sich von dort



Das „Problem der drei Flüsse" nach Rudolf Kjellén, Mai 1917, mit Abschnürung der Mittellauf-Anlieger von Oberlauf und Unterlauf → ← und Verschlimmerung seit 1919 ⇒ ⇐ im gescheiterten Zusammenbau: Mitteleuropa!

Abb. 28.
Dreistromproblem vor 1914 und 1919

nach dem von Ressentiment so sehr in seiner Geopolitik umdunkelten Kraftfeld zwischen Rheingebiet, Donaustufenland und Weichsellandschaft ziehen!

In allen dreien spielt auch die Frage eine große Rolle, wie weit sich Grenzabsperrung in Gebieten mit besonderem Verkehrsdruck, mit hochentwickelten Verkehrsadern gegen Volksdruck von außen, gegen dadurch bedingte, notwendig hereindrängende, unmerkliche Unterwanderung neben der kontrollierten Einwanderung, der durch Gewalt abwehrbaren Überschiebung durch Herrenschichten oder Truppen halten lasse.

Die Aufgabe wird zweifellos erleichtert, wenn es gelingt, eine Auffangzone zu schaffen, wie sie etwa in Zollgrenzen die Trennung der Grenzbezirke, der Grenzgebiete vom Hinterland darstellt; wenn man also Organisationen, Zwischengliederungen schaffen kann, die wir schon einmal als den Begriff einer besonderen „confinatio", einer Grenzgemeinschaft innerhalb der sich abgrenzenden größeren Gemeinschaften, eines „confiniums" erwähnt haben.

So wäre einmal das Verhältnis zwischen fines und confinium klar zu machen. Confinium! Es ist ein vieldeutiges Wort, das in seinen Übersetzungen: Grenzscheide, Grenzstrich, Grenzland, Gesamtheit des Eingegrenzten die organische Empfindung einer schwer faßbaren Lebenseinheit verrät!

Es gab „welsche Confinien" des alten Österreich in Südtirol; „Confinium" wurde auch die slawonische Militärgrenze, ein reines Grenzorgan, eine Schöpfung



Anstoß zum China-Japan-Zwischenfall 1938

Abb. 29. Gefahren ungeklärter Fluß-Grenzen in Nordostasien

des Prinzen Eugen gegen die Türken genannt. Es gab die Einrichtung des „Grenzbezirks", geschaffen aus dem sicheren Grenzinstinkt der alten Herrenschichten des Kaiserstaates, der ihm später in schneller Rückbildung verlorengegangen ist. Ähnliches war, im Namen ausgedrückt, das „Reichsland" Elsaß-Lothringen; ähnliches das Gebiet Bosniens, das vom gemeinsamen Finanzminister abhing: ein Schutzorgan Ungarns, im wesentlichen von Österreich mit seiner höheren Quote bezahlt. Eine eigene Markorganisation führt aber den gefährlichen Pufferbegriff herein, den Begriff des Glacislandes, das nicht organisch zum Ganzen

gehört, das ihm wieder als Ganzes ohne organischen Schaden von außen abgeknöpft werden kann, weil es eben nicht organisch eingefügt war. Das ist bei Verkehrsgrenzbildungen, bei Übergangsbahnhöfen (Verviers-Herbestal, Oberschlesien, Oderberg) ganz besonders zu berücksichtigen. Als bequem greifbare Anlagen, die sofort auf der Gegenseite wieder weiterwerben, wecken sie leicht Gelüst, besonde-

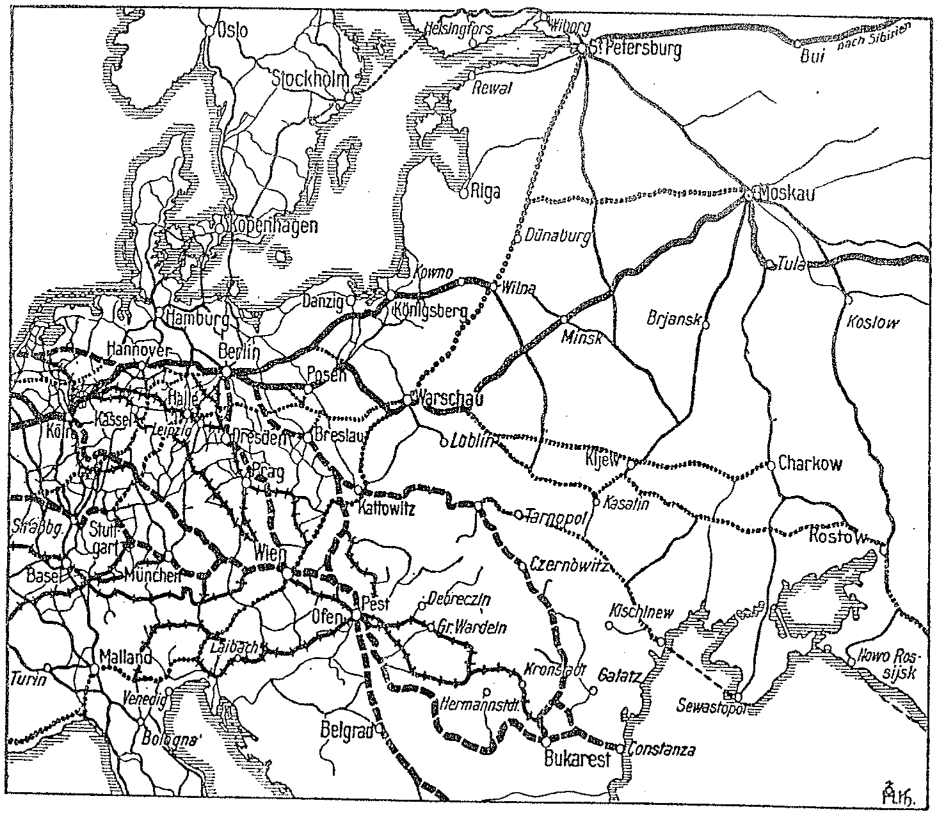
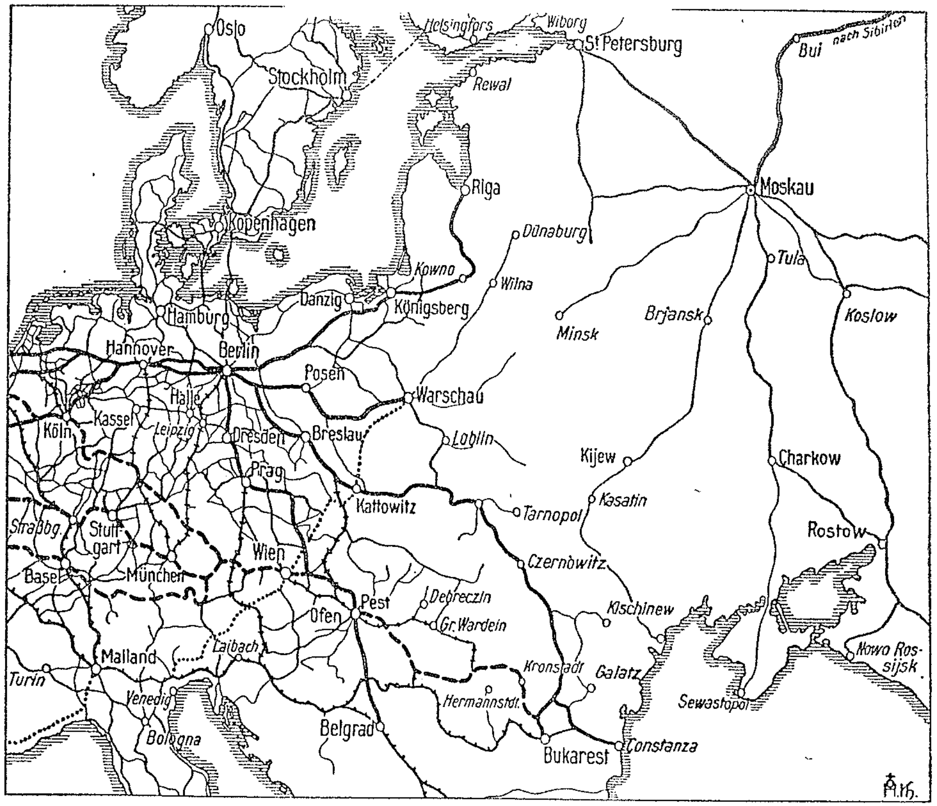


Abb. 30/31. Grenzverkehrs-Verlagerungen nach dem Weltkrieg; ein Beitrag zum Thema:

ren Reiz zum Zugriff jenseits der nahen Grenze, die ihren Pulsschlag, den durchströmenden Reichtum immer vor Augen hat!

Politische Erbweisheit des Römertums übermachte uns die Strafe der Confinatio: Einbannung, Verstrickung, Eingrenzung, die dem Eingebannten alle Auswege aus dem eingezirkten Raum verbot, also in erster Linie das Verkehrsfeindliche einer solchen Grenze hervorkehrte. Sie ist als Internierung, als Aufenthalt in einer bestimmten Gegend, einem bestimmten Ort, als Meldepflicht in ihrer mildesten Form neuerdings wieder aufgelebt, und wurde in ihrer rauhesten Form

zum Konzentrationslager des Burenkrieges, zur nationalen Einbannung der Deutschen durch die angelsächsischen Kolonialherrschaften und durch Frankreich. Es kommt nur darauf an, hier die Analogien zu sehen. In allen reichsbildenden, wuchskräftigen Mächten sind „fines" und „frontes", wie schon als Reichsgrenzen des römischen Imperiums, immer als wechselnde Säume empfunden worden, we-



Grenzen- und Fahrplan-Künste

nigstens in der guten Zeit biologischer Vitalität. „Limes", Rennsteig, Schanzenreihen sind spätere Typen versagender Lebenskraft. Die guten Zeiten ließen vor den Sperren und Grenzwällen in den Straßenkarten das Geäder des Imperiums stärker betont zu ihrem Recht kommen und zeigten die Grenzen selber nicht. Welch suggestives Kartenbild ist z. B. die marmorne römische Straßenkarte im kapitolinischen Museum in Rom! Nur das allmähliche Dünnerwerden des Straßennetzes zeigt die Endstadien und Übergangsräume des Imperiums an. Es läßt gegenüber den fines die große Bedeutung des Wegbegriffs der römischen via, des

chinesischen tao-dô erkennen und mahnt an das Wort: „All human progress resolves itself into the building of new roads!" Gewiß, aber jeder neue Weg durchbricht, überwindet eine Grenze, zum mindesten in der Vorstellung des Zeitalters, in der er gebaut wird.

Auch diese am besten geschützten unter den großen Lebensformen der Erde müssen die Flüssigkeit des Menschen- und Geldverkehrs, wie vor allem beliebter Reizmittel und Völkergifte, auch durch die am besten mit allem Rüstzeug moderner Technik verwahrten Grenzgebiete hindurch erfahren. Gerade der Reizmittelverkehr ist von einer außerordentlichen Gerissenheit in seinen Künsten, dem Verkehr zum Sieg über die Grenze zu verhelfen. Wie ohnmächtig ist die Opiumsperre in ganz Asien, von Persien bis Japan!

„Natio" und „imperium" sind ähnliche vieldeutige Erbworte des alten Rom. Goethe hat uns die Nation mit „Volkheit" übersetzt; aber was ist „imperium" im Grunde? Wie selbstverständlich ist das Wort in seiner Wandlungsfähigkeit dem römischen, dem britischen Staatsvolk immer gewesen, wie umstritten ist es uns als „das Reich"! Die begriffsetzende Kraft des römischen Staatsvolks wird für seine ganze Umwelt und Nachwelt wohl nur im Osten von der des chinesischen erreicht, der wir z. B. das chinesische Hagzeichen für Grenze verdanken, das zugleich eine Anschauung vermittelt, die etwa unserem Knick, dem bepflanzten, gefestigten Damm vergleichbar ist.

Viel leichter als an Landverkehrswegen ist natürlich die Überwachung des Verkehrs am Umschlag zwischen Land- und Seeverkehr, Meer- und Flußverkehr; dennoch hat gerade die Entwicklung der Eisenbahnen, der großen zweigleisigen Durchgangslinien mit mächtigen Übergangsbahnhöfen, die wie Häfen wirken, die Verhältnisse angenähert. Man vergleiche nur z. B. des jüngeren Wissmann eindringliche Arbeiten über die Abschnürung des einstigen österreichischen Bahnverkehrs (Skizze 4 a/b) (96) mit Darstellungen des chinesischen Seezolls und seines Kontrollnetzes, einer der wirksamsten und billigsten Fremd-Verkehrskontroll-Einrichtungen für große Völker und weite Wirtschaftsgebiete. Noch mehr erleichtert ist die Aufgabe beim Betreten der Vereinigten Staaten, die sich, wie Japan, nur wenige große Einfallstore ausgebaut haben, im Dienste ihres Strebens, sich unerwünschten Zustrom, namentlich fremder Rassen fernzuhalten. Aber hier öffnet die Landgrenze von Kanada und namentlich Mexiko eine wunde Stelle, wo sich geradezu frühgeschichtliche Verhältnisse zwischen Grenze und Verkehr für Menschen wie Alkohol erneuten.

Reiche Beobachtungen für das Verhältnis zwischen Abgrenzungsmöglichkeit und Verkehrsdruck, sogar nur in seinen unerwünschten Begleiterscheinungen, lassen sich weiterhin gewinnen aus der Verfolgung des Wanderns der pandemischen Krankheiten längs der Verkehrsadern über die Grenzen. Treffliche Studien in dieser Richtung hat Poech-Wien, z. B. in seinen Pestwanderungskarten, in seiner kartographischen Überwachung der Tarboganpest veröffentlicht; auch das Wan-

dern der Cholera, der Influenza wurde festgehalten (97), aber noch fehlt es der Medizingeographie an ausreichend zusammenhängendem Beobachtungsstoff. Dennoch findet sich gerade in der Abwehr gegen massenmörderische Menschenfeinde wie pandemische Seuchen, völkerverheerende Krankheiten in ihrer auffälligen Erscheinung noch am ehesten die eine oder andere weit zurückreichende Beobachtungsreihe. Wie oft hat man aber nur die Symptome, die Begleiterscheinungen beachtet und bekämpft, die wahren Urheber frei passieren lassen! Wie glatt passierten aber auch gefährliche politische Bazillenträger sonst peinlich verwahrte Grenzen!

Gerade angesichts der etwa eine Million Aussätzigen in China, angesichts des völligen Zusammenbrechens vieler Überwachungsdienste auch gegenüber Cholera und Pest im durchkämpften Asien von heute, stehen hier ernste Gefahren an den schmalen Kultursäumen der in Wirklichkeit gar nicht so breit fundierten Kulturwelt auf, und ihr Schutz ist jetzt entschieden schlechter, als etwa in den Zeiten der Flecktyphusbekämpfung des Weltkriegs.

Aus der Entwicklung der h y g i e n i s c h e n G r e n z e n stammt ja eigentlich der Begriff des „Cordons", der vor allem Übersichtlichkeit der bandartigen Grenzbewachung voraussetzt. Hier ist das Bild eines Waldbrandes ins Gedächtnis zu rufen, wobei der entgegengestellte Flammengürtel schützend wirkt. Durchhiebe, Schutzgräben der Eisenbahn, Kaninchenzäune, Grenzdraht, sie alle streben dieselbe möglichst gestreckte, möglichst übersichtliche Linie an. Natürlich ist Unterstützung durch trennende Meeresteile hier eine wesentliche Hilfe. Sie schützten dank der straffen Küstenhygiene der Inselquarantäne das japanische Inselreich mitten in hochinfizierten Gebieten; sie ermöglichten ihm ja auch eine der vollkommensten Grenzabsperrungen, die wir in der Geschichte kennen: von 1636 bis 1854, wo tatsächlich kein Mensch gegen den Willen der Shogunregierung heraus und herein die Reichsgrenze, mit damals etwa 27000 km Küstenentwicklung, überschreiten konnte.

Vielleicht aber liegt freundliche Vorbedeutung darin, daß die gelbe Flagge der „Quarantäne", das so sehr mit Recht gefürchtete Zeichen des „gelben Peter", in seiner Farbe zugleich die drohende Absperrung ankündigt und dennoch für viele eine Farbe der Euphorie ist. Vielleicht gibt es doch freundliche Entwicklungsmöglichkeiten, um auch die Schutz- und Verkehrsfunktion der Grenze dereinst in ein besseres Einvernehmen zu bringen, als es der objektiv forschende und vergleichende Geograph und geopolitische Denker mit bestem Willen als heute schon bestehend anerkennen kann. Hier wäre ein erstes praktisches Wirkungsfeld für Verkündiger von Paneuropa, des Völkerbundes und des Tausendjährigen Reiches, — aber dazu müßten sie auch praktisch in Dornen und Nesseln greifen oder sich hineinwerfen: und das tun nur Asketen und Propheten der Tat — nicht des Wortes (98).

IX

VON DER KUNST DES GRENZENZIEHENS

„On boundary-making" — „Vom Grenzenmachen", so hat mitten in der Zeit der weltumspannenden Kriegspsychose Sir Thomas Holdich, einer der erfahrensten praktischen Grenzenmacher der neueren Geschichte, der Vater der berühmt gewordenen Abgrenzung zwischen Chile und Argentinien, einen Aufsatz überschrieben, in dem er aus der Schule plauderte. Es war derselbe Mann, der das Wort von den „grenzenlosen Kosten der geographischen Unwissenheit" geprägt hat, und er verstand etwas von der Sache.

So liegt denn auch in dem bloßen Wort vom „Grenzenmachen" ein Stück jener grimmigen politischen Ironie, die seit Shakespeare noch nicht ganz im Angelsachsentum ausgestorben ist. Kann man denn Grenzen „machen'" und setzen, oder muß man sie nicht vielmehr „schaffen", noch besser „werden lassen", wenn sie zum Segen für die Abgegrenzten halten sollen? Das Grenzenmachen ist in Wahrheit eine hohe Kunst. Nicht umsonst war es in alten Zeiten als „Götterarbeit" angesehen und ist vielfältig von der Volkssage wie von esoterischen Staatsphilosophen mit dem Glanze eines Mysteriums umkleidet worden.

Der entscheidende Unterschied ist wohl, ob die Grenze, die gemacht werden soll, einseitig autoritär, durch Vergewaltigung des anderen Teiles gesetzt ist, wie leider die meisten Grenzen der Menschheit, oder ob sie aus beiderseitiger Selbstbestimmung werden und erwachsen konnte. Welcher Unsinn durch autoritäre Grenzklitterung am grünen Tisch bei der allgemeinen geopolitischen Unbildung von Volks- und Staatsvertretern in der Regel begangen wird, darüber spricht sich Sir Thomas Holdich sehr freimütig aus. Für Holdich, den Praktiker der indisch-afghanischen und chilenisch-argentinischen Abgrenzung, steht das Problem der praktischen Brauchbarkeit, vor allem die Möglichkeit der Durchführung einer Grenze bei der Überführung vom grünen Tisch ins Gelände im Vordergrund. Diplomatische Grenzklitterung kommt für ihn meistens schon beim Versuch der Vermarkung auf.

Schonungslos enthüllt der erfahrenste Abgrenzungsspezialist des britischen Weltreichs vorahnend schon während des noch tobenden Weltkriegs, was dann

die Friedensschlüsse von 1918 ab an Begriffsunklarheiten, an Unkenntnis nicht nur der geographischen Wirklichkeit der Dinge, sondern der einfachsten Künste des Kartenlesens bei Diplomaten, führenden Staatsmännern und Parlamentariern zutage förderten.

Als mildernder Umstand muß nur eingeräumt werden, daß auch die zunächst beteiligte Wissenschaft bei aller Begriffsfülle wenig Klarheit bot, daß sie selbst

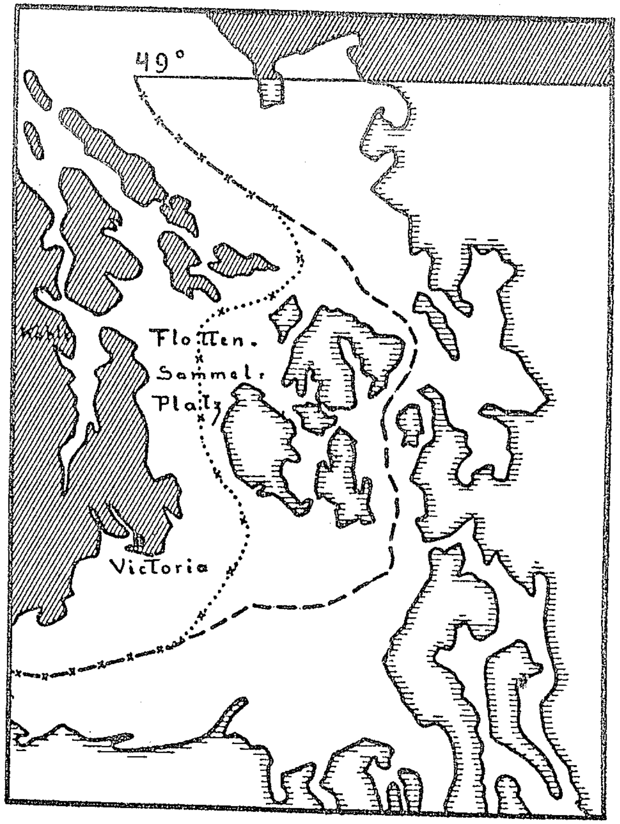
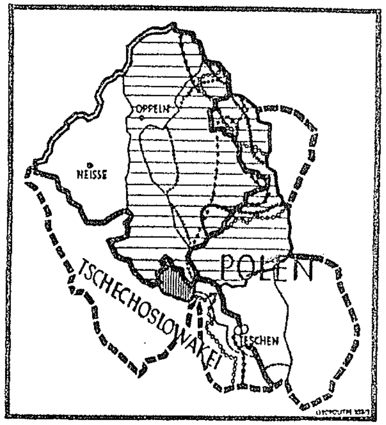


Abb. 32. Übergang von der Grad- zur gewachsenen Grenze an der Juan da Fucastraße

für den redlich bei ihr Suchenden und Nachschlagenden ein Durcheinander zwischen politischen, staatswissenschaftlichen und staatsrechtlichen, naturwissenschaftlich brauchbaren, natürlichen und naturentlehnten Grenzen geschaffen hatte, das sich so recht zum Fischen im Trüben, zur Verwirrung formaler Gemüter und ihrer bewußten oder unbewußten Täuschung eignete.

Die wirkliche, die effektive, praktisch brauchbare Grenze haben wir ja bisher als ein Kompromiß zwischen schroffen Abweichungen der Anschauung kennengelernt. Kommen dabei doch solche Anomalien vor, wie sogar beim Verhältnis

von Ratzel (der doch sonst der Vorfechter des gesunden Menschenverstandes des aus dem Leben Gewordenen gegen die Formalisten ist) zur **G r a d g r e n z e**, die er als eine „natürliche“ bezeichnet! Eine gedachte Linie soll also eine natürliche Grenze sein, obwohl sie z. B. zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten mehr als 2000 km über Stock und Stein querfeldein gezogen ist, und an der Ausmündung zum Pazifischen Ozean, wo sie mit gewordenen (genetischen), wirklich natürlichen Grenzen aufeinandertrifft, zu geradezu absurden geopolitischen Grenzbeziehungen führt, die von mir in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ in einer eigenen Skizze dargestellt sind (99). Eine solche Entgleisung gibt dann H. Wagner, sonst dem Hüter der Form, die Gelegenheit, als Verteidiger des in diesem Fall von Ratzel wirklich verkannten Naturrechts gegen ihn in die Schranken zu treten.



Heutige Grenze
Grenze Oberschlesiens im Mittelalter
Grenze 1742
Abstimmungsgebiet
Ohne Volksbefragung losgetrenntes Gebiet

Grenzziehungsvorschläge:
Polen: Korfanty
General Le Rond
Briand
Oberst Percival
Lloyd George
Graf Sforza

Für das Teschener Gebiet:
Demarkationslinie 1918
Demarkationslinie 1919
Tissi-Linie.

Abb. 33. Untaugliche Grenzziehungsversuche in Oberschlesien

Man muß aber freilich nur selbst einmal – womöglich mit einer guten Lupe in der einen, einem Zeißglas in der andern Hand – eine Schneegrenze, eine Wald- oder andere Vegetationsgrenze, den „Fuß“ eines Gebirges, den „Hauptkamm“, eine „Wasserscheide“ in den Tropen abgegangen haben, man muß versucht haben, den Grenzsaum eines Sumpfes, ja die Uferlinie eines Sees festzustellen (schon ein botanischer Garten zeigt die Knifflichkeit des Erhaltens einer Verlandungszone!), von der wahren Küstenlinie in einem Mangrovesumpf gar nicht zu reden, um zu sehen, wie das Leben die sogenannten reinlichen Scheidungen haßt, wie die Natur der geraden, in Karten einzeichenbaren Linie abgeneigt ist, vielfach ihrer geradezu spottet. Um wieviel mehr tun das erst alle ihre bodenvagen und landschweifenden Kinder! Selbst eine Straßenflucht, eine Baulinie, also etwas durchaus Künstliches, in einer schnurgeraden Straße, ist voller Rechts-Tücken und Servitute, vom hereinhangenden Baum, dem Verhältnis zum

Straßenkörper und seinen zahlreichen Rechten bis zum freilaufenden Hund. Wieviel schroffer ist der Abgrund zwischen Praxis und Theorie im Großen!

Da sind Gebirge, die nicht nur nicht an der Stelle sind, wo sie sein sollten, sondern überhaupt nicht da sind (100); es gibt fallende Niveaulinien, über die das Wasser fröhlich bergan läuft. Da spricht Sir Thomas Holdich mit grimmigem Hohn in „on boundary-making“ von der Grenzführung „am Fuß eines Gebirges“, das mit allen Varianten voller Tücke in andere Landschaftstypen übergeht, oder von der Grenze „3 km südlich eines Flußlaufes“, bei deren Feststellung man alle paar hundert Meter wieder einen lebensgefährlichen Flußübergang versuchen muß, unüberschreitbare Mesa-Abstürze fortwährend überschreiten sollte

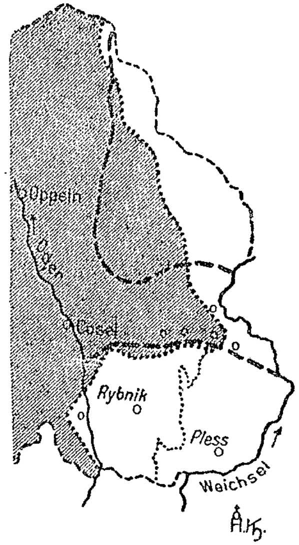


Abb. 34. Jetzige Form der oberschlesischen Diktatgrenze

und tausendjährige Weiderechte und Verkehrsbeziehungen beständig so ähnlich durchschneidet, wie das z. B. die ungarische, rumänische und südslawische Grenze im ehemaligen Ungarn tut. Welche Linie war, um nur jüngste Erinnerung zu befragen, im Kriege wirklich da, wo sie eingezeichnet wurde? Sehr selten in Wahrheit – sonst hätte nicht der böse Lateinerscherz: „Fraus – die Morgenmeldung!“ auf so allgemeines Verständnis rechnen können.

Ich selbst erinnere mich einer Kirche von Sulta in den Karpaten, die auf österreichischen und rumänischen Karten in einer sonst zweifelhaft kartierten Gegend als einigermaßen einwandfrei eingezeichnet galt, auf deren gesicherter Lage zahlreiche Befehle fußen zu können glaubten; als wir aber endlich notgedrungen dem Problem ihrer wirklichen Lage mit Mitteln der Wissenschaft und moderner Meßkunst zu Leibe gingen, konnten wir den Nachweis führen, daß sie um mehr als einen Kilometer „falsch“ lag. Da man Kirchen aber nicht spazieren trägt, müssen

wohl die Karten falsch ausgesagt haben. Auf diese Kartenlüge waren aber Angriffe, viele Grenzen zwischen Abschnitten usw. gebaut gewesen.

Die Praxis des Grenzenmachens stößt vor allem auf zahlreiche Restzustände (Rudimente), mit denen sie sich auseinandersetzen muß. „Dienstbarkeiten", zusammenhaltende Kleinräume, kartographisch erfaßbare und nicht eingetragene, überlieferungsfähige Zustände der Grenzgesellschaft immaterieller und materieller Art, Durchfahrtsrechte, Weiderechte, religiöse Territorialansprüche aus uralter römischer Provinzialeinteilung, Kulturgebilde aus längst verschollenen Reichsbildungen, politische Neidzipfel, wirtschaftlich wichtige Flußzutritte, Tränkrechte, Mutungen auf Bodenschätze müssen abgewertet werden. Zeichen früherer Instinktlosigkeit, Spuren juristischer Rechthaberei wirken sich aus; aber freilich auch beharrliches Festhalten von Ansprüchen und Rechten, wie etwa wohlerworbene Servitute auf Privatgrundstücke, Gründe, die oft stärker sind als die neuentstehende Grenze. Wie zäh hält z. B. auch das jetzige China, der „Volksstaat der blühenden Mitte", seine Souveränitätsrechte auf die Außenländer fest, aus der Erfahrung, daß er die vorübergehend verlorenen doch immer wieder bekommen hat, sobald die Welle wieder aufwärts ging, sofern nur in der kritischen Zeit der Rechtsanspruch gewahrt geblieben war. Ähnlich planmäßig und zielstrebig verfährt die römische Kirche mit gutem Erfolg.

Im allgemeinen finden wir aber doch eine weit größere Flüssigkeit auch des überstaatlichen Grund- und Bodenverkehrs auf dem Planeten, mehr Raumwechsel als die kleinräumige mitteleuropäische Vorstellung vom Grenzenmachen auf lange Dauer glaubt. „Securitas" ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Bedeutsam für den Begriff des Grenzenmachens ist vor allem die Vorstellung, die der Ausführende vom Darstellbaren und Nichtdarstellbaren an der Grenze hat. Viele Servitute lassen sich in Karten einzeichnen und so festhalten; andere entziehen sich völlig der Grundrißzeichnung und ihren Möglichkeiten.

Gerade der Begriff der „Vertiefung" in den Heimatboden und die Lebensform des umgrenzten Vaterlandes verbietet, die rein flächige Raumveränderung als endgültig, auch nur als befriedigend anzusehen. Man müßte denn auch so typisch eindeutige Bauten, Kulturzeugen wie die Kaiserburgen des Elsaß, die Rotbartfigur in Kaysersberg, das nun „Mont libre" umgetauft ist (als ob damit Gayler aus der deutschen Religionsgeschichte verschwände!), das Straßburger Münster über die Fläche mit zurückziehen können!

Selbst wenn wir von den Grenzen so hochentwickelter Kulturlandschaften absehen, dann finden wir bei der ganz primitiven Weidegrenze, beim Zerschneiden gewohnter Sommer- und Winterweidewanderung der Frühkulturlandschaft, denselben Widerspruch zwischen der Grenzverlegung auf dem Papier und in der Landschaft. Treffend weist z. B. Baerlein in „A difficult frontier" (London 1922) nach, wie praktisch unmöglich die jetzige Grenzführung zwischen Albanien und dem Südslawenstaat am weißen Drin ist, wie hier gewohnte Raubstrecken nur

zum Vorteil italienischer Drahtzieher verlegt worden seien. Im Dezember 1926 sahen wir diese Gefahrenstelle neu aufleben. Ähnliche barg der Wasgenwald im Münstertal und das Wallis.

Wertvoll für unsere eigene Vorstellungskraft gegenüber gewachsenen und kulturlandschaftlich gewordenen Grenzen einerseits und künstlich gemachten andererseits ist es, wenn wir solche Unterschiede etwa an Tieferlegungen von Seen und Flußläufen aufsuchen, wo sie sich nah genug im engeren Vaterlande bieten (Chiemsee-Tieferlegung, Rheineingrabung). Hier zeigt sich leicht, was man unter Kulturgleichgewichtszuständen, in Jahrhunderten erwachsen, im Gegensatz zu labilen Grenzflächen, was man unter Übergangsfilter, unter ausgewirkten oder noch latenten Grenz-Zuständen verstehen kann.

Eine dem dichten Volksdruck Mittel- oder Innereuropas fast fremd gewordene Erscheinung ist der Vorbau, das Verschieben von Grenzen ins neu zu gewinnende, zu kultivierende Land: jene Arbeit, an der die Feldmesserkunst, die Städtebaupraxis der Vereinigten Staaten erwuchs, an der ein George Washington sich in seiner Jugend schulte. Eher noch kommen wir in Mitteleuropa leider in die Lage, Rückbildungen zu beobachten, wie denn unsere deutsche Grenze fast überall Rückzugsstadien zeigt, bei denen man zuweilen biologisch an das eingezogene Narbengewebe, den seewärts weggerieselten Ebbestrom mit seinem Rücklaß, den in die Alpen zurückweichenden Gletscher denkt. Selbst Namen wie England, Frankreich, Lombardei, Andalusien — mit ihren germanischen Wurzeln in den Stammesnamen der Angeln, Franken, Langobarden und Vandalen — sind sie nicht Zeugen rückgebildeter Volksgrenzen?

Zu fruchtbaren Vergleichen aus einer Erinnerung, die immerhin noch vielen Lesern vertraut sein mag, kommt man auch, wenn man die „Fronten" des Weltkrieges als zeitliche (temporäre) Grenzen mit fast allen Lebenserscheinungen einer Grenze auffaßt. Wie wenig sich tatsächlich durch die formalen Friedensschlüsse an den hier zu erkennenden Analogien geändert hat, das lehrt etwa ein Studium der ausgeklügelten Grenzverstümmelungen, die durch Folgeerscheinungen des Vertrages von Versailles, z. B. aus der Auslegung an Teil II, Art. 28 des Friedensvertrages, am Zutritt zu Rhein und Weichsel nachträglich vollzogen worden sind (101). Auch dabei werden weitere Vertragsbrüche selbst an diesen verstümmelten Rechten offenbar, wie denn ja auch der Vertrag durch Verletzung von Teil IV, Abschnitt VIII, Art. 156—158 durch die Konferenz von Washington durchbrochen ist, also de facto und de jure bereits ein mehrfach durchlöchertes Instrument darstellt. Die gleiche Stümperei wirkt sich aber über die ganze Erde aus: auf dem Boden des alten Habsburger-Reichs, in Albanien, in der Südsee (Nauru). Sogar eine Grenze, wie die zwischen Alaska und Kanada zeigt, wie übernommenes fremdes Gewalterbe, in diesem Fall des russisch-englischen Vertrages vom 16./28. II. 1825, neue Erwerber belastet.

Es ist nun freundliche Fügung, daß die schroffsten Wendungen gegen die Un-

fähigkeit, Grenzen zu machen, gegen die unmeßbaren Kosten geographischer Ignoranz aus angelsächsischen Quellen entnommen werden konnten, denen wir uns schon aus Höflichkeit gegen die heute noch weltbeherrschende Rasse nur anzuschließen brauchen. Besonders wertvolle aufbauende Bemerkungen, vor allem über das Darstellbare und nicht Darstellbare auf Grenzsprachenkarten, finden sich in dem Buch von N. Krebs über die Alpenländer (102) und von Robert Sieger und Dr. Marian Sidaritsch in Begleitworten zu den Sprachenkarten für Tirol, Kärnten, Steiermark und Burgenland (103).

Vergleichsstoff findet sich in den Abmarkungserfahrungen fast aller Grenzdurchführungs-Expeditionen, z. B. der deutsch-französischen in Kamerun, und ihre Empirie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den zwei folgenden Abschnitten über das verschiedene Verhältnis der Natur- und der Geisteswelt zur biologisch richtigen, von Forderungen des Lebens auf der Erde geschützten und gebilligten Grenze, und über die Frage: gibt es eine Erziehung zum Grenzgefühl? Die sehr heikle Antwort auf sie führt uns dann notwendig zum Abschluß eines ersten Teils dieser Untersuchungen. Jenseits kämen dann die Ausgestaltungen, beginnend mit dem Verhältnis des Grenzforschers zum Begriff der künstlichen Grenzen.

Aber die Voraussetzung für solche Forschungen ist doch, daß man die Daseinsnotwendigkeiten der Lebensform, zu der man selber gehört, so in sich aufgenommen habe, daß unnatürliche Verstümmelungen und Vergewaltigungen an ihr auch wirklich so schmerzen, wie die gleichen Vorgänge an der eigenen Haut. Erst dadurch wird sich zur wissenschaftlichen Objektivität auch die nötige Feinheit der Empfindung für das Lebensfeindliche widernatürlichen Grenzenmachens gesellen und das Gefühl, im Kampfe gegen sie in der eigenen Sache eine solche der Menschheit zu verfechten. Das aber braucht der Deutsche, um nur einigermaßen an die Gerechtigkeit seiner eigenen Sache zu glauben (104)!

X

VERHÄLTNIS VON NATUR- UND GEISTESWELT ZUR BIOLOGISCH RICHTIGEN GRENZE

Von der Unfähigkeit der reinen Geisteswissenschaften (Theologie, Jurisprudenz, bodenentwurzelte oder bodenscheue Staatswissenschaften), biologisch richtige, d. h. einigermaßen auf Jahrhunderte haltbare (säkulare, stabile) und umformungsfähige (evolutionäre) statt biologisch falsche, labile und deshalb unvermeidlich Kriege und Umstürze erzeugende Grenzen zu schaffen, zeugt das bisherige Schicksal der Erde, Europas im besonderen: denn deren Vertreter waren es, die bisher die maßgebende Stimme bei ihrer Festsetzung hatten.

G. E. G. Catlin (105) untersucht, ob die Gesellschaftswissenschaften in ihrer Auswirkung notwendig dauernd hinter den Naturwissenschaften zurückbleiben müssen. Die Tatsache stellt er nicht in Frage. Wo bleibt der „Staat Gottes" und sein Friede, wo bleibt der „Ewige Friede", wo die „Freiheit der Meere", wo die von der Volkswirtschaft noch 1914 so fest behauptete Unmöglichkeit eines jahrelangen Krieges? Wo bleiben in der Praxis der Abgrenzung der ums Dasein ringenden Lebensformen an der Oberfläche der Erde alle die stolzen, erhabenen und dunklen Worte, mit denen die Geisteswissenschaften in den Kampfpausen sich brüsten und die sich verflüchtigen, sobald der Kampf wieder zu toben beginnt? Civitas dei, Pax aeterna, liberum mare, jus gentium ...

Nüchterner, aber redlicher vom Boden her bauend, nicht mit Nebelgebilden in Wolken sich verlierend, solange der Baugrund noch nicht geebnet ist, steht die Naturwissenschaft zum Problem der Grenze. Sie fordert Synthese nach so viel Analyse, nach so viel Zweifel, und stellt dem „Ignorabimus" der einen die Daseinskampf-Auslese des andern entgegen, der, von vornherein auf das Fließen des Ganzen („panta rhei") eingestellt, uns tapferer der Naturgegebenheit ins Auge zu sehen scheint.

Die Wichtigkeit positiver Lösungen scheint uns aber gerade angesichts der Verstümperung und Verstümmelung von Innereuropa, Mittel- und Zwischeneuropa vordringlich; eine Vorbedingung dazu ist etwa eine Untersuchung der am meisten in Spannungen unnatürlicher, antibiologischer Grenzen

gezwängten Erdräume nach Art der Untersuchung, die Dr. v. Loesch für seine Prüfung des Paneuropa-Gedankens vorgenommen hat (106).

Denn die Gefahr, daß sich wortkühne Vertreter extremer utopischer Gegenpole in geisteswissenschaftlich irre gewordenen Millionen voreilige Massenzustimmungen verschaffen und damit praktisch unheilvolle Auswirkungsmöglichkeit erringen, ist gar nicht von der Hand zu weisen; sie ist in drohender Nähe gerade angesichts der unzweifelhaften Krise noch mehr der Geisteswissenschaften, als der Naturwissenschaften, wie sie verschiedene weitverbreitete Werke unserer Zeit verraten (107).

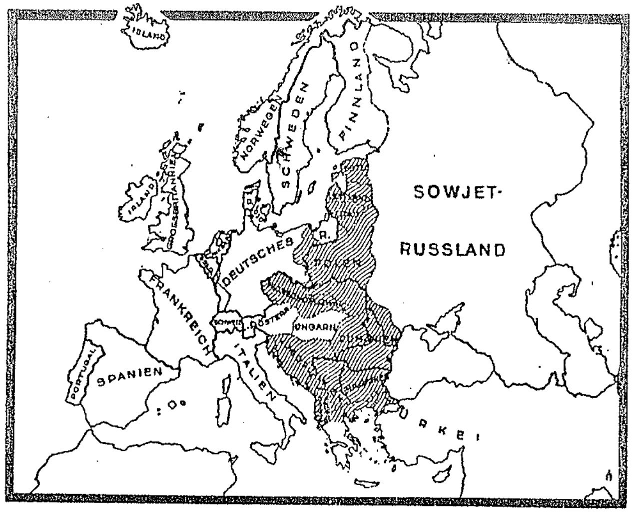


Abb. 35. Der mitteleuropäische Spannungsgürtel

Zwei Gegensätze von großer geographischer Tragweite bezeichnen von der Verbindung der Erdkunde und Soziologie her entgegengesetzte Pole: einerseits die Montijnschen Ideen der Verschiebung von Lebensformen im Lebensraum je nach ihrer Fähigkeit, Grenzen zu erfüllen, die nach der litoralen (niederländischen) Einstellung des Verfassers natürlich nur die kontinentalen Lebensformen z. B. Europas beträfe, denn die insularen und litoralen sind ja seerandig und küstenfest! Montijn vertritt den Gedanken bodenvager Grenzverlegung je nach dem Lebensdrang, also eine Neuverteilung des Völkergrundbesitzes auf der Erde alle paar Jahre nach der Geburtenzahl, eine „Taikwa", im großen, wie sie die Japaner schon von 645 bis 652 n. Chr. ausprobierten (108). Andererseits sehen wir die Rolle des Neumalthusianismus als Grenzhüter, so wie sie ihm z. B. Wells als Soziolog zudenkt. Das ist der Standpunkt der Raumbesitzer mit einer Forderung erzwungener Trägestauung an die nicht ausreichend mit Lebensraumreserven ausgestatteten Völker, ausgehend von der Vorstellung der möglichen Geburteneinschränkung übervölkerter, engräumiger Lebensformen; er ist

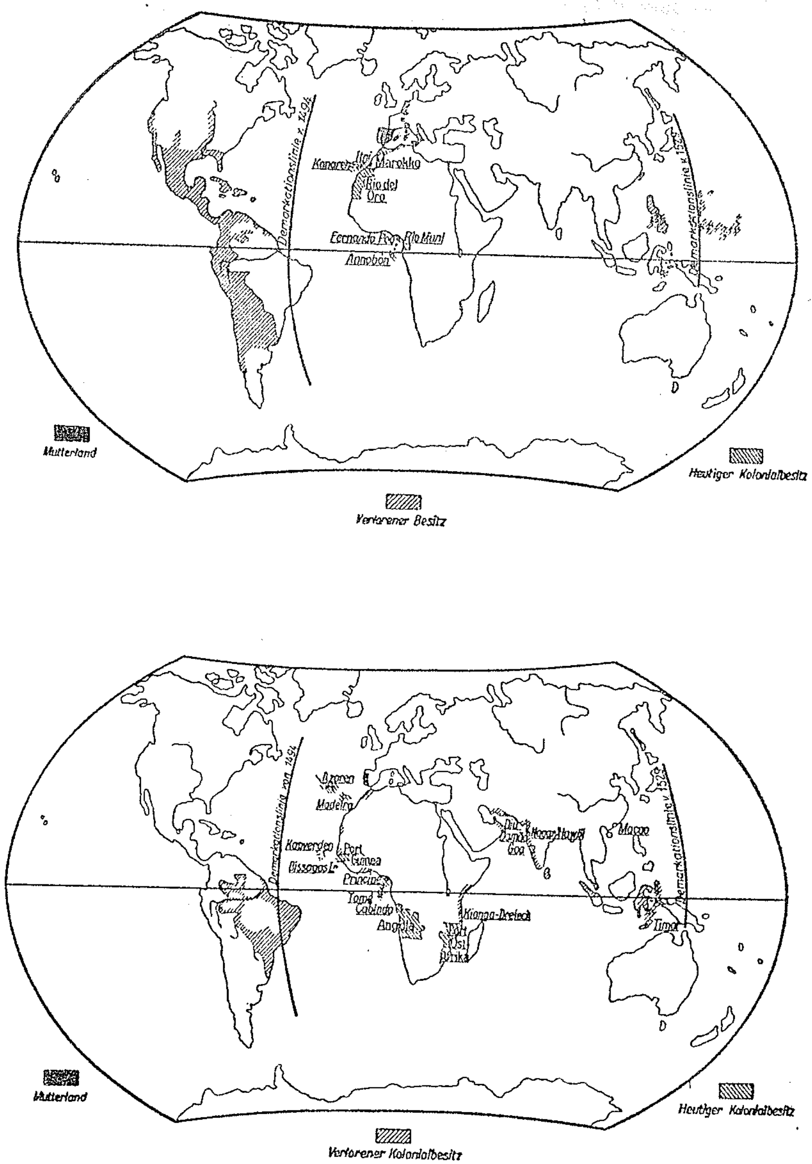


Abb. 36. Die päpstliche Scheidelinie: Das spanische und portugiesische Kolonialreich

(Aus K. Haushofer: Jenseits der Großmächte. Leipzig 1932. B. G. Teubner.)

— bei Licht betrachtet — aus wüstestem, erdumspannendem Manchestertum geboren! Das sind zwei besonders schroffe Gegensätze, von wirtschaftlichem Egoismus und Materialismus in rücksichtsloser Form geleitet. Darum können sich die Vorkämpfer des Klassenkampfes, Welt-Groß-Kapitalist und Sozialist, dabei von der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite her begegnen!

„Wir haben es auf der Karte rot angemalt und dann leer gelassen", sagt der australische Menschenfreund auf der einen Seite von Nordaustraliens riesiger Raumreserve für 30 Millionen Einwohner und gibt auf der anderen zu, daß in dem asiatischen Erdteil nebenan eine Regelung der Übervölkerung, wie z. B. in der chinesischen Provinz Kansu, durch Bevölkerungsschwankungen zwischen 6 und 16 Millionen erfolgt, das heißt durch Verhungern und Massensterben, und daß 1920 über 21 Millionen im Hwangho-Tal tatsächlich subsistenzlos, ohne andere Nahrungsmittel als Baumrinde, eßbare Erden, bei gelegentlichen Zuschüssen von außen her gewesen waren.

Aber der wirtschaftliche Egoismus erweist sich als ein sehr schlechter Berater und als Fälscher gerade an Grenzideologien. Wir wissen das von unserer so nahen Rhein- und Alpengrenze und brauchen bloß an die Entstehung von Lothars Reich und ein mehr als tausendjähriges Völkermorden in seiner Folge zu denken, weil das karolingische Hausgut an Maas und Mosel in seinem Hauptbestand für den Ältesten zusammenbleiben sollte, und man eine besonders wichtige Kultur- und Wirtschaftsstraße für geistige Bewegungen und Güterverschiebung der Zeit, die Rom-Rhone-Rheinverbindung, schonen und in einer Hand behalten wollte. So setzen die Geisteswissenschaften in Zeiten ihrer Vorherrschaft lebensuntaugliche Grenzen, wenn sie sich unkorrigiert durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse auswirken dürfen.

Wir könnten diese eine besonders herausgegriffene Erfahrung um viele andere vermehren, um akute Fälle, um latente Probleme, wie sie in Südamerika vorliegen, oder um erloschene, verkalkte Bildungen, wie in den Pyrenäen. Ein besonders erwähnenswerter Typ aber scheint uns Papst Alexanders VI. Leistung als Grenzenschöpfer, die dann noch einmal von einem seiner Nachfolger wiederholt gezogene Scheidelinie, die weltberühmt gewordene Demarkationslinie zwischen dem spanischen und portugiesischen Imperialismus, die — 1493 und 1506 niedergelegt — bis 1845 in ihren letzten formellen Bestimmungen nachwirkte. Erst am 1. Januar 1845 wurden die auf Grund jener Linie in der Datumgrenze des spanisch-amerikanischen Reiches einbezogenen Philippinen dem Datum Ostasiens angeglichen, in das sie der Natur des Sonnenaufgangs nach gehören!

Heute noch steht als Folge dieser Grenzführung ins Blaue das große Brasilien, mit seinen 30 Millionen portugiesisch sprechender Mischbevölkerung, als größter Staat und zugleich Fremdkörper in dem sonst spanisch kolonisierten Latein-Amerika; es schafft dort eine latente Grenzspannung erster Ordnung neben den vielen kleineren, die daraus entspringen, daß die weiten Flächen von außen her

erobert, nach ortsfremden, geisteswissenschaftlich gebildeten Vorstellungen gegliedert und abgegrenzt wurden, während die Binnengrenzen der einstigen Kolonialstaaten erst jetzt allmählich aus ihren inneren natürlichen Notwendigkeiten heraus sich ins Gleichgewicht bringen (109).

Bedeutende Aufschlüsse über die größere oder geringere Fähigkeit einzelner geistiger Gemeinschaften, biologisch richtige Grenzen zu erkennen, früher bewährte auch bei zeitweiligen Verschiebungen festzuhalten, gibt ein Vergleich etwa des Atlas hierarchicus (110) mit anderen als besonders haltbar erprobten Abgrenzungen der Heimatkunde, wie sie z. B. Peßlers Arbeiten erkennen lassen (111). Dem britischen Standpunkt wird man aus E. H. Hills: „The geography of international frontiers" (112) oder unter Einrechnung der Kriegspsychose nach L. W. Lyde: „Types of frontiers in Europe" (113) weitere Ausblicke abgewinnen können.

Die schroffsten Gegensätze scheinen mir von neueren in den Namen von Dr. A. M. M. Montijn: „Ein neues Völkerrechtsprinzip" (108) mit extremen Fortbildungen Ratzelscher Ideen zu einer dauernden Wanderung und Verlegung der Grenzen, und in den Berichten von Wells und seiner Freunde von der Konferenz von Washington gegenüberzustehen.

Diese Berichte enthalten als Leitmotiv, an alle Lebensformen mit großer Volksdichte, reger Bevölkerungsvermehrung und starkem Lebensdrang (Innereuropa, Italien, Japan und China) gleichmäßig gerichtet, nichts anderes als die offene oder verschleierte Mahnung, sich mit Neu-Malthusianismus zu behelfen. Was ist das aber im Grunde anderes, als Clémenceaus derbe Äußerung von den „vingt millions de trop" in Deutschland oder Ludwigs XIV. Standpunkt gegenüber der Rheingrenze, den Fénélon mit seinem berühmten Briefe so deutlich gegeißelt hat, daß wir vom innereuropäischen Standpunkt ihm nichts hinzuzufügen brauchen:

„Es war von Haus aus ein reiner Revanchekrieg, darum sind alle Gebietserweiterungen, die er bewirkt hat, unrechtmäßig erworben von Anfang an. Freilich: Ew. Majestät scheinen die Friedensschlüsse diese Ungerechtigkeit zu decken; aber Friedensschlüsse, die Besiegte unterschreiben, werden bekanntlich nicht aus freien Stücken unterschrieben. Man unterschreibt natürlich, wenn einem das Messer an die Kehle gesetzt wird. Man unterschreibt, wie man seine Börse hergibt, wenn einem keine andere Wahl bleibt als Geld oder Leben.

Nicht einmal das läßt sich ins Feld führen, daß Sie das Recht hätten, gewisse Plätze deshalb zurückzuhalten, weil sie zur Sicherung Ihrer Grenzen dienen. Niemals gibt uns das Bedürfnis, unsere Sicherheit zu wahren, das Recht, unserem Nachbarn sein Land wegzunehmen. Sie haben den Frieden und seine Bedingungen herrisch diktiert, anstatt ihn gerecht und maßvoll zu regeln. Darum konnte dieser Friede unmöglich von Bestand sein. Sie haben sich nicht einmal innerhalb der Grenzen dieses Friedens gehalten, den Sie so rücksichtslos diktiert hatten. Mitten im Frieden haben Sie weiter Krieg geführt und weiter erobert! Eine solche Haltung hat ganz Europa gegen Sie gereizt und aufgebracht. Selbst die Neutralen

können den Tag nicht mehr erwarten, an dem Sie geschwächt und gedemütigt werden."

So Fénélon. Gilt das nicht heute noch?

Auch Wells, sonst so sehr nach Ursprünglichkeit der Ideen haschend, kennt in diesem Falle nichts anderes als die abgedroschene Weisheit des Rentnerstandpunktes: „Ich lieg' und besitze, lass' mich schlafen!" Weil es dem britischen, dem französischen, dem belgischen und niederländischen Kolonialreich und vorläufig, bis zu ihrem Überschreiten des Sättigungspunktes in Nordamerika (im Jahre 1950 etwa), auch den Vereinigten Staaten paßt, in einer Volksdichte von zwischen 7, 9, 15 und 26 Menschen auf den Quadratkilometer in ihren Raumreserven dahinzuleben, sollen sich auch die andern Großlebensformen mit einem Volksdruck von 133 (Deutschland) bis zu 200 (Süd- und Mitteljapan) bis zu 140 und mehr (Italien) in ihren gottgewollten kleinräumigen Abhängigkeiten bescheiden. Das mag so lange angehen, bis überhaupt andere, lebenskräftigere Rassen sich ihren Anteil zwingend holen werden — wenn gerade die stärksten, lebenswilligsten der weißen Kulturträger von heute verkümmert sind, eben durch diese Methode; denn Japan lehnt sie ab (114).

Mit solchen Plattheiten versuchte aber tatsächlich ein sonst so geistreicher Mann, wie Wells, in seinen Aufsätzen von der Washington-Konferenz, und im darauffolgenden Jahre die als Predigerin der Geburteneinschränkung in Ostasien reisende Amerikanerin Margaret Sanger den größten Teil des Ostens, des alten Kulturgürtels der Alten Welt zur gleichen Ergebenheit in sein raumbeschnittenes Schicksal einzulullen, wie man es in Innereuropa schon erreicht glaubte. Wie wenig der Zweck tatsächlich erreicht wurde, wie sehr also die Sendlinge der Geisteswissenschaften bei ihrem Setzen ewiger Grenzen der Volksvermehrung im Fernen Osten Schiffbruch erlitten hatten, das flammt heute aus der südchinesischen Befreiungsbewegung, dem Landarbeiteraufstand in dem unter 300 Menschen Volksdruck auf dem Quadratkilometer stehenden Java und den Selbstbestimmungswahlen in Indien empor. Hier also finden wir nichts Neues, als etwa neue Prägungen für alte, vom wirtschaftlichen Egoismus schon oft vorgebrachte Argumente.

Aber neu sind wirklich bis zu einem gewissen Grade die Versuche von Montijn, geistes- und naturwissenschaftliche Erkenntnis zu einem Zusammenwirken im Sinne von Grenzen zu vereinen, die nach der Vitalität verschiebbar sein sollen. An Stelle des Zusammendrückens von Inneneuropa unter jedes erträgliche Maß durch Zuschrauben der Sicherheitsventile, wie es heute geschieht (wobei eine Explosion der Grenzen früher oder später unvermeidlich ist), glaubt Montijn ein Verschieben aller europäischen Lebensformen nach Osten für eine Zukunftsmöglichkeit halten zu dürfen. Dabei würde ein weitgehendes Optierungsrecht und Minderheitenschutz die Härten mildern. Das wäre also eine Rückwanderung im entgegengesetzten Sinne der Völkerwanderung, wobei eben nur eine rein vernunftmäßige

Rechnung alle unwägbaren Werte, die gerade das „Vertiefen in den Boden" geschaffen hat, ausschaltet. Es soll danach jeder die Frage: Glaube oder Heimat? ganz nach Wahl entweder im Sinne des Festhaltens der Heimat, aber der Annahme fremder Herrschaft, oder des Optierens mit Auswanderung unter die nach Osten geschobene Flagge lösen können! Das setzt einen Grad von Rationalismus voraus, wie ihn eben nur langjährige Beschäftigung mit dem neuamerikanischen Farmtyp, dem Draht als Einzäunung, dem Konservenbüchsenhaufen, dem Weiterziehen auf anderen Boden, wenn Raubbau den einen erschöpft hat, einzugeben vermag.

Es erinnert an die Gefahr, auf die einmal Ratzel hinwies, über das Unheil, das großräumige Staatsmänner aus überseeischen Staaten in Europa anrichten könnten, wenn sie mit ihren Vorstellungen von Raumausgleich an das geschichtlich so kleinräumig, aber bodenvertieft erwachsene Kerngebiet herantreten (115).

In dem vorgeschlagenen Umfang sind die Gedanken Montijns eine Unmöglichkeit: sie sind noch weniger physisch als moralisch durchfürbar in so geschichteschwerem Boden, wie dem mitteleuropäischen, trotz dem Bevölkerungsaustausch zwischen Hellas und Angora. Aber sie zeigen ein immer noch fruchtbareres Extrem, als der entwicklungslose Standpunkt des Beharrens, wie Wells als Exponent des Angelsachsentums ihn predigt, wie Genf ihn praktisch festzuhalten sucht.

Immer noch fruchtbarer an Möglichkeiten, reicher an Ansätzen, aus denen Verwirklichungen künftiger Tage emporsteigen können, ist diese kleine einseitig naturwissenschaftlich gesehene Arbeit von Montijn, die eine Reihe von anderen interessanten Anläufen in ähnlicher Richtung nennt, als das starre Entgegenhalten einmal niedergelegter Paragraphen: die letzte Weisheit, zu der sich in der Praxis bisher die geisteswissenschaftlichen Anläufe aufgeschwungen haben, die sich an der Veränderung eines unmöglichen Zustandes der papierenen Grenzenziehung gegen werdendes Lebensrecht auf Atemraum versuchen. Die naturwissenschaftliche Seite der Erdkunde hat es wenigstens gewagt, dem Übervölkerungsproblem der Erde auch als einem notwendigen Grenzverschiebungsproblem ins Auge zu sehen. Wann folgt der Geist?

Nach einem großen, scheinbar vergeblichen Aufwand aber noch einmal die ganze Kraft eines erneuten Volkes an das Gewinnen ausreichenden Lebensraums zu setzen, dazu bedarf es einer einheitlichen geschlossenen Auffassung aller Volksschichten über die Unzulänglichkeit des Lebensraums, wie er heute ist, und die Unhaltbarkeit seiner jetzigen Grenzen. Sie läßt sich nur dadurch gewinnen, daß das ganze Volk von einem dumpfen Gefühl des Drucks unzulänglichen Atemraums, mangelnder Luft, quälender Raumenge zu bewußtem Grenzgefühl für den ganzen Umzug seiner Grenzen erzogen wird. Dieser Erziehung werden Geistes- wie Naturwissenschaft dienen müssen. Der Frage der Möglichkeit und des Weges der Erziehung zu einem **bewußten Grenzgefühl** wenden wir uns nun zu, als dem Höhepunkt unserer Untersuchung!

XI

ERZIEHUNG ZUM GRENZGEFÜHL

In einer gerade für den Deutschen entscheidenden Frage gipfelt der Anstieg unserer Arbeit zur vollen Höhe ihres Problems, in der Schicksalsfrage: Gibt es eine Erziehung zum Grenzgefühl, die auf geographischer Grundlage für Kultur, Politik und Wirtschaft allgemeine Gültigkeit gewinnen kann? Ist ein Grenzgefühl objektiv, wissenschaftlich lehrbar und übertragbar, das dennoch am Ende den politischen Willen instinktsicher genug macht, um jeden Ferndruck auf die eigenen Grenzen mit der fast telepathischen Feinfühligkeit empfinden zu lassen, die G. E. Uyehara an den Japanern rühmt (116)? Gibt es ein immer waches Grenzgefühl, das gemeingültig aufzeigt — sogar für die feinsten kaum erfühlbaren anthropo-geographischen Scheidungen, wie auch für die derbere, deutlichere Verkehrs-, Wehr- oder Wirtschaftsmark, das richtig weist für geographisch eben noch faßbare Geistestrennung wie für deutliche naturentlehnte und naturgezogene Grenzen, bis zur menschenverändernden Klimascheide (177) und zur äußerlich zwingenden Trennung durch das Unbewohnbare? Gibt es eine solche Erziehung, dann kann sie wohl nur an den Spuren einsetzen, die sichtbar, fühlbar, deutlich erkennbar in bodenhaftenden erdbestimmten Zügen der Oberfläche des Planeten wie Runen eingegraben sind.

Von ihnen aus müßte wohl eine solche, notwendig zunächst geopolitische Erziehung — auch ohne Scheu vor den Schwierigkeiten der Kulturlandschaft — zu den feinsten, vergeistigten Folgerungen fortgeführt werden. Einen gangbaren Weg zeigt die Art, wie J. Sölch (118) das vorbildlich durchgeführt hat für die von seinem Innsbrucker Lehrstuhl in erster Linie durch Wachhalten des Grenzgefühls zu verteidigende Südmark des deutschen Volkes (Abb. 37 zur Alpengrenzlage), in seiner Abhandlungsfolge, die mit der „Auffassung der natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie" beginnt. Sie enthält nebenbei eine vortrefflich führende Auseinandersetzung mit dem ganzen Grenzschrifttum unserer Tage in den höchst lesenswerten Anmerkungen. Aus dem Werk von Sölch geht eine bemerkenswerte Tatsache hervor: an der Grenzlandforschung lassen sich zwei geschichtliche und geographische Typenbildungen unterscheiden,

bei denen auf der einen Seite Vorkämpfer von Insel- und Seevölkern, auf der andern von Gebirgsvölkern als stärkste Präger stehen (wie die Gruppe Sieger, Sölch, Maull, der auch immer wieder von seiner ersten Liebe, der nördlichen Kalkalpengrenzzone, ausgeht). Die Steppe, sonst ein so starkes, weiträumig prägendes Formelement, tritt bei diesem geistigen Ringen naturgemäß zurück (119).

Prüfen wir unsere Eindrücke über die nicht als Einzelne, sondern in Gruppen, Schule bildend, auftretenden Grenzerzieher unserer Wissenschaft, so werden wir

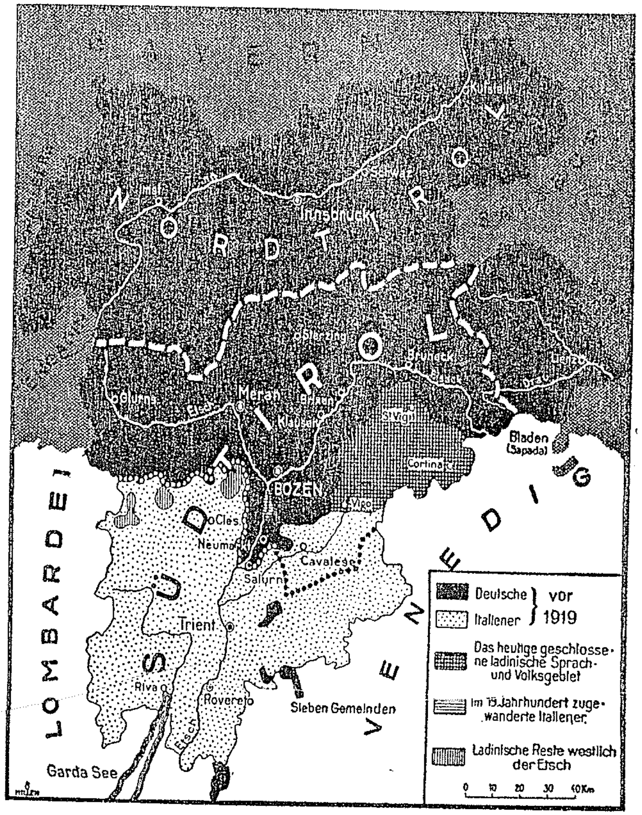


Abb. 37. Geschichtliche Grenzverschiebungen zwischen nördlichem und südlichem Alpenrand nach Sölch

mit Vorteil intensive und extensive, eine mehr örtlich vertiefte und eine mehr flächig ausgebreitete Arbeitsweise unterscheiden. Dabei werden wir wahrnehmen, daß zu den ersten vornehmlich die Vorkämpfer der Gebirgsvölker, die an Berglandschaften, Talschaften, Hochplateaus und ihren Absturzrändern großgewordenen, durch binnenbürtige Erfahrung gereiften Forscher gehören; zu den zweiten mehr die wesentlich in überseeischen Lebenserfahrungen zum Grenzgefühl Erzogenen, wie in Deutschland etwa Penck, Volz, Sapper, Behrmann,

Tuckermann u. a. m., von Briten Curzon, Fawcett, Holdich, Lyde, Percy M. Roxby, Semple u. a. m., von Amerikanern Fraser und Mahan.

Selten ist eigentlich ein Abwechseln zwischen beiden Betrachtungsweisen innerhalb derselben Persönlichkeit, wie bei dem universalen Ratzel, der auf der einen Seite im ozeanischen und kontinentalen Gegensatz den größten erkennt, der sich im Schicksal der Völker findet, auf der andern der Eigenart des Gebirges und seiner intimsten Einzelzüge so gerecht wird, daß er das schwer übertreffbare Muster seiner Darstellung der „Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen" hinstellen kann. Sonst machen sich Landschaftserziehung, Volks-, selbst Stammunterschiede, kurz die landschaftliche Herkunft und Prägung in der Regel im Lebenswerk zur Grenzerziehung dauernd geltend.

Es ist bei den Völkern im allgemeinen ein später Schritt von der Empirie, vom Grenzinstinkt zur bewußten wissenschaftlichen Beobachtung; noch seltener und später, fast immer für die betreffende Lebensform z u spät, erfolgt der zweite von der bewußten wissenschaftlichen Beobachtung zur planmäßigen Erziehung, was um so mehr überrascht angesichts des frühen Auftretens und Auftauchens vereinzelter Wahrnehmungen. Auch der Anblick großartiger Äußerungen bewußter Grenzempfindung, bewußten Grenzschutzes, z. B. in den von jungen Völkern über den Haufen geworfenen alten Kulturreichen, wie dem römischen, dem chinesischen, dem indischen, schreckt junge Völker eher von den mit Scheu betrachteten Mauern und Grenzschutzbildungen der Fremden ab (in denen sie das Gefühl des Erstickens ihres Kraftgefühls, ihrer Weiträumigkeit haben), als daß ihr Anblick sie zum Lernen reizt, wie man Grenzen bilde und schütze. Große Stammesunterschiede treten dabei auch innerhalb der Volkheit auf, um so schroffer und unvermittelter nebeneinander, je genialer die Völker, die Führer sind.

Zu den berühmtesten, historisch ausreichend belegten Beispielen unseres deutschen Volkes gehört, neben den bekannten Berichten Caesars über Helvetier und Alemannen, als eines der frühesten Denkmäler des Aufblitzens von Stammgrenzgefühl bei den Germanen, jene durch Jordanis Gotengeschichte bekanntgewordene Forderung des Gepidenkönigs Fastida an den Goten Ostrogotha: er solle ihm Land abtreten, weil sich die Gepiden „durch schroffe Gebirge und dichte Wälder allzusehr eingeengt fühlten"; eine Forderung nach Grenzerweiterung, die dann zur Schlacht bei Gault am Altflusse führt. Es ist ein winziges Stück aus der Gesamttragödie des Einbruchs der Donaugrenze, die Joh. Bühler in seinem Quellenwerk „Die Germanen in der Völkerwanderung" (120) nach zeitgenössischen Quellen schildert. Unter diesen Quellen ist eine der merkwürdigsten die Vita Severini, das Leben des hl. Severin, des Apostels von Noricum, weil sich darin eine der wenigen guten Beobachtungen über den merkwürdigen Grenzinstinkt der Bajuwaren für das ihnen gemäße Siedlungsland findet, dem gehorchend sie sich um den bayerischen und südlichen Böhmerwald im Laufe ihrer Landnahmen wie um eine Achse herumdrehten — ohne doch diesen Waldpfeiler der leider großen-

teils geräumten Waldfestung Böhmen, in der sie zuerst nachgewiesen werden, jemals ganz aus den Augen, aus dem Siedlungsbereich zu verlieren. Das ist gewiß ein Beispiel für ihre Heimatzähigkeit schon in frühen Tagen, im Gegensatz zu so vielen anderen Germanenstämmen, die bis auf die Namen wie: Andalusien, Lombardei u. a. in fremdem Volkstum grenzenlos und haltlos verschwinden. Das Ringen romanischer und germanischer Grenzbildung, des Grenzgefühls, wie es sich dabei entwickelt, ist natürlich für Innereuropa eine der lehrreichsten Fundgruben, die Jung und Bidermann (121) ausmünzten, die neuerdings R. Borchardt (122) an dem feingewählten Beispiel des Verhältnisses von Germanen und Romanen zur „Villa", d. h. im Gegensatz des germanischen und romanischen Landsitzes an einem einzelnen Beispiel erläutert.

Versuchen wir, die Fülle der Einzelerscheinungen von Möglichkeiten zur Erziehung des Grenzgefühls in Gruppen zusammenzufassen, so erkennen wir vorweg als höchste Gefahr, die zur Unfruchtbarkeit in der einen Richtung führt, eine zu scharfe Definition, das einseitig juristisch und historisch rückschauend betonte Sehenwollen der Grenze, die Haarspalterei, das Liniensuchen um jeden Preis, als eine den Gesetzen des Lebens auf der Erde widerstrebende, daher zu Mißerfolgen biologischer Art verurteilte Einstellung. Vor ihr muß besonders gewarnt werden, weil sie — eben aus zu viel Gerechtigkeit, pedantischer Wahrheitsliebe und auch wohl Rechthaberei — gewissen geisteswissenschaftlichen Neigungen gerade in Mitteleuropa entspricht und ihre Anhänger vor lauter Analyse gar nicht mehr zum Aufbauen kommen läßt.

Man muß aber in der Praxis der Erziehung zum Grenzgefühl die Grenzsäume s e h e n, die Übergänge erkennen und ihnen Rechnung tragen, wie auch der Atmosphäre, der Luftstimmung, die ihre Ränder, ihre klaren Umrisse umfließt. Das besorgt im politisch-geographischen Bilde des Gegeneinanderstehens staatlicher und völkischer Lebensformen, von Kulturkreisen und Wirtschaftsgebilden, die sich gegeneinander abzugrenzen haben, die wissenschaftliche Grenzlehre, in ihrer Übersteigerung zur Grenzphraseologie, eine Form des politischen „Cant".

Es ist bezeichnend, daß die Inselvölker mit ihrer mehr sinnfällig empfundenen Atmosphäre dieser Tatsache so viel l e i c h t e r Rechnung tragen als Kontinentalvölker, die Farbe gegen Farbe schärfer abgesetzt, Kante gegen Kante viel härter sehen. (Man braucht nur an Bilder der Küstenlandschaften von Turner, Whistler, aber auch von japanischen Malern oder von Frühchinesen zu denken!)

Die anders geartete „breite" russische Seele hat sich diese fließende Grenzanschauungsweise, vielleicht aus der nordischen Waldatmosphäre heraus bewahrt: sie ist mehr Podsjol- als Tschernosjom-Erzeugnis (123), trotz der bunteren Seelenstimmung der Ukraine und der Weite der Steppe.

Vergleichende Grenzbeobachtungen sind also auch hier im übertragenen Sinne nötig! Sie lassen sich zu besonderer Feinheit durchgestalten, wo es sich um das k u l t u r g e o g r a p h i s c h e G r e n z g e f ü h l handelt. Hier sind es besonders reli-

gionsgeographische und kirchenorganisatorische Abgrenzungen, die einen feinen Instinkt ihrer Grenzfinder offenbaren, deren Vielseitigkeit zu Zusammenfassungen reizen mag. Wüsts Untersuchungen (124) über die Wandlungen des Buddhismus zum Lamaismus beim Überschreiten einer großen Naturgrenze, des Himalaya, das andersartige Auftreten der Kirche bei der Sprengelbildung im Gebirge und in der Ebene sind Fingerzeige dafür, wie sich solche Untersuchungen durchführen lassen.

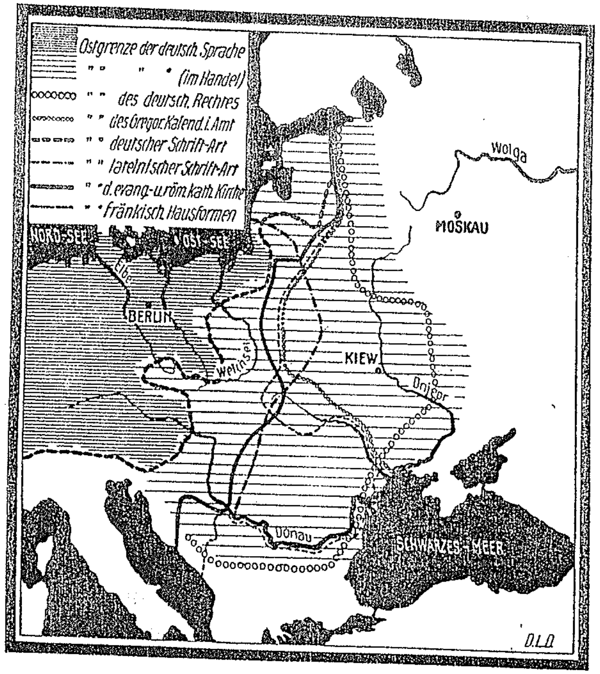


Abb. 38. Ostgrenze deutscher Kultur

——— Ostgrenze des geschlossenen Verbreitungsgebietes des römisch-katholischen und evangelischen Christentums
▬▬▬ Ostgrenze des geschlossenen Verbreitungsgebiets der deutschen Sprache
oooooo Ostgrenze des amtlichen Gebrauchs des Gregorian. Kalenders (bis 1920)
oooooo Ostgrenze des mittelalterlichen Gebrauchs des deutschen Rechtes
— — — Ostgrenze deutscher Verkehrssprache im Handel
••••••• Ostgrenze des geschlossenen Gebiets deutscher Schriftart
.... Ostgrenze des geschlossenen Gebiets lateinischer Schriftart
—·—·— Ostgrenze der Verbreitung beider zusammen
••••••• Ostgrenze deutscher Hausformen

Auch Kunstüberschiebungen kommen hier in Frage, worauf Ponten in seinen kunstgeographischen Anregungen (125) aufmerksam macht. Wo zum Beispiel lassen sich die Stilverspätungen, die uns neuere Schweizer Kunstforschungen als kennzeichnend für besonders zellenfeste Gebirgsländer zeigen, gegen die Räume mit normalem Stilrhythmus abgrenzen? Wo finden diese Normalräume wieder Grenzen gegen Räume mit einem dem Durchschnitt ihrer Zeit voraneilenden Kulturtempo, wie das eigentliche Rhein- und Rhonetal und Teile der mediterranen Küste?

Oft verraten kulturgeographische Symptome feinfühliger sogar als politische die kommenden politischen Grenzverlagerungen und Umwertungen, wie ich das in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" für den pazifischen Umzug zu verfolgen versuchte.

In solchem Lichte scheint uns das politische Grenzgefühl (Takt im Kontakt!) als eine wohl anerziehbare Eigenschaft von Einzelnen und Völkern. Wer sie fördern will, muß notwendig nach allen Mitteln der Ergänzung über reine Machtbeobachtung hinausgreifen. Er suche zunächst im politischen Kraftfeld der Erde nach Vorbildern für höchst verfeinerte peripherische Raumempfindung der Staatspersönlichkeit, verkörpert in allen Einzelzellen des Staatsaufbaus, nicht nur, wie zumeist, in einzelnen Volksteilen, Ständen und Klassen. Ein solches Vorbild findet sich in solcher Massenverteilung in beneidenswerter Intensität im „Japanischen Reich", wie ich das in dem unter dem gleichen Namen erschienenen Buch (126) nachzuweisen versucht habe (127). Die Widerstände, die sich gegen die Verbreitung eines solchen Gemeinschaftsgefühls einer ganzen Volkheit gegenüber der Grenzempfindung erheben (z. B. aus innerer Struktureigenart, wie Verkastelung des Lebensraums in Deutschland), sind geographischer Untersuchung durchaus erreichbar. Zum Glück sind es auch die Erziehungswege zu ihrer Überwindung; und so ist das Grenzgefühl des Einzelnen und der Masse in seinem gegenseitigen Verhältnis nicht nur soziologischen und psychologischen Untersuchungsmethoden, sondern auch rein geographischen mit besonderem Nutzeffekt zugänglich (128).

Wir brauchen dabei nur etwa an das Klimascheidengefühl zu erinnern, bei dessen Beobachtung Hellpach in seinen grundlegenden Untersuchungen über die „geopsychischen Erscheinungen" (117) Erlebnisse wissenschaftlich erfaßt hat, die jedem vergleichenden Kenner des eigenen Erdraums und einzelner ihm wesensfremder vertraut sein werden. Gewiß stecken diese Untersuchungen noch in ihren Anfängen; wichtige Beobachtungsreihen fehlen noch; andere Zeugen halten sich zurück aus begreiflicher Scheu, persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete unzweifelhaft vorhandener, bis ins Telepathische streifender Überempfindlichkeit zu offenbaren. Aber ein Anfang ist gemacht! Wie sehr er auch durch geographische, nicht nur geopsychische, meteorologische Behandlung gewinnen kann, das zeigt z. B. Heims Arbeit über die Farben der Luft (86), die in dieser Art aber auch nur am Rande der Alpen, hoch über einem See, am Ausgang zum Hügelland entstehen konnte, mithin ganz deutlich ihren möglichen Entstehungsort durch ihre Eigenart geographisch „eingrenzt". Ausgehend von solchen Einzelbausteinen müßte der Weg gefunden werden zur Erfassung einer individuellen und massenpsychischen Druckempfindung auf peripherische Lebensformorgane, als Analogie zur geopsychischen, die an sich nicht zu leugnen ist, auch für kulturgeogra-

phische und politische Spannungen, wie Einkreisungsvorgänge und für die Gefahren außenpolitischer Grenzannäherung.

Gewiß wird in solcher Erziehungsarbeit eine höchste Vereinigung künstlerischer Gestaltungskraft mit wissenschaftlicher Schulung verlangt — was ja auch bei dem entzückenden, wie spielerisch entstandenen und dennoch schwerster Wissenschaft vollen Alterswerk von A. Heim schon in seinen Bildern hervortritt. Hand in Hand vermögen beide nur auf einem schmalen Grat zu gehen, und der Absturz hier in die Phantastik und das Mystische, dort ins Lehrhaft-Nüchterne, nicht mehr psychisch Wirksame liegt als Gefahr nahe; immerwaches künstlerisches Gewissen des Schaffenden, wissenschaftliches des Verarbeitenden muß vor solchem Abgleiten behüten. Voraussetzung für wirksame Erzieherfähigkeit zum Grenzgefühl in Volkheiten ist höchste persönliche „Feinfühligkeit" auf der einen Seite, Vertrautsein mit der „Psychologie des foules" auf der andern, auch mit ihrer, die Leistungsfeinheit, die Überreizbarkeit des Individuums, seine Stimmung aufhebenden Kraft.

Ein vollendetes Spiel auf dem Instrument der schöpferischen Gestaltungskraft der Einbildung bei anderen (Imagination créatrice) (129), ohne der Überreizbarkeit selbst zu verfallen, setzt feinste wissenschaftliche Kontrollapparate des Gestalters voraus. „Stimmung und Leistung" in ihrem so schwer anders als intuitiv zu erfassenden gegenseitigen Verhältnis bei der Gestaltung der Voraussetzungen künstlerischer Erzeugung — eine solche ist die Schaffung der Atmosphäre für geopolitisches Ferngefühl! — müssen ins feinste Gleichgewicht gebracht werden. Nur dann kann fruchtbare, überzeugende, in philosophischer Erkenntnis begründete und doch zum praktischen Handeln, zum kämpfenden Einsatz der Person wie der Masse führende Erziehung zu Grenzgefühl erfolgen. Sie kann schließlich zum Ahnungsvermögen für Grenzdruck bei Einzelnen, Gruppen und Massen führen.

Erst dann ist sie wieder bewußt zurückerworbener Selbsterhaltungsinstinkt — auf höherer Ebene!

XII

KÜNSTLICHE GRENZEN

Das Ziel, eine lebendig gegenwärtige Erkenntnis vom Wesen der Grenzen und die Reizempfindung natürlicher und künstlicher Grenzen auf den Einzelnen, die Gruppe, die Masse einer Volkheit zu steigern: dieses Ziel haben wir als einen der vornehmsten Zwecke der Erziehung zum Grenzgefühl erkannt. Soll sie ihren Zweck erfüllen, müßte sie zuletzt in ein höheres Zusammengehörigkeitsbewußtsein, ein stärkeres Lebensform-Einheitsgefühl des Volksganzen ausmünden, ja in jenes fast telepathische Feingefühl für Grenzferngefahr, das wir von Japan kennen. Nur dann kann ein Volk auch in einem höheren Rahmen der Organisation eines Erdteils oder der Gesamtmenschheit fortfahren, seinen eigenen Beitrag zur Weltkultur als geschlossener, durch Natur und Kunst umgrenzter Charakter, nicht als schizophrene Persönlichkeit beisteuern zu können, deren Leistung bei aller Genialität schließlich zerflattern und grenz- und zielbewußteren Fremdeindrücken erliegen müßte.

Daß für die natürliche, naturentlehnte Grenze eine solche Steigerung ohne weiteres mit Mitteln der Erdkunde, der Kulturgeographie oder Wirtschaftsgeographie möglich sein wird, erhellt aus unserer bisherigen Erfahrung. Bei einzelnen besonders kennzeichnenden Erscheinungen: Wasserscheide, Strom, Gebirge, Pflanzengürtel usw. wird die Möglichkeit noch untersucht, wie es für das Meer und die Anökumene schon geschehen ist. Schwieriger liegt die Frage gegenüber dem Begriff der künstlichen Grenze. Wird der Geograph an ihnen vorübergehen dürfen, da es doch seine Aufgabe ist, alle ursächlich mit der Erdoberfläche in räumlichem Zusammenhang stehenden Erscheinungen und ihre Rückwirkung auf die Umgestaltung dieser Erdoberfläche durch sie zu erklären? Wird er sagen dürfen, ihre Erklärung sei nur Sache der Politik, der Wirtschaftskunde, schließlich des Zöllners oder Grenzaufsehers? Oder wird er nicht doch von einer höheren Ebene, der vielleicht einzigen wirklich noch allgemeinen Bildung unseres Zeitalters, der geographischen ausgehend, die Erklärung, mindestens die Beschreibung versuchen müssen, und wenigstens bis dorthin, wo die Spezialisten mit ihren Facherklärungen einsetzten? Das ist die Leitfrage dieses Abschnitts!

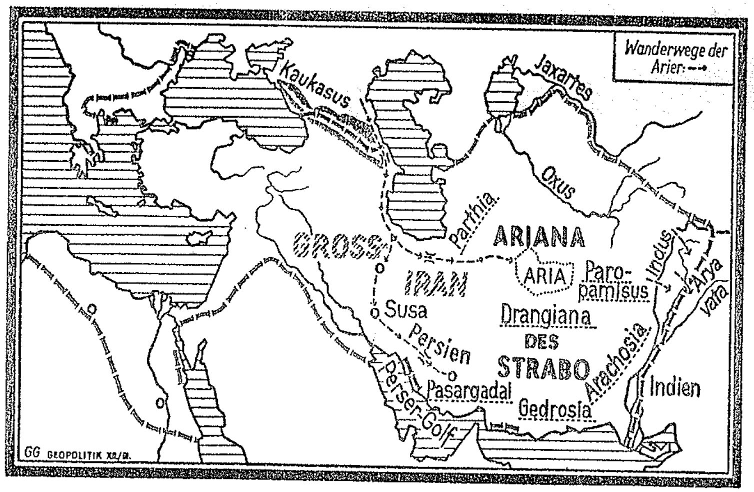


Abb. 39. Groß-Iran und sein arischer Kern

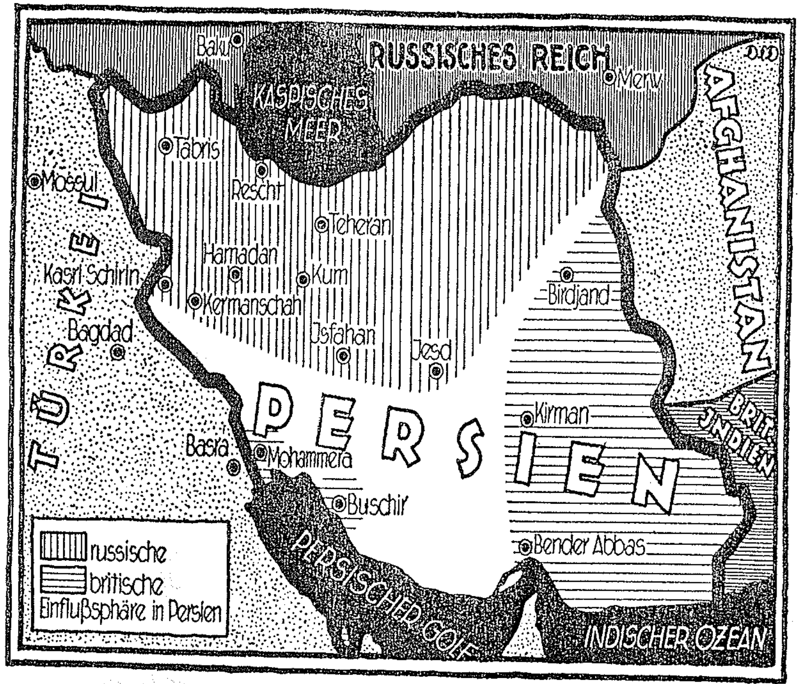


Abb. 40. Britisch-russische Zergrenzungspläne Irans



Abb. 41. Rest-Iran als Hochlandfestung und seine randlichen Bodenschätze

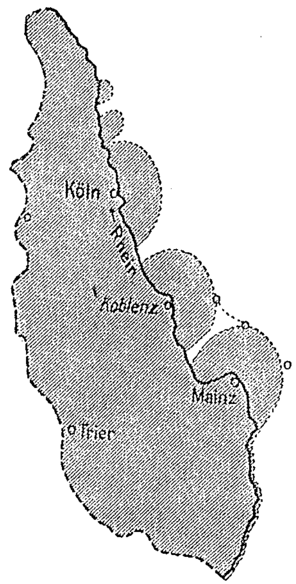


Abb. 42. Ein Musterbild künstlicher naturwidriger Abschnürung:

Der künstliche Hintergrenzungsversuch am Deutschen Mittel- und Niederrhein

Naturlandschaft und Kulturlandschaft in ihrem häufigen Auseinanderfallen scheinen als ewige Unruhe auf dem Grunde des Problems der Lehre von den künstlichen Grenzen zu liegen. Wie weit sind künstliche Grenzen nach Supan (130) als „unsichtbare" zu bezeichnen – sie, die doch auch sehr Erdgegebenes in dessen Auswirkung auf Macht-, Kultur-, Rechts-, Lebensformen scheiden? Gehören dazu Grenzen, die bei Arten- und Rassenscheidungen an dem Vorwalten gewisser Typen selbst in Übergangslandschaften aus dem Leben heraus in Karten eingetragen, in ihrem Vorkommen erklärt werden können? Sind hier Scheidezonen inbegriffen, die als Kulturkreisgrenzen, kunstgeographische Abgrenzungen kulturmorphologische aber kartographisch lösbare Aufgaben stellen?

Gewiß: es wäre Gegenstand einer sehr umfassenden Doktoraufgabe, wie Passarge einmal angeregt hat, alle Präfixe der Geographie zusammenstellend, vergleichend zu erläutern. Es gibt tatsächlich wenige Lebenserscheinungen, die nicht mit der Forderung, sich ihrer geographisch anzunehmen, schon als Vorsatzsilben mit der Geographie zusammengefügt worden sind: Anthropogeographie, Architekturgeographie, Bevölkerungsgeographie, Baustoffgeographie, Handelsgeographie, Militärgeographie, Pflanzengeographie, Kunstgeographie, Kulturgeographie, Religionsgeographie, Siedelungsgeographie, Stadtgeographie, Tiergeographie, Verkehrsgeographie, Wehrgeographie und Wirtschaftsgeographie. Das sind nur ein paar landläufige, aus vielen Möglichkeiten herausgegriffen!

Ozeanogeographie, Geographie der Meere, der Festländer und viele andere sind nur durch die Schwerfälligkeit der Wortbildung vor der gleichen Verwendung geschützt worden; dem Sinne nach bestehen auch sie. Ganz ähnlich könnte man bei einer Sammlung landläufiger Ausdrücke für künstliche Grenzen durch Sammlung aller Vorsatzsilben zu dem Wörtlein Grenze verfahren. Eingelebt sind sicher z. B. die Binnenzollgrenze (die chin. Likin), die „Linie", die Finanzgrenze, die Militärgrenze, die Wehrgrenze, die Rechtsgrenze, die Seezoll- und Außenzollgrenze. Die Territorialgewässergrenze, die Fischereigrenze, die Grenze zwischen Küsten-, Binnenmeer- und Hochsee-Fischerei, in ihrem Zusammenhang mit der Kanonenschußweite, die Grenzen des „Beidrehens", des Saluts, die des U-Boot-Sperrgebietes, gewisse Sanitätsgrenzen: sie alle haben wir in jüngster Zeit zu ernsthafte, bedeutsame Rollen spielen sehen, um ihrer möglichen, jäh aufflammenden Wichtigkeit zu nahe zu treten, ihre Gegenständlichkeit zu leugnen; dennoch werden wir sie alle „künstliche Grenzen" nennen können.

Besonders naturwidrige Binnengrenzen pflegt man als „reine Verwaltungsgrenzen" zu bezeichnen und dadurch schonend der vernichtenden geographischen Abwertung zu entziehen, die sie sonst erfahren müßten. Supan hat Binnengrenzen nur der „Legislative" zuweisen wollen, als ob darin Torheiten der Grenzführung leichter entschuldbar wären, als in der Erdkunde selber, wenn sie Grenzen setzt, die das Licht naturwissenschaftlicher Kritik nicht vertragen (130).

Auch hier finden ja tatsächlich fortwährend Umwertungen statt, und die

Erdkunde hat alle Mühe, mit ihrem Aufnahmegerät den raschen Veränderungen des Antlitzes der Kulturlandschaft z. B. in Industriegebieten nachzukommen. Die alte Methode der Landesaufnahme versagt längst; die Fliegerphotographie muß helfend einspringen. So wird typisch für diese dauernde Umwertung nicht nur die Verschiebung der „Kanonenschußweite" von wenigen hundert Metern auf heute 128 km, doppelt – von Küste zu Gegenküste – auf 256 gesteigert, sondern auch das Wachstum eines Industriegebietes, einer Großstadtgrenze. Deren Erfaßbarkeit darf doch die Wirtschaftsgeographie sicher nicht der Wirtschaftskunde allein überlassen, die schon gar nicht mit den kartographischen Werkzeugen zu ihrer Erfassung ausgerüstet ist.

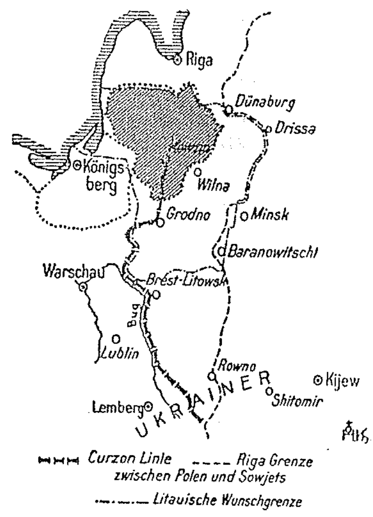


Abb. 43. Künstliche Versuche der Eingrenzung litauischer Wunschträume

Von solchen praktischen Fällen absehend, die uns die Forderung des Tages aufdrängt, können wir ja der Entwicklung der künstlichen Grenzen auch geschichtlich zustreben. Wir würden dann das außerordentlich frühe Auftreten markscheidender Rechte schon in der Sammel- und Frühkultur finden, wie sie sich heute noch beim Beeren- und Pilzesuchen, beim Lesen von Treibholz ausprägen. Ein rasches Aufsteigen erfolgt zu den sehr eingehend durchgebildeten Jagd- und Fischereigrenzen, den Weidegrenzen der Steppe mit ihren flüchtigen, dem dahingaloppierenden Nomaden dennoch so wohl erkennbaren Zeichen; den Marken innerhalb der Schutzwaldsäume unserer Vorfahren, wie sie noch heute um afrikanische Staaten gezogen sind, die der Nichtjäger kaum bemerkt. Waldbauernvolk sucht Schutzgrenzen, Nomadenvolk gern Verkehrsgrenzen auch bei künstlichen Grenzformen; uralte Gewöhnung drückt sich auch bei künstlicher Gestaltung noch aus! Wo sich der Gegensatz der Waldlandschaft zur Steppen- und Lößlandschaft mit dünnerem, savannenartigem Baumbestand (Hart)

rein erhalten hat, werden wir also am besten ausgeprägte Typen finden. Daneben gibt es Übergangsländer, in denen es außerordentlich schwierig ist, künstliche Grenzen mit wissenschaftlicher Rechtfertigung zu ziehen, wie wir sie für die romanisch-germanische Kulturgrenze untersucht fanden, wie es für die deutsch-polnische Kulturgrenze (131), die russisch-polnische, u. a. auch in der Curzon-Linie vor dem Vertrage von Riga (Skizze) geschehen ist, wie es H. Praesent in seinem „Russisch-Polen" (131) mit den Arbeiten von Grund und Hanslick als Auftakten versucht; wie es Kaindl für die Grenze zwischen west- und osteuropäischer Kultur vorschlägt (132).

Besonderen geographischen Reiz bietet die Frage, wie weit echte Kulturgrenzen als künstliche erscheinen können. Vielfach sind sie ja in der „Kultur" im engeren Sinne, der Bodenpflege schon sichtbar genug — wie beim Gegensatz von Weide gegen Acker, von Sumpf- gegen Trockenpflanze (Reis—Hirse) — und sie stehen zuweilen mit künstlich geschaffenen Grenzen in einer unlöslichen Wechselwirkung, wie etwa der germanische Nadelwald mit dem 542 km langen Limes, wie die mongolische Hochsteppenweide mit der 2450 km langen Chinesischen Mauer. In beiden Fällen ist eine künstliche Grenze dem Boden aufgeprägt worden, zugleich aber auch mit einer Kulturscheide verbunden: der zwischen dem römischen und dem chinesischen Agrarwirtschaftssystem einerseits und dem germanischen Nomadenbetrieb der Wald- und Lößflächen und dem mongolischen der Hochsteppe.

Religionsgeographische oder besser Weltanschauungsgrenzen, gesellschaftswissenschaftlich erfaßbare (soziologische) und doch zugleich der Erde aufgeprägte, bodenentstammte (geopolitische) — wie erscheinen sie im Raume, so daß sie von der Erdkunde wahrgenommen werden und berücksichtigt werden müssen — wie lästig ihr vielleicht die Bereicherung sein mag?

Hier ist es zunächst doch die erdbestimmte, bodengewachsene Form der Kultstätte, der Tempelanlage, der Grabanlage mit ihren Beigaben, der Stupa, der Moschee, der mächtigen orthodoxen Kirche mit Kuppel und dem griechischen Adyton, die Entwicklung der römischen Frühkirche aus der Basilika; hier sind es bei ringenden Religionen so kennzeichnende Gegensätze wie der zwischen buddhistischer Tera und shintoistischer Miya in Japan oder zwischen den Bauten des Islam und der Dravidakultur Indiens, was — neben den vielen kleinen Heiligtümern — eine durchaus erfaßbare große baugeographische Note der Grenzscheide gibt.

Es ist weiterhin die örtliche Abstufung von Heiligenfiguren wie des Buddhatypes, des Kruzifixes, der die Bilder ersetzenden hieratischen Flächendekoration des Islam, die Fingerzeige gibt, wie weit sich Kulturhüllen erstreckt haben, bis hinab zur Kulturschicht, die sie hinterließen, die doch auch kartographisch verzeichnet, mit Grenzen vermerkt werden muß und wie bestimmte Gräberarten, Grabbeigaben erfaßt werden kann.

Es gibt wahre, von anthropogeographischen Runen verschiedenster Kulturkreise überzogene Landmarken: Turfan, Gwalior, Angkorvat, Ilion, wo erst die übergelagerten Kulturschichten abgehoben werden müssen, um die einzelnen Grenzüberwallungen festzustellen.

Aber selbst Grenzbezeichnungen durch bodenvage, landschweifende Markzeichenträger dürfte die Erdkunde nicht übersehen, wenn sie sich z. B. in bestimmten bevorzugten Tiertypen abgrenzen ließen oder in Abzeichen an Menschen, wie sie in Indien die dem Shiwa oder dem Wischnu Geweihten voneinander abheben.

In diesem Falle ist innerhalb derselben Rassen eine weitere künstliche Grenze von Menschengruppe zu Menschengruppe deutlich erkennbar gezogen, die sonst Rassenmerkmale nur zwischen Rassen legen. Ihre Erkenntnis auch nur in einem einzigen Falle würde Geographie und Politik zum Verweilen bei ihnen zwingen. Es sind aber viele Fälle, und sie spannen sich um die ganze Erde, nicht nur etwa im semitisch-arischen Gegensatz, in dem des Farbigen gegenüber dem Weißen, des vollbürtigen Japaners gegenüber Aino und Eta, des malaio-polynesischen Küstenbewohners gegenüber dem Toriadja (dem Menschen des Innern in der Südsee); sie sind sogar eine der spannungsreichsten politisch-geographischen Kräfte, Menschentypen, Rassen, Arten, Kasten und ganz zuletzt Persönlichkeit gegen Persönlichkeit voneinander absetzend.

Sogar solche Unterschiede, wie sie z. B. „Manchester Guardian" (Juni 1922) im Gegensatz zwischen besitzsüchtigen, besitzlüsternen Menschen (possessive men, men of property, of a having nature) und besitzscheuen (unpossessive men) zu erkennen glaubt — wobei noch obendrein der erwerbslustige Typ gar nicht mit dem Besitzsüchtigen zusammenzufallen braucht — wären kartographischer, abgrenzender Tätigkeit vielleicht sehr zugänglich. Man könnte sicher, wie Einzelne, so auch Gesellschaftsgruppen, Volkheiten nach diesem Gesichtspunkt abgrenzen. Natürlich wären auch Zeitalter unter solchen Gesichtspunkten abgrenzbar. („Victorianisches Zeitalter", Forsyte-Saga.)

Wie standen sich z. B. als durchaus erfaßbare Typen Machthaber und Machtfordernder etwa in Bismarck und Lassalle gegenüber, als Typspitzen von Bevölkerungsgruppen — auch als Mahnung, soziologische Grenzen „verkehrsfreundlich" zu erhalten, was Bismarcks Verhältnis zu Lassalle positiv und negativ lehrt (133).

Das Ziehen künstlicher Scheidungen zwischen Imponderabilien — hier einschlägig — ist eine große hochstehende Kunst, bei der wir vieles vom Gegner, vieles auch von den neuen und kühnen Methoden der Kulturgeographie lernen können. L. Frobenius „Atlas Africanus" ist sicher ein Beispiel kühner, grenzenspürender und grenzensetzender kulturgeographischer Entschlußkraft, bei der freilich alles auf die Gediegenheit der Grundlagen ankommt! Tatsächlich müßten wir kulturgeographische und wirtschaftsgeographische Grundkarten, dann Atlanten in einem Umfange haben, wie er in absehbarer Zeit unerreichbar ist (ein Ideal, dem die Vereinigten Staaten mit ihren riesigen Geldmitteln am nächsten

gekommen sind), um für die Ziehung künstlicher Grenzen solche Unterlagen aus ihnen zu gewinnen, wie sie ein grenzsicheres Weltbild voraussetzen müßte.

Dennoch ist die Schwierigkeit einer Aufgabe kein Grund, auf ihre Lösung dauernd zugunsten einer so unvollkommenen Empirie zu verzichten, wie sie heute in die Lücke springt, die von der Wissenschaft zu breit offengelassen ist. Gerade die intensive Grenzbearbeitung künstlicher Grenzen während des Krieges durch hervorragende Vertreter der Erdkunde zeigt doch, neben ihrer Hilfsbereitschaft, auch das Bewußtsein ihrer Unterlassungssünden (134)! Sie zeigt aber auch in der Nachkriegsarbeit eine unverkennbare Wendung zum Besseren (135), eine Wendung, gegen die vereinzelte Vertreter alter Schulen sich vergeblich sträuben.

Nebenstehend Abb. 44: **Zerstörung der Landschaft durch Industrie**

Eisenbahnanlage ohne einheitlichen Plan entstanden — Siedlungen zwischen Bahn- und Industrieanlagen eingeklemmt

Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 2504 (Herne). Abdruck mit Genehmigung des Reichsamts für Landesaufnahme, Berlin 1937, in: Raumforschung und Raumordnung, I. Jhg. 1937, Heft 12 (Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg)



Abb. 44. (Erklärung auf der gegenüberstehenden Seite)

XIII

GRENZABSTUFUNG NACH DEM POLITISCHEN GEWICHT, NACH RAUMGRÖSSE UND RAUMWERT DER ZU SCHEIDENDEN RÄUME

Versuchen wir, Grenzwert und Grenzbedeutung nach dem politischen Gewicht, nach der Raumgröße und dem Raumwert der zu scheidenden Räume abzuschätzen, so kommen wir zunächst auf die landläufigen Begriffe der Erdteils- und Erdraumsgrenze, der Reichs- und Staatsgrenze (mit dem Problem übervölkischer Zusammenfassungen), der Landes-, Provinz- und Gaugrenze (mit dem Länderproblem belastet), endlich der Siedlungsgrenze, die wieder in zwei großen Typen der Stadt- und Landgrenze gleichartige oder gegensätzliche Siedlungen scheidet, an deren hartem, disharmonischem Stoß der Urbanismus, das Verstädterungsproblem seinen Pferdefuß zeigt (136). Aber wir erkennen schnell, wie

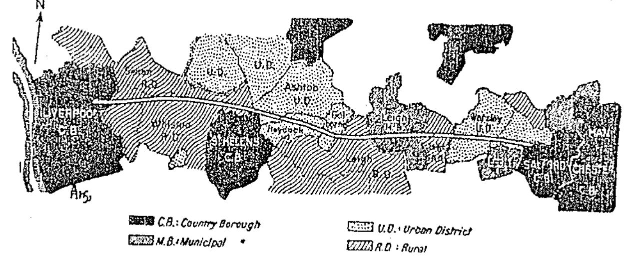


Abb. 45. Stadt- und Landgrenzen zwischen Liverpool und Manchester (vgl. auch S. 129)

wenig uns diese landläufigen Bezeichnungen sagen, wie relativ sie im Grunde sind — da sie doch durch einen einzigen völkerrechtlichen, staatsrechtlichen, landesgesetzlichen Vorgang äußerlich geändert werden können, buchstäblich durch einen Federzug —, ohne daß damit das Geringste an ihrer biologischen Eigenart anders zu werden braucht. Hier ist der springende Punkt zwischen absoluter und relativer Wirkung. Natürlich können wir einfach den brutalen mechanischen Wert des Grenzdrucks aus der Tiefe des zu schützenden Raumes errechnen und die Druckkomponenten zeichnen, die Druckquotienten vergleichen (137). Aber

hier beginnt schon das Mißverhältnis zwischen Raumweite und Raumtiefe und der darin nicht ausgedrückten Volksdichte, der lebendigen Wucht, die den Raumwert so sehr verändern kann, die bei weniger weitem Raum viel mächtiger und triebkräftiger sein kann als bei weiteren, und die anders wirkt, je nachdem das betreffende Hinterland verkastelt, in sich wieder natürlich in gau- und zellenfeste Räume, sozusagen in Querschotten abgeteilt ist, oder ungeteilt und uferlos mit seiner Bevölkerungsmasse heranflutet.

Versuchen wir, glaubhafte Erdteils- oder Weltteilsgrenzen, also Erdraumgrenzen größten Stiles aufzuzeigen, so drängen sich einige berühmte Kampfzonen der

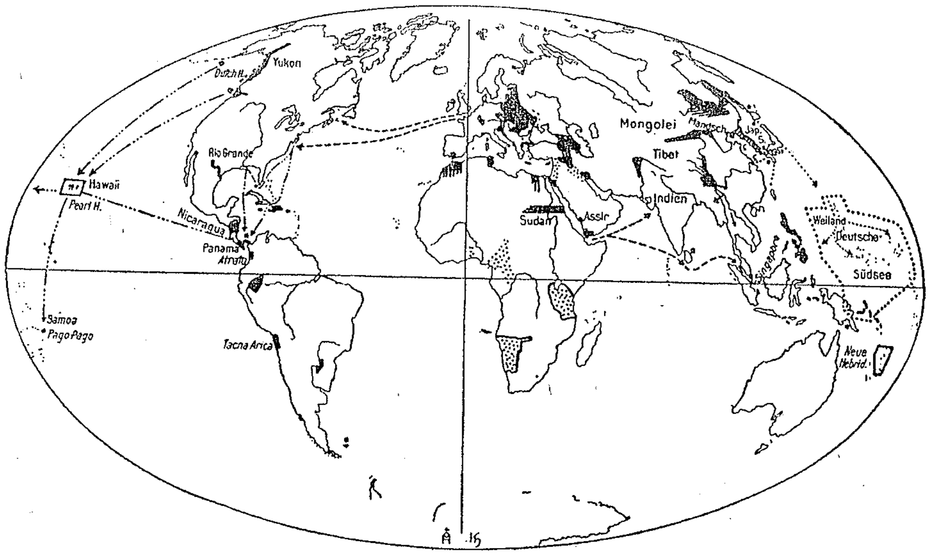


Abb. 46. Kampfzonen dauernder Spannungsbelastung

Geschichte zur Abwertung heran: Hellespont, Bosporus, die Säulen des Herakles, der Ural, Kaukasien, die Suezkanalzone (Pelusium und Gaza mit ihren Schlachtenserien) und das Tor der Tränen (Bab el Mandeb), die Einschnürungen zwischen Nord- und Südamerika, nicht nur das bereits vom Norden verschlungene Panama, auch Nicaragua — 1927 so sehr umstritten —, Tehuantepec. Ebenso heftig umkämpft, allerdings bisher nur auf dem Gebiet der Wissenschaft, ist endlich die berühmte „Wallace-Linie", die im australasiatischen Mittelmeer als kühner, nunmehr fast aufgegebener Abgrenzungsversuch die „Terra Australis" von heute tier- und pflanzengeographisch von Asien scheiden wollte. Volksdruck Südostasiens und Menschenleere Australiens lassen hier allerdings eine nicht nur wissenschaftliche Kampfzone der Zukunft ahnen.

Sind Erdteile, „Weltteile", denn überhaupt abgrenzbar, so, wie wir es gerne

schulmäßig tun möchten? Ozeanographisch vorgehend, finden wir das Übergreifen des pazifischen Typs um die Sundawelt herum weit in den Indischen Ozean hinein, der sonst als Eigenraum gilt; wir erkennen an den Strömungen im Bosporus, im Grunde nur einem ertrunkenen Flußtal, in den Dardanellen, in der Straße von Gibraltar, nicht nur im künstlichen Suez- und Panamakanal gemeinsam zu betrachtende, nicht einfach durch eine Tiefenlinie oder Fahrrinne scheidbare Kanalzonen. Wir finden eigentlich physisch nicht trennbare kommunizie-

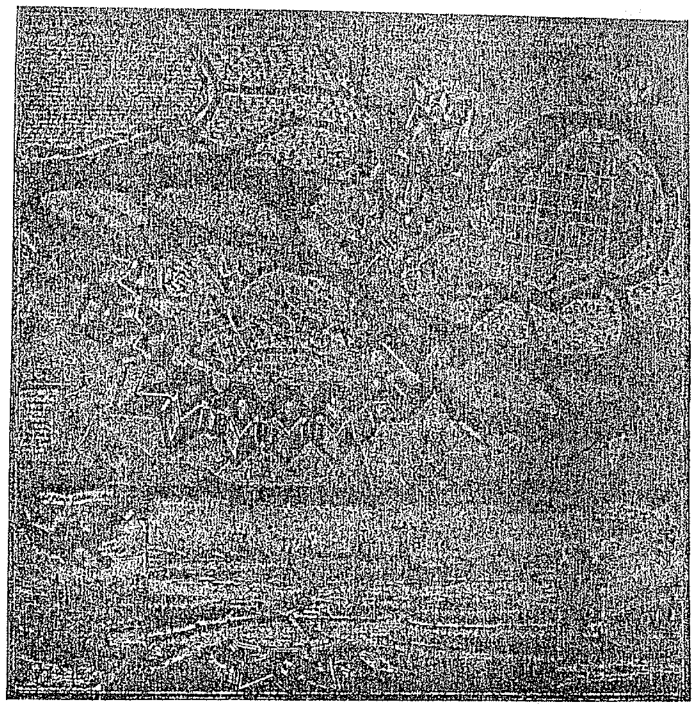


Abb. 47. Grenzscheidekünste des Rheins bei Breisach

rende Wasserspiegel, überfließende Kulturgrenzen und andere anthropogeographische Bildungen, diesseits wie jenseits sich fortsetzende, nicht durch den Wasserlauf geschnittene natürliche Daseinsbedingungen, wie die Cordillere der Neuen, den Wüstengürtel der Alten Welt, die afrikanische Bewässerungsmethode als wirtschaftsgeographische Notwendigkeit beiderseits der Straße von Gibraltar bis weit nach Spanien hinein (138).

So sehen wir selbst bei Grenzen, die wir uns durch Jahrtausende als konventionell ausgebildet und gefestigt vorzustellen gewohnt waren, Großformen, die den ganzen Erdball überspannen und nur örtlich bedeutsames Kleinfestigungs-

werk eine über die Abgrenzungen hinweg ineinandergreifende Rolle spielen. Der Gedanke springt uns an: nur erdumspannende, planetarische Großformen, wie die Zerrungsbögen des Westpazifiks, die jungen Kettengebirge der Alten wie der Neuen Welt, gewaltige Meeresteile, wie der Atlantikgraben, könnten das Recht haben, Großteile der Erde dauernd zu scheiden. Aber ein solches inneres Scheiderecht und die damit verbundene Begrenzungskraft käme eigentlich nicht solchen Formen zu, die mehr örtlichen Launen der Natur, wie der Menschheit, als großen Gesetzmäßigkeiten ihr Dasein verdanken. Aber leider ging die Entwicklung der die Grenzen ihrer Großräume festlegenden Menschheit nicht nach so weiten geographischen Vorstellungen vor sich. Lange hat uns eher davor gegraut, solche geographische Vorstellungen, wie neuerdings die vom Wandern der „Landvesten" und der Veränderung scheinbar unverrückbar hingenommener Marken auf solchem Wege, auch nur für möglich und diskutierbar zu halten. So also ist uns die

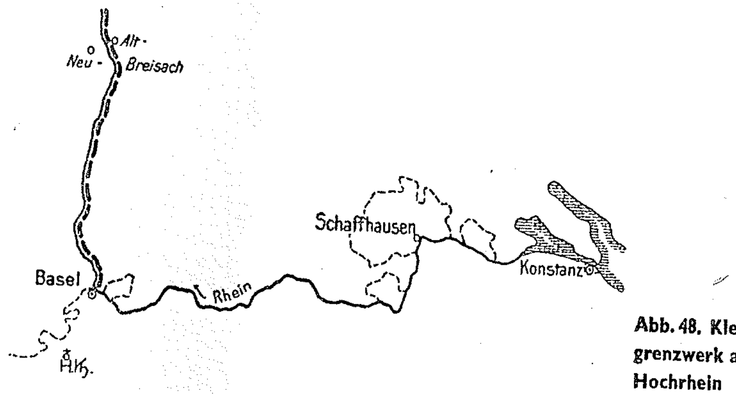


Abb. 48. Kleingrenzwerk am Hochrhein

verwirrende Fülle kleinräumigen Grenzwerks fast noch behaglicher als das unheimliche große Gesetz: eine Fülle, die von planetarischen Grenzerscheinungen, wie die vorgenannten, herabsteigt bis zur topographisch gerade noch erfaßbaren Kleinform, bis zur steuertechnisch heute so geläufigen Scheidung z. B. zwischen dem landwirtschaftlich, forstwirtschaftlich, gärtnerisch benutzten Grundstück, dem Streit zwischen ländlichem Nutzwert und „Bauplatz"eigenschaft an der Großstadtperipherie, fast rein fiktiven Werturteilen entsprungen, in das die letzten und kleinsten praktischen Fälle ausmünden.

Umwertungen sind auch hier an der Tagesordnung. Man braucht nur an jene kleinen alemannischen Dorfgemeinden zu denken, die sich, ohne Übles zu ahnen, einst in der Nähe des Schaffhauser Wasserfalles durch reine Flurgrenzen schieden und dann jählings erfuhren, daß die tiefe Kluft zwischen Weltkriegsbeteiligung und Neutralität, zwischen behaglicher Fülle und Hungersnot, zwischen Welthandelsfreiheit und Weltteilblockade sich an ihrer Flurgrenze auftat, die doch für alles andere eher gezogen war, als für eine solche Trennung. Oder man mache

sich klar, wie fremd heute noch der größte Teil des bayerischen Stammes der Umwertung seiner böhmischen Mark von einer Binnengrenze zur Rassenscheide, seiner Salzachgrenze von der Gau- zur Reichsgrenze gegenüberstand; er begriff bis zuletzt nicht, daß hier nicht mehr harmlose Scheiden zwischen guten Nachbarn, sondern argwöhnisch zu hütende Rassen-, Marken- und Reichsgrenzen laufen sollten! Oder man betrachte, wie die Yalu-Tjumengrenze Koreas in einem Menschenalter vom frühmittelalterlichen Grenzsaum zwischen kulturverwandten

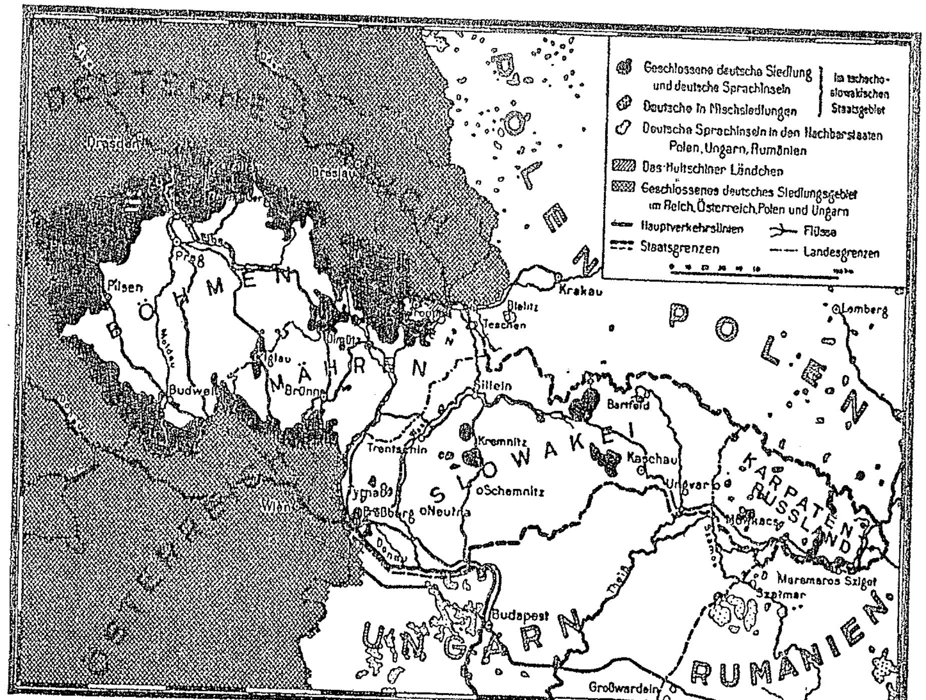


Abb. 49. Sudetendeutsche Gaue auf dem Weg von der Binnengrenze zur Rassenscheide

Gebieten zur scharf gehüteten Inselreichsgrenze gegen zwei riesige Kontinentalmächte wurde, von einem kaum festgelegten, durch Hin- und Herwanderungen beliebig verschiebbaren Strich zur wohlbewachten Scheide zwischen grundverschiedenen politischen und Wirtschaftssystemen!

Wie aber soll man es — wenn schon politische Außengrenzen jäh solchen Wertwandel ohne Rücksicht auf die Raumtiefe erfahren, — mit den inneren, den Binnengrenzen halten?

Was ist hier das Rechte? „Legislative", „historische" **oder** „biogeographische" Festlegung der Binnengrenze bis zu den kleinsten politischen Räumen und Unterteilräumen herab? Hier steht wohl am besten gegen naturwidrigen, wie völker-

verderbenden Unsinn die Erkenntnis Wacht, daß es keine zu vernachlässigende Stelle in einer Lebensform gibt und geben darf, auch nicht in einer noch so kleinen Zelle, die verantwortlicher Teil einer Lebensform ist. Nirgends steht geschrieben, daß gerade dieses Bezirksamt, diese Gemeinde – oft hastig und verständnislos nach privatrechtlicher Bequemlichkeit am grünen Tisch geschieden – niemals verantwortlicher Teil, wunder Punkt einer Großmachtgrenze werden wird, eine Kulturscheide zwischen großen Rassen, eine Lücke in Handelssystemen und Wirtschaftskörpern, eine Schmuggelzentrale der Weltwirtschaft, ein politisches Leck, das Staatsschiffe zum Versinken bringt (139).

Die Wichtigkeit des Staatszellenbaus im einzelnen tritt uns angesichts dieser Betrachtung vor Augen, der Vorsprung der zellen f e s t nach dem Schottensystem gebauten Lebensform gegenüber der zellenlockeren, schwankenden, der föderalistisch aufgelösten, wie andererseits der überzentralisierten und erstarrten.

Ein instinktsicheres Volk müßte jede kleinste Zelle so bauen, daß ihre Grenze fähig wäre, einstmals zur Grenze der größten Lebensform zu werden. Das allein gewährleistet ein „Schottensystem", das vor dem Versinken sicher bewahrt.

Welche Dauerkraft hatten und wahren sich noch heute die französischen Provinzen gegenüber dem Gouvernement, der Departementeinteilung Napoleons, obwohl diese Einteilung eines bewußten Zentralismus wohl durchdacht war! Sie war im wesentlichen nach Flußsystemen geordnet und benannt, ähnlich wie die sehr bewährte natürliche Qualität der japanischen Einzellandschaften, bei denen man eine Wasserscheidenkarte fast als eine Verwaltungskarte benützen kann. Hier tritt die immanente Logik der Natureinteilung zutage, wenn der Mensch sie nicht durchkreuzt! Auch Glarus, Ferghana, Böhmen, das chinesische Kiangsi sind solche fast unverwüstliche Beckenstaaten, von Wasserscheiden umgrenzt.

Immerhin zeigt die Belfortfrage, wie man in Frankreich nun gelernt hat, politisch-geographische Aufgaben auch nach geographischen Gesichtspunkten ernst zu behandeln (140). Das Streben, natürliche Landschaften zuerst auszufüllen, Tallandschaften, Hochflächen, Kessel auszusiedeln und ihre Scheiden zu achten, ist auf der ganzen Erde nachweisbar. Auch Ortschaftsgrenzen, Stadtgrenzen müßten indessen so gebaut sein (Oberschlesien ist warnendes Beispiel)! Wie spät aber ist diese Seite der Städtebauaufgabe erkannt worden! Außerordentlich lehrreich ist die größere Widerstandskraft des harmonisch mit der natürlichen Landschaft in seine Grenzen bewußt hineingewachsenen und gebauten Kärnten gegenüber der heute zerrissenen, nachlässigeren Steiermark.

Aber Kärnten hat eben auch keine Mittelstädte mit einer bodenvagen Arbeiterbevölkerung, wie Graz und Bruck, in seinem Bau zu verarbeiten. Wir sehen Bauern- und Arbeiterbevölkerung im allgemeinen verschieden instinktsicher zum Grenzproblem eingestellt. Die Arbeiterbevölkerung ist es meist nur dann, wenn sie, wie im Saargebiet, bodenständig ist und selber kleinen Eigenbesitz hat. Eine

solche Bodenfestigung des Arbeiters ist deshalb nicht nur eine ethische, moralische und soziologische, sondern auch eine staatsbiologische Forderung vom rein materialistischen Gesichtspunkt der Grenzfestigkeit. Sie muß immer wieder erhoben werden, wo Erhaltung des Lebens der Gesamtlebensform im Vordergrund staatsrechtlichen Denkens und Empfindens steht. Man erhalte und schaffe wurzelechte Menschen, nicht bodenvage, wenn man überhaupt ein bodenständiges, vertieftes Verhältnis der Lebensform zum Lebensraum will, was doch gerade konser-

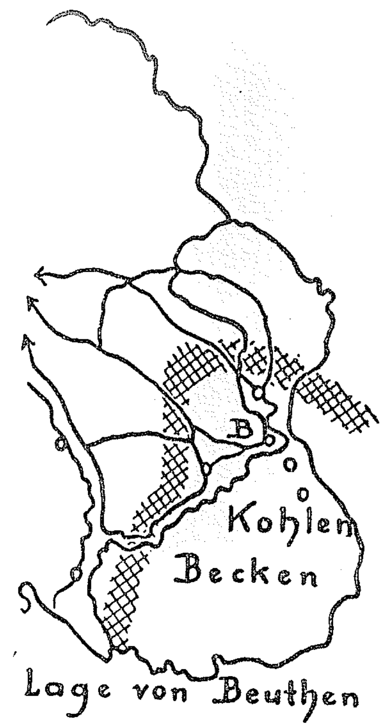


Abb. 50. Gefahr der Grenzlage von Bodenschätzen

vative Parteien betonen. Freilich pflegt der Bodenständige in ruhigen Zeiten immer unbequemer, weniger unterwürfig zu sein, als der am Bodenhalt nicht Interessierte; aber er steht eben in stürmischen Zeiten auch fester in seinen Schuhen und weiß den eigenen Boden zäher festzuhalten (Erbhof-Grundsatz).

Gerade konservative Parteien müßten also gegen das Bauernlegen sein: starke Bauernschaft und kleine, aber lebensfähige Haus- und Hofbesitzer mit einem nicht pfändbaren und nicht beleihbaren Daseinsminimum, wie im alten China, sind in Wirklichkeit der beste Resonanzboden eines klugen Patriziats, im Stil des so langlebigen japanischen Feudalgefüges, das kraft seines Grundsatzes: Yumei mujitsu

(Schein der Macht ist nicht Macht und wirkliche Macht meidet den Schein!) sein Ansehen so lange erhielt.

Welche Gefahren hat gerade bei der neuen Abgrenzung des irischen Freistaats gegen Ulster (Skizze 51) die unweise Behandlung der irischen Landbevölkerung heraufbeschworen; mit welcher Selbstverständlichkeit drückten Donegal, Leitrim, Cavan und Monaghan von dem durch Ulster hartnäckig festgehaltenen Fermanagh (mit der Schlachterinnerungsstätte von Enniskillen!) (141) weg und halfen so das

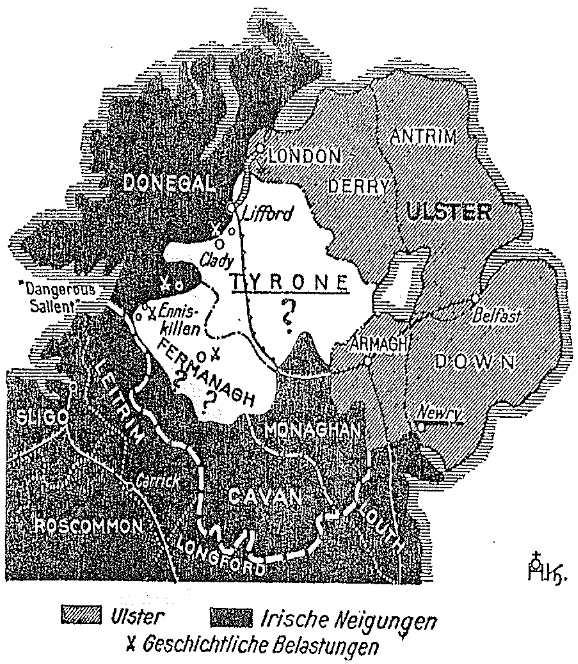


**Abb. 51.
Das gefährliche irische Ulster-Eck**

geradezu unmögliche „gefährliche Eck" dort schaffen, das man vergeblich durch eine andere Grenzführung zu vermeiden suchte, die sich aber gegen das starke Gefüge der eingelebten Gaugrenzen nicht durchsetzen konnte.

Hier hat sich die größere Festigkeit von alten Gaugrenzen gegenüber einer späteren Großraumgrenze glänzend bewährt!

Das für uns Deutsche lehrreichste Beispiel ist aber wohl die Zellenstruktur der Westgrenze des deutschen Volks- und Kulturbodens,, die eine wahre Fundgrube von Einsichten ist. Wie zellenfest erwies sich gegenüber den nicht zellenfest gebauten Habsburger Grafschaften und Vogteien der elsässische Zehnstädtebund, die Reichsstadtgrenze überhaupt gegenüber den verwelschenden Einflüssen, wie lange hielt sich die naturumhegte Grafschaft Salm. Wie ganz anders bewährte sich —

trotz ihren Leiden — die Riegelfestigkeit der alten rheinischen Kurpfalz auf beiden Ufern gegenüber dem späteren Gebilde der bayerischen Pfalz und des Konglomerats von Baden. Wie strafte sich die Verkennung der geopolitischen Tatsache, daß alle natürlichen Grenzen quer über den Rhein zogen, daß man durch Betonung des Rheingrabens (Tulla-Korrektion, Bahnkonkurrenz, unterlassene Brückenbauten) nur das Spiel eines Gegners spielte, dem an der Zerstörung des natürlichen Zusammenhalts in der Einheit der Oberrheinebene lag (142). Wie bitter rächte sich, daß man auf dem Vogesenkamm überhaupt eine biologisch falsche Reichsgrenze gezogen hatte, während man gerade hier die Anökumene, selbst mit Opfern an anderer Stelle, zum Schutz der Oberrheinebene hätte verbreitern müssen (143)!

Um außerdem einige neuerdings berühmt gewordene Schulfälle und ältere von besonderer völkerrechtlicher und biogeographischer Lehrkraft vorzuführen, beachte man, wie grundverschieden sich das ozeanische und litorale japanische Reich und das potamische und kontinentale chinesische zu fremden Wachstumsspitzen an ihren Seerändern verhalten. Wie sorgfältig ist Alt- und Neu-Japan darauf aus, die fremden Wachstumsspitzen küstenmäßig zu unterbinden und abzuschnüren, soweit es sie nicht, wie Deshima oder Hirado, gleich auf Inseln legen oder wie Yokohama durch Lagunen abschnüren kann; wie unscharf umgrenzt dagegen China die Konzessionen in Tientsin, Shanghai, Shan Hai Kwan, auch das halbneutrale Chientao-Gebiet! (Vgl. die Karte auf S. 70.)

Wie ahnungslos für fremde Landungsmöglichkeiten baute Rußland in Dairen geradezu die spätere japanische Landungsstelle gegen Port Arthur sorgfältig aus; wie wenig dachte die deutsche Marine an den Hinterlandschutz von Kiautschau gegen mögliche Bedrohung von dorther. Wie umsichtig ist Frankreich (140) bei der Neugliederung des wichtigen Territoriums von Belfort verfahren, wie stümperhaft ward in Oberschlesien, im Saargebiet abgegrenzt!

Wie betrüblich machte sich bis zur Regelung durch das Dritte Reich mangelndes Grenzgefühl für organische, harmonische Ziehung von Stadt- und Landgrenzen in der Groß-Hamburgfrage geltend (144), aber auch welche klägliche Rolle spielt es bei dem Durchlegen einer Kraftwagenstraße von Manchester nach Liverpool durch 15 Gemeinden, davon 4 mit Stadttradition, 2 mit Stadtverfassung, 5 stadtartig und 4 ländlich bebaute, bei den Vergrößerungsfragen von Birmingham, Liverpool, Plymouth-Davenport, wie von Großlondon, Berlin, New York, Tokio und dem Stadtdreieck Osaka-Kobe-Kioto, in der Großshanghai-Frage (145).

Kein Zweifel, daß wir vor einer Verschlimmerung der Grenzzustände überhaupt stehen, die durch den Zivilisationswahn alternder Lebenskreise und Kulturkreise herbeigeführt wird — immer in gesteigerter Gefahr der Mechanisierung, der Zerstörung von echten Kulturwerten durch eben diesen Zivilisationswahn.

Man lese nur Benjamin de Constant-Rebeque von 1814, der sich im Wortlaut

auch bei Montjin: „Ein neues Prinzip des Völkerrechts" (146) angezogen findet, etwa von den Worten an „de l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leur rapports avec la civilisation européenne". Freilich verstößt gegen deren Sinn Montjins Idee des Verschiebens von Völkern und ihren Lebensformen über den Boden hin – ohne es selbst inne zu werden – aufs furchtbarste, bei seiner Vorführung einer der vielen wohlgemeinten Schwarmideen, die der Nachkrieg erzeugt hatte, wobei auch Ideen von Ratzel schwer mißverstanden worden sind.

Gerade dieser Frage kommt also eine vermehrte, nicht eine verminderte Wichtigkeit zu! (Reichs-Neu-Gliederung! Einfügung Österreichs; Selbstbestimmungsrecht der Polen, Slowaken, Sudeten-Deutschen, Ungarn, Karpatho-Russen in der Tschecho-Slowakei.)

XIV
VOM WERDEGANG DER GRENZEN

Könnten wir, etwa im Sinne von Ratzel und O. Maull (147) den Werdegang der Grenzen organisch vom vagen Grenzraum zum Grenzsaum, von ihm zum Grenzstreifen, zum Grenzstrich, zur Grenzlinie in ihrer geographischen Erscheinung sich durchentwickeln und rückbilden sehen, so könnten wir tatsächlich auch für die umgrenzten Räume etwa in dem Sinne Spenglers normales Wachstum und Frühblüte, Vollentwicklung, Spätblüte, Welken, Verfall und Untergang aller umgrenzbaren Lebensformen annehmen, wie einen unaufhaltsamen naturgesetzlichen Vorgang, an dem nichts zu ändern wäre – bis zur Wiedergeburt. Wir hätten höchstens die Wahl, in dem an sich als unvermeidlich erkannten Untergang eines Kulturkreises die Rolle eines widerstrebenden Marc Aurel oder eines sich hineinfindenden Lucius Verus oder eines den Sturz noch übersteigernden Commodus, eines die Fäulnis vor der Reife herbeiführenden Heliogabal zu spielen; wir müßten uns womöglich zum Dank für unsere stoische Tugend im Stile Marc Aurels noch sagen lassen, daß wir den eigentlich wünschenswerten Untergang nur aufgehalten hätten. Aber so einfach schematisch liegen die Dinge bei sorgfältiger Einzeluntersuchung des Werdegangs der Grenzen nicht, in der wir eine der reizvollsten, erdkundlich und historisch anzugehenden geopolitischen Arbeiten vor uns haben. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (148) zeigen an seinen Streifblicken auf das Ringen zwischen Germanen und Romanen westlich des Rheins und südlich der Donau, wie eine solche Aufgabe blutvoll und fruchtbar angefaßt werden kann.

Vor allem haben wir verzögerte wie beschleunigte Entwicklungen je nach den Schwankungen der Grenzbewertungsfähigkeit von Einzelnen und Völkern in der Geschichte als durchaus möglich einzuräumen, gerade infolge des mehr oder weniger sicheren Blicks von Rassen wie Einzelnen für Eignung naturentlehnter Marken als Grenzen. Hier aber liegt eine weitere Rechtfertigung einer planmäßigen Grenzerziehung!

Zwei schlagende Beispiele dafür sind im Westen und Osten Eurasiens, gegenüber derselben überströmenden Nomadenkraft des „pivots of history", der Römer Julius Caesar und der Chinese Shi-Hwang-Ti.

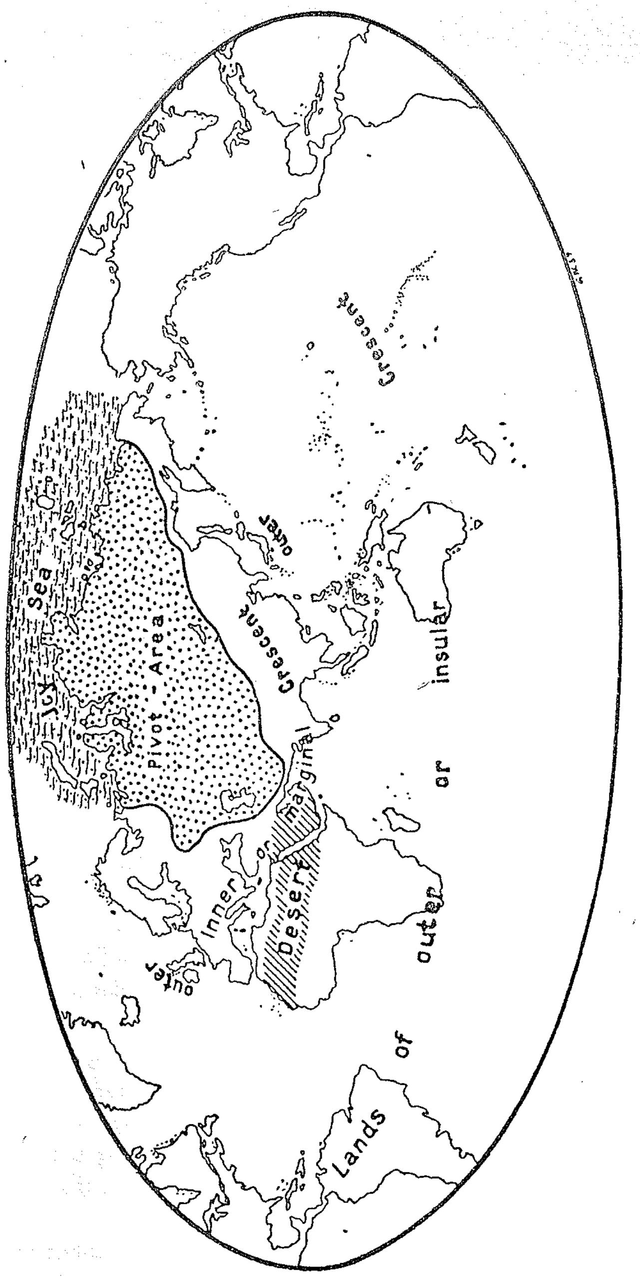


Abb. 52. Der Gedanke des geographischen Schwenkpunkts der Geschichte im Steppenreich der Alten Welt nach Mackinder

Es ist vielleicht auch bezeichnend, daß bei Einzelnen, wie bei Völkern, die Anwendung geistreich ersonnener Grenztheorie sehr gut durch andere Persönlichkeiten, einzelne wie gruppenverbundene Gemeinschaften, erfolgen kann, was die Anwendung griechischer Theorie in römischer Reichsbaupraxis, deutscher (wie namentlich der von Ratzel) in der Tätigkeit britischer Empire-Builder beweist, nicht minder als die durch ganze Geschlechterfolgen bewährte Durchführung chinesischer Markenpraxis durch die mongolischen und mandschurischen Dynastien, indischer durch die über den Filter persischer Kultur gegangenen Großmogule. Hier gab es sogar Räume und Zeiten, in denen durch Vermittlung der afghanischen sog. Gandhara-Kultur hellenistisch-römische und chinesische Grenzfestigungserfahrung sich zusammenwölbte (149).

Vielleicht aber ist es an dieser Stelle berechtigt, gerade bei Julius Caesar (150) und Shi-Hwang-Ti (151) als Beeinflussern eines Grenzwerdeganges zu verweilen, der ohne sie in ganz anderem Tempo verlaufen wäre.

Wie scharf, seiner Zeit weit voraus, Julius Caesar in das Entstehen der Grenze aus dem Grenzsaum hineinsah, das läßt seine berühmte Schilderung „de bello Gallico VI 23" erkennen: „Die einzelnen Staaten setzen ihre größte Ehre darein, möglichst weite Einöden und Wüsteneien an den Grenzen ihres Gebietes zu haben. Sie sehen es nämlich für einen besonderen Beweis von Tapferkeit an, wenn ihre Nachbarn vertrieben aus den Sitzen weichen und niemand es wagt, in ihrer Nähe zu wohnen; zugleich finden sie darin auch eine Sicherheit, weil sie keinen plötzlichen Überfall zu fürchten haben..." Diesen sehr praktischen Gesichtspunkt bestätigt der große römische Geopolitiker in seinem sachlichen Nutzen vorher, indem er (VI 10) berichtet: „daß sich die Sueben (verständigerweise!) vor seinem drohenden Einfall bis an die äußerste Grenze, ihren eigenen Grenzwald gegen die Cherusker (Bacenis, Gradmanns Nadelwaldzone!) zurückgezogen hätten, an dessen Eingang sie ihn mit seinen Legionen erwarten wollten". Klugerweise ist er dann nicht hinmarschiert, wie später Varus, sondern hat anderswo eine Scheinoffensive betätigt und war froh, heil wieder zurückgekommen zu sein, weil er im Gegensatz zu späteren römischen Heerführern genau die Grenzen seiner Stoßkraft gegenüber wesensfremder Landschaft und Volkheit kannte oder doch ahnte.

Auch an anderen Stellen seiner Werke hat Caesar, der kluge, praktische, politische Geograph und Reichserbauer, ausgezeichnet Beobachtetes zur Grenzkunde beigetragen; es ist nur immer wieder zu bedauern, daß eines der reifsten Werke politischer Geographie der Welt (weil es einem offenbar sehr gewandten Privatsekretär in der klaren, flüssigen Befehlssprache diktiert worden ist, die heute noch den berufenen Träger der Kommandogewalt auszeichnet) zu früh zum Grammatiktummelplatz für Schulbuben gemacht und dadurch seines eigentlichen politischen Erzieherwertes beraubt worden ist, für den reifere Semester gerade reif genug wären.

Ähnlich würde es von höchstem Reiz sein, Napoleons, Bismarcks, Moltkes oder auch Fr. Lists Verhältnis zum Grenz- und Raumbegriff aus ihren eigenen Aufzeichnungen zusammenzustellen! Welcher Schatz an Erfahrung darin ruht, ergibt allein ein Blick auf Caesars oder Napoleons (152) Reiseleben und die Fähigkeit zur Überwindung von Entfernungen und Beherrschung von Räumen, die ein solches Leben über den Durchschnitt heraushebt, sowie auf die Reisebeschleunigung, die sie ihrem Zeitalter erteilten.

Caesars geographisches Reiseleben zeigt den 100 v. Chr. Geborenen als 24jährigen zum erstenmal auf einer Orientreise über Attika, Kleinasien, Rhodus; zwei Jahre später macht er, wie die werdenden Prokonsuln des Britischen Reiches, einen Feldzug in Kilikien als Amateur mit und wird mit 28 Jahren Stabsoffizier. Mit 34 Jahren Präfekt, erreicht er, allerdings sehr unzufrieden über die Verspätung, erst mit 41 Jahren das höchste Amt der Republik, nachdem er immerhin zweimal in Spanien gewesen war und sich an einer bedenklichen, fast die ganzen Mittelmeerländer umspannenden Verschwörung beteiligt hatte. In das beste Organisatorenalter fällt dann die ruhelose Zeit der Organisation und Unterwerfung Galliens zwischen dem 41. und 48. Lebensjahr, und dann jene glänzende Rundfahrt durch die Mittelmeerländer, die in den „Bürgerkriegen" beschrieben ist. Mit 56 Jahren schon endet das reiche Leben durch die bekannte Verschwörung.

„Selbstsucht und Rechtsverletzung" hat ihm Schlegel vorgeworfen. Nun: das römische Staatsrecht hatte nach Sulla für einen genialen Mann nicht sehr viel Imposantes mehr, und immerhin hat Caesar als Grenzgestalter die Völkerwanderung vielleicht um vierhundert Jahre aufgehalten, eine große Grenze der Menschheit auf zweitausend Jahre verlegt und festgelegt! Als Grenzschöpfer und Erhalter müssen wir ihn unter die vorbildlichen Geister der Menschheit einreihen. Sicher ist er einer der glänzendsten politischen Geographen gewesen, nicht nur in der Theorie, und wir hätten Gott danken können, wenn wir uns ihn auf vier Jahre oder mehr hätten zu leihen nehmen können. In das bißchen Eisenbahnkrieg hätte er sich schnell hineingefunden ...

Am Ostende des in seinen Westausläufern von Caesar so erfolgreich abgedämmten Nomadengürtels ist Shi-Hwang-Ti, der erste der Tsin-Dynastie (153), 220 bis 204 v. Chr., ein Gegenstück zu dem großen Grenzformer Mitteleuropas, dessen Grenzwerk er unwissentlich durch Fernwirkung und Druckübertragung einwarf, ohne freilich Caesars Spur darin vertilgen zu können.

Shi-Hwang-Ti schuf die 36 Provinzen Chinas (wie der sagenhafte Kaiser, dessen Namen er wieder aufgegriffen hatte, das Zehnersystem in die Verwaltung eingeführt hatte) und nachdem er so die Innenstruktur verfestigt hatte, verbaute er nach außen die chinesische Inlandgrenze durch den freilich als Stückwerk wohl schon vor ihm (240?) begonnenen gewaltigen Grenzschutz der Chinesischen Mauer, deren letztes Stück zu den 2500 km, gegen 300 km, allerdings erst 1547 unter der Ming-Dynastie entstand.

Noch mehr an dem lebendigen Grenzhag der gleichzeitig eingerichteten wehrfähigen Ackerbaukolonien dahinter, als an der großen Mauer allein, zerschellte die Invasion der Hiungnu; der Hunnensturm wurde nach Westen abgelenkt, suchte zuerst in vergänglichen Einbrüchen Indien und die Gandhara-Reiche heim und traf dann in seiner vollen Wucht die sich bildende germanische Welt und das zusammensinkende Römerreich dahinter, vor allem die Grenzbollwerke der julisch-claudischen Familie am Rhein und an der Donau. So wirken die an guten Grenz-

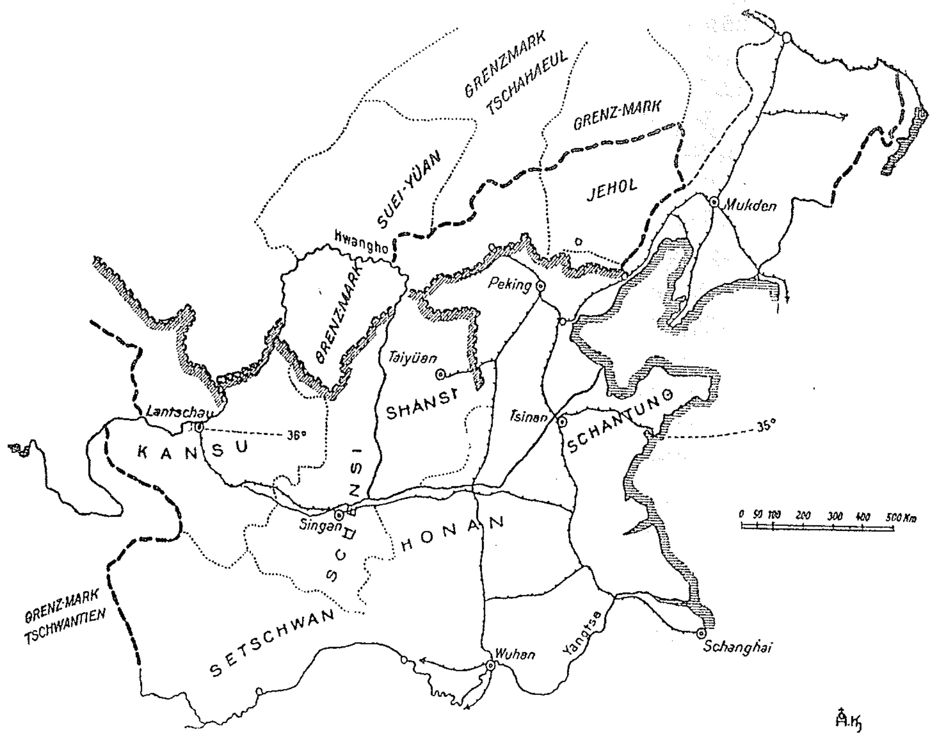


Abb. 53. Chinesische Mauer und Nordmark Chinas vor dem japanischen Einbruch

bollwerken abprallenden Völkerwellen durch den ganzen, weiten eurasischen Raum zurück, wenn man ihn nur groß genug in seinen Zusammenhängen sieht. Auch Shi-Hwang-Tis Straßennetz, ein Teil seiner Paläste, Wasserleitungen, Kanäle, Brücken hält noch heute; aber der Kampf gegen die „Literati", die Philologen seines Reiches, in denen er dessen schlimmstes Übel sah, mißriet ihm – im Gegensatz zu Caesar (154) – trotz der Verbrennung der klassischen Bücher, der Tötung von einigen fünfhundert Gelehrten. So bedeutet sein Name, ungleich dem

Caesars im Westen, noch heute einen imperialistischen Kinderschreck für die chinesische Kulturwelt, für deren Dauer sein Grenzinstinkt so gut sorgte.

Aber damit ist das Problem nicht gelöst, für das er stand, das er um Jahrhunderte früher sah als seine Zeitgenossen: das Abgrenzungs-Problem der chinesischen Kulturwelt gegen Hochasien, das heute aktueller ist als je.

Auf dieses größte zusammenhängende Landgrenzproblem des Planeten, wenn man die rein räumliche Ausdehnung in Betracht zieht (über 15 000 km!), macht Professor Dr. Jinnichi Yano der Kioto-Universität aufmerksam, wenn er (155) die Grenzfragen Chinas großzügig, aber freilich ganz vom japanisch-britischen Standpunkt behandelt. Er sucht nachzuweisen, daß nach der Auffassung des Reiches der Mitte, der jetzigen „Volksrepublik der blühenden Mitte", Mandschurei, Mongolei, Tibet, Ili noch Teile Chinas seien, was er aber als reine Einbildung bezeichnen müsse. Es gibt also heute tatsächlich ein Staatswesen auf der Erde, fast ein Viertel ihrer Gesamtbevölkerung umfassend, von dem eigentlich niemand völkerrechtlich genau sagen kann, ob seine Grenzen etwas über 4 oder fast 10 Millionen Quadratkilometer umschließen!

„Tibet sei praktisch heute britisches Protektorat", meint der Japaner Yano, „die Mongolei durch Übereinkünfte mit Rußland und Chinas eigene Unfähigkeit, sie festzuhalten, unabhängig. Für die Mandschurei aber (Japans Pferdefuß wird hier offenbar!) habe zwar Liang-Chi-Chao erklärt, sie sei seit 5000 Jahren chinesisches Land gewesen, aber aus vielen Einzelfällen sei erweislich, daß nicht einmal Li Hung Tschang 1895 gewagt habe, das ‚Heilige Gebiet' der Ta-Tsing-Dynastie als chinesisch zu erklären."

Jedenfalls zeigt eine solche Arbeit, wie die von Yano, wie umstritten und wie umstreitbar das Recht auf die Mandschurei mit ihrer Million Quadratkilometern mit etwa 35 Millionen Einwohnern ist. Sicher ist, daß der weite Raum seit vielen Jahren immer wieder von seinem Kriegsherrn (Tuchun, Warlord) Chang-Tso-Lin für unabhängig erklärt worden ist, daß er selbständig mit Rußland und Japan verhandelte, Waffen von England und Frankreich kaufte, japanische Berater an seiner Seite hatte, wie seit 1932 der junge Kaiser der Mandschurei.

Tatsächlich sind eben in einem Werdegang von 1911—1937 die riesigen sogenannten Außenländer Chinas aus einem festen Grenzgefüge zu einer Grenzübergangszone gefährlichster Art geworden; Yünnan wie Szechuan reihen sich diesem in der Zugehörigkeit schwankenden Gürtel nur deshalb im Augenblick nicht mehr ein, weil der unüberwindliche chinesische Volksdruck hier im Süden, weil die Wirtschaftskraft des chinesischen Siedlers sie der Macht Frankreichs und Englands wieder entwunden hat, wie die Siedlungs- und Wirtschaftskraft der Chinesen es auch trotz allen gegenwärtigen Rückschlägen mit der inneren Mongolei und der Mandschurei, dann den andern Randländern fertigbringen wird (156) — aber nicht ohne kritische Wendungen!

Im Zusammenhang damit ist es lehrreich, auch an heute scheinbar gefestigten, linear entwickelten Grenzen zu prüfen, wie schnell sie sich vom extensiven zum intensiven Betrieb umstellten und welche Schwingungen dabei stattfanden. So hat z. B. noch Voltaire Kanada für ein paar leicht verschmerzbare Quadratmeilen Schnee erklärt, das zur gleichen Zeit Franklin als höchst entwicklungsfähiges Zukunftsland der Erde begriff und erfaßte (175).

Bei der Prüfung solcher Übergänge ist uns die Wahrnehmung des Werdegangs

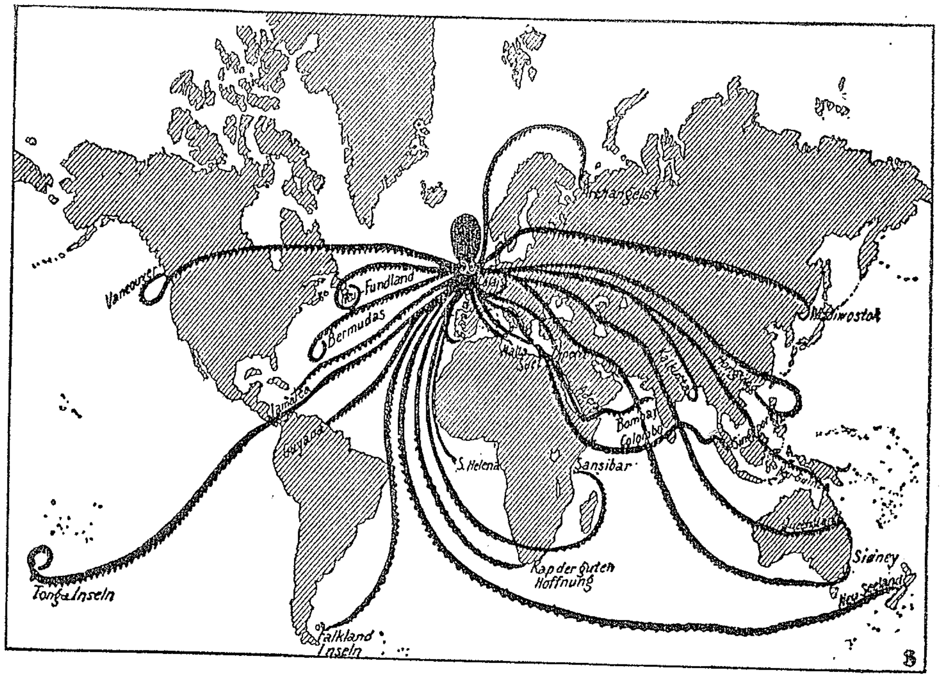


Abb. 54. Meerumspannende Reichskörper in kontinentaler Vorstellung

von Grenzen an Inselreichen und meerumspannenden Wirtschaftskörpern dadurch erleichtert, daß sie im Grunde nur an einem Grenztyp, an diesem aber bis zur Vollendung ausgebildet sind: der Seegrenze, ihrem „Silbergürtel".

Vor allem der Grenztyp der Überseegrenze eines meerumspannenden Macht- und Wirtschaftskörpers von seiner Entstehung an bis zu seinem Verfall ist in der Regel ein wichtiger, dem Binnenländer völlig unverständlicher Teil einer ozeanischen Lebensform: Saugköpfe, zu Wachstumsspitzen nach Gegenküsten, an hochempfindlichen Tentakeln ausgesendet! (Spottbild-Skizze des Britischen Reiches!)

Dem Küstenbewohner ist sie ein alltägliches, dem Binnenländer aber ein immer unbegriffenes Bild: diese Begrenzungsweise, die katastrophal, mit dem Verlust

einer einzigen Seeschlacht z. B. enden kann, wie die des Athenischen Seereichs, zumeist aber evolutionär ihren Abschluß findet durch Schrumpfung, Lebensbahnverlegung, wie bei Venedig, Genua, Ternate, Hawai, vielleicht auch in absehbarer Zeit dem britischen Mutterland.

Ihrem Ablauf steht in der Regel die gegensätzliche Entwicklung der festlandbestimmten (kontinentalen) Lebensformen unvereinbar gegenüber, die wieder ihrerseits dem Inselmenschen kaum verständlich zu machen ist. Sie finden schwer aus ihrer festländischen Schollenstarre heraus mit ihren schollenweisen Verschiebungen, Überschiebungen, Überspannungen, mit ihrer Neigung zum geschichtlichen Bruch, ihrer revolutionären Entwicklung, bei der das Ende der Grenzkörper in der Regel durch Kampf und Neubildung stattfindet, der Mandatswechsel (ko ming) der leitenden Kraft sich auch örtlich auswirkt, zumeist an den Grenzen zuerst.

So steht gerade in ozeanischen und litoralen Lebensformen die größere Instinktsicherheit im Werdegang der Grenzen der fortwährenden Neuschöpfung der Erfahrung in den kontinentalen Lebensformen mit der Gefahr gegenseitigen Mißverstehens gegenüber. Die potamischen stehen in der Mitte und neigen dem einen Typ zu, wenn ozeanische und litorale Einflüsse vorherrschen, dem andern, wenn die flächige Festlandgewöhnung, die Hochlandnote, die Steppeneigenart ausschlaggebend wird. Daher denn auch die Gewalt des Präzedenzfalles, der Tradition, der „society" und ihres Brauchs in Venedig, England, Amerika, Japan, den südostasiatischen Inseln — auch in Grenzfragen. Sie steht im Gegensatz zu der zunehmenden Abstumpfung dagegen von den Rändern nach der Mitte der Alten Welt hin, wo die Mächte am „Pivot of History" in Außenfragen ihrer Lebensform gleichgültiger sind, sich häufiger darin verändern, verschieben, in weit schrofferem Gegensatz zwischen Reichskernlandschaften, lebenswichtigen Teilen und Randlandschaften, auf deren Unversehrtheit die Insel- und Seemacht argwöhnischer achtet (Abb. 52 S. 132).

Gleichwohl zeigt der Werdegang der Grenzen im Ganzen mehr Dauerkraft, häufigere Wiederkehr kultur- und naturgegebener, daher immer wieder entlehnter, bereits erprobter Grenzen, ja geradezu eine Neigung zur Wiedergeburt.

Es wäre außerordentlich fruchtbar, unter diesem Gesichtspunkt Beispiele und Proben genetischen Grenzbaues in Geschichte und Erdkunde aufzusuchen, vor allem gleichsinnige Grenzwanderungen und Umbildungen zu verfolgen. Das könnte mit Nutzen geschehen bei der Vergleichung der Feudalgrenzen in West- und Osteurasien, etwa Japans und Preußen-Deutschlands Grenzwerdegang vergleichend in ihrer nordöstlichen Kolonialverschiebung, China und Innereuropa im Abgedrängtwerden von der Seegrenze, der Küstenberührung im Laufe des 19. Jahrhunderts (Innereuropäisches Reich von über 2700 auf nicht 1200 km, chinesisches von über 17000 auf 7100 km), in der Einengung des Lebensraums gerade der volkreichsten Lebensformen West- und Osteurasiens mit übervölkischer Reichs-

überlieferung und in ihrem dadurch ungeheuerlich übersteigerten Grenzdruck, der zu gewaltsamen Ausbrüchen führen muß! Außerhalb der so Bedrängten wird die Analogie von den ozeanischen Bedrängern, wie von den Sowjets längst gefühlt, auch das Ziehen der Folgerungen daraus zu gemeinsamer Abwehr gefürchtet (158)!

Hier zeigt das Manometer des Grenzdrucks einen unnatürlichen Stand des Werdegangs der Grenze und Vor-Explosionszustände am Yangtse und Hwangho, wie an Donau, Rhein und Weichsel — von Maas und Memel, Etsch und Belt gar nicht zu reden!

XV

WERTUNG DER GRENZEN NACH QUALITÄT UND TYPEN

Jeder Wertung von Grenzen nach Feinheit der Durchbildung (Qualität) und Fähigkeit, mit ähnlichen Erscheinungen zu verwandten Reihen zusammengestellt zu werden (Typen), müssen wir natürlich quantitative und genetische Vorarbeit zugrunde legen. Länge und Gliederung (159), Druck und Freiheit der Grenzbildung können mechanisch festgelegt, in ihrem Werdegang objektiv klargelegt werden, ehe wir irgendwelche Gefahr laufen, Werturteile zu fällen, was wir beim Fortschreiten zur Wertung nach Qualität und Typen unzweifelhaft tun müssen.

Die mechanischen Grundlagen, die Errechnung des Druckquotienten sahen wir von Wagner und Sieger angegeben, von Maull und Dix mehrfach wieder weitergebildet. Gewisse Binsenwahrheiten, denen man dennoch nicht genügend politisch Rechnung trug, sprangen uns wohl aus einfacher Kartenbetrachtung entgegen. So z. B. der Vorteil der japanischen, festlandabwendigen, reichgegliederten pazifischen Küstengrenze im Verhältnis von vier zu eins der Grenzentwicklung gegenüber der abweisenden Monotonie der Japanseegrenze, etwa verglichen mit Deutschlands ungeheurem, durch die Verträge der Pariser Vororte übersteigertem Grenzdruck, oder Cisleithaniens vor dem Krieg geradezu abenteuerlicher Grenzgestaltung.

Der Grenzdruck, der auf dem Bundesgenossen lag, pflegte in Deutschland nur dadurch nicht aufzufallen, daß man immer die Habsburger Monarchie als Ganzes betrachtete, ohne zu bedenken, daß sie aus zwei Teilen bestand, von denen der eine den andern gelegentlich kaltblütig aushungerte. In Frankreich (160) beachtete man diese Verhältnisse bei der Abschätzung der politischen Widerstandskraft und Lebensfähigkeit viel aufmerksamer.

Der bloße vorhandene Grenzdruck also — wenn er nicht dem Volk bewußt wird — ist als Erzieher unzulänglich: sonst hätte nicht dem feinen Grenzgefühl in dem naturgeschützten Japan solche Ahnungslosigkeit gegenüber gesteigerter Grenzgefahr in Deutschland und Österreich gegenüberstehen können.

Das bayrische Stammland hatte sich z. B. 1933 noch nicht klar vergegenwärtigt, daß es durch das Ostgrenzenabkommen östlich und südlich der Linie Hof—Neustadt—Regensburg—Donaulauf (stromaufwärts)—Donaueschingen—Neustadt im Schwarzwald mit seinen Kernlandschaften außerhalb jedes Grenzschutzes gestellt war (ungefähr wie einst Galizien als Glacis außerhalb von Krakau und Przemysl). Hingegen gibt es für das frühe Auftreten des Grenzinstinkts in Japan Proben schon aus der Zeit der Verlegung des Nationalheiligtums, des Sonnentempels von Nara nach Ise, in einer alten Sage unter dem 12. Kaiser, die außerordentlich frühes Auftreten von Verständnis für Schutzlagen beweist (161).

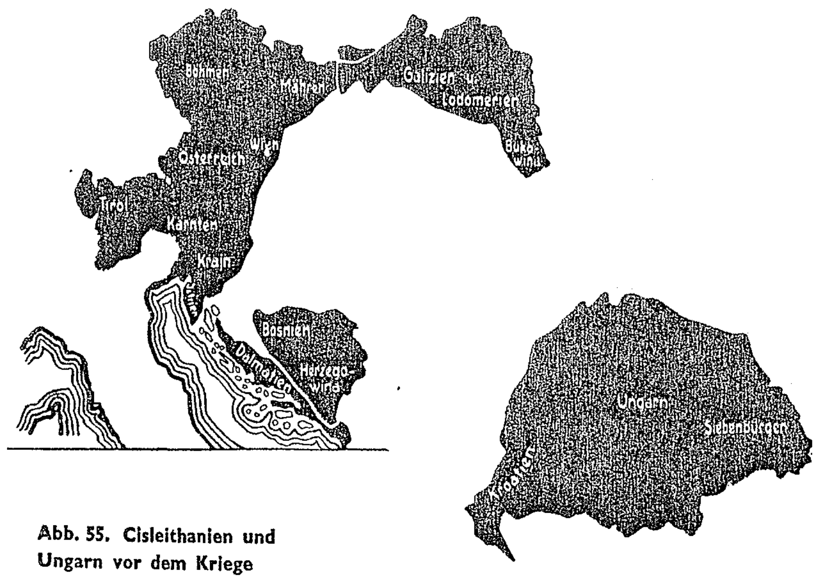


Abb. 55. Cisleithanien und Ungarn vor dem Kriege

Auch quantitative Vorarbeit muß also immer unwägbare Werte (Imponderabilien) mit in Betracht ziehen, kann mithin der Werturteile nicht entraten. Hier liegt eine der schwierigsten Aufgaben der Geographie, und diese Seite scheint mir bei Wagner nicht genügend gewürdigt, der das Rechnerische zu sehr betont. „Es bleibt ein Rest, der nicht aufgeht", meint R. Kjellén mit Recht.

Wir müssen aber den Finger auf diese Wunde legen, weil hier ein deutscher Nationalfehler offenbar wird, der sich verhängnisvoll durch unsere ganze Geschichte zieht, auch in Zeiten scheinbarer Höhepunkte unserer Machtstellung als Nation. Man braucht nur neben dieses aus vielen herausgegriffene Beispiel für Grenzinstinkt aus der japanischen Geschichte etwa als Gegenstück aus der deutschen Karls V. Äußerung zu stellen: „Wenn gleichzeitig der Türke vor Wien stände und der Franzose vor Straßburg, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Straßburg zu Hilfe zu eilen" (womit der weltumspannend denkende Kai-

ser für die Gefährdung deutschen Volksbodens sicher recht hatte), und dagegen die dummen Trutzgesänge der Teutschen Libertät zu halten: „Die Metz und die Magd haben dem Kaiser den Tanz versagt..." Als ob nicht der Fehlschlag vor Metz der Ausgangspunkt des Zusammenbruchs der deutschen Westgrenze gewesen wäre! Nicht besser war Jahrhunderte später das Verhalten des Deutschen Reichstags, z. B. mit seiner verständnislosen und würdelosen Auffassung in der Zabern-Frage kurz vor dem Kriege, und anderes mehr.

Die deutsche Geschichte ist eben durchwoben mit überwiegenden Instinktlosigkeiten dieser Art. F. Endres hat sich einmal die Mühe genommen, aus römischen Schriftstellern die frühgeschichtlichen Belege dafür (162) zusammenzustellen. Es ist erschütternd, sie mit der Art zu vergleichen, wie die japanische Geschichte geradezu getragen ist von Instinkthandlungen zum Schutze der Lebensform in ihren Grenzen, denn auch die Verlegung der Hauptstadt von Nara nach Kioto schon 794 ist eine solche, das Vorgehen in Korea von 1874 bis 1909, das Handlegen auf Bonin-Inseln, Riu-Kiu, Formosa und vieles andere.

Darum haust jetzt die japanische Weltmacht – trotzdem sie von ihrem gleichzeitigen Aufblühen mit unserm zweiten Reich bis heute die gleichen Gefahren lief – ungekränkt zwischen ihren Nationalheiligtümern in ihrem natürlichen, durch Außenwerke wirkungsvoll geschützten Erdraum. Und wie ist es uns ergangen?

Straßburger Münster, Reichsadler von St. Trophîme in Arles, Danziger Marienkirche, Posener Kaiserschloß, Schloß Tirol, Vogelweidhof, St. Veit in Prag und der Karlstein, in dem einmal die Reichsinsignien lagen, das Marchfeld und Preßburg, Kronstadt, Auersperg, Runkelstein, Liebenberg, Gerhards-Mer, Hohkönigsburg, Murbach (typische Aristokratengründung), aber auch Gayler von Kaysersbergs Predigerkirche, das Sandwirtshaus im Passeier und die Mahr, Marburg und das der Volksherrschaft frohe Gent mit seinen urdeutschen Glockensprüchen (163): das sind doch lauter verlorene Marksteine und zum Teil Heiligtümer unserer Volksgeschichte!

Nur wenn wir also die quantitative Vorarbeit durchgeistigen und die Prüfung des Werdegangs vergleichend vornehmen, dann werden wir genügende Unterlagen für eine qualitative Typisierung nach der kulturgeographischen, politischen und wirtschaftsgeographischen peripherischen Funktion vornehmen können und damit allerdings eine wertvolle Grundlage für aufbauende Arbeit gelegt haben. J. Sölch (164), namentlich in seiner Auffassung der natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie, und C. B. Fawcett (165) in seinen „Frontiers", mit seiner strengen Scheidung von Frontier und Boundary, seiner Auffassung der Funktionen des Frontier-Begriffs und seiner Anschauung über dessen Evolution scheinen mir in dieser Richtung die Schritte über Ratzel und Sieger hinaus am meisten bewußt und folgbar getan zu haben.

Eine solche Typisierung, Scheidung in Gruppen und Reihen, könnte vielleicht nach den folgenden politisch-geographischen Gesichtspunkten vorgenommen werden, die aber natürlich nur einen Ordnungsvorschlag unter vielen möglichen zeigen können.

Man könnte eine erste Gruppe (I) bilden aus deutlich vorschreitenden, zum Greiforgan gewordenen, wehrgeographischen A n g r i f f s g r e n z e n. Wachstumsspitzen, Verkehrsköpfe, wie sie Ratzel in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten" so prachtvoll schildert, sind kennzeichnend für das ausgreifende Leben einer solchen Grenze: Hongkong mit Kowloon im Verhältnis zu Südchina, Peshawar und Quetta im Verhältnis zu Ost-Iran; die Rio-Grande-Grenze wird von Mexiko so empfunden; Straßburg vom heutigen Deutschland.

Die hochorganisierte, verkehrsdurchdrungene, jederzeit zum Vorschreiten entwickelbare Grenze (II) schließt sich an. Man könnte sie wehrgeographisch L a u e r g r e n z e nennen. Wie weit war die westmächtliche Grenze, die russische mit ihrem nach rein strategischen Erwägungen aus französischem Gelde ausgebauten Eisenbahnnetz vor 1914 als solche zu betrachten, gerade mit solchen Feinheiten, wie der wehrgeographischen Falle der „trouée de Charmes" (166) und dem polnischen Bahnnetz? Ist sie so gesehen worden, als der deutsche Generalstab noch an der Möglichkeit eines russischen Ausweichens nach dem Innern unter Preisgabe dieser ganzen Grenzorganisation festhielt, als sein linker Heerflügel nach der Schlacht in Lothringen auf Epinal und auf die trouée de Charmes losrannte?

Eine mittlere, dritte Stufe (III) wäre dann die G l e i c h g e w i c h t s g r e n z e, die beiderseits gleich instinktsichere oder gleich bewußte Lebensformen zugleich scheidet und verbindet, eine der dauerhaftesten, nur im beiderseitigen Einverständnis zu schaffenden Grenzlebensformen. Zuweilen ist ihre beiderseitige Sicherung durch kondominienartige Zustände ein Dauersymptom, wie es geraume Zeit bei Luxemburg und Moresnet scheinen konnte, namentlich solange Luxemburg in niederländischen Händen war, wie es etwa eine mit großzügiger Autonomie ausgestattete Grenzlandschaft im Elsaß, in Südtirol werden könnte, wenn ... man jenseits seinen Vorteil verstünde. Betrachtet die Achse Rom–Berlin die Alpengrenze so?

Ein vierter Typ wäre dann die S c h u t z g r e n z e im Abwehrstande. Sie zeigt oft starke, mit großen Mitteln aufgerichtete Verteidigungsanlagen beiderseits, eine gewisse Neigung zur Förderung verkehrsfeindlicher Züge und von Schutzzonen. Dem kundigen Auge ist die wehrtechnisch hochentwickelte Abwehrgrenze von der Lauergrenze sehr leicht zu unterscheiden. Im einen Fall liegt der Schwerpunkt auf wohl durchgebauten Dauerabwehranlagen: Festungen können nicht marschieren! Gerade die Oberrheinbefestigung z. B. war ein deutliches Symptom des Nichtangreifenwollens an dieser Stelle von deutscher Seite. Sie konnte also Basel weit eher beruhigen als aufregen. Vorgeschobene Rampen, Verkehrsvorbereitungen, bereitliegende Eisenbahnstrecken (wie in Peshawar, Merw, Quetta) und bereits auf fremde Ströme abgepaßte Brücken sind Zeichen des Vortragenwollens einer

Grenze! Englands Kaianlagen in Zeebrügge (Belgien) und Esbjerg (Dänemark), vorbereitete Landungsgelegenheiten, Brückenköpfe, Entfestigungszwang bei Nachbarn wie am deutschen Rhein sind unzweideutige Anzeichen, daß es sich nicht nur um Schutz und Sicherheit handelt.

Der fünfte Typ ist endlich die Zersetzungsgrenze, die entwehrte, der Durchdringung, der Unterwanderung preisgegebene, in die fremde Wachstumsspitzen und Verkehrsköpfe eindringen. Zwischengebiete mit labilem Bevölkerungs-

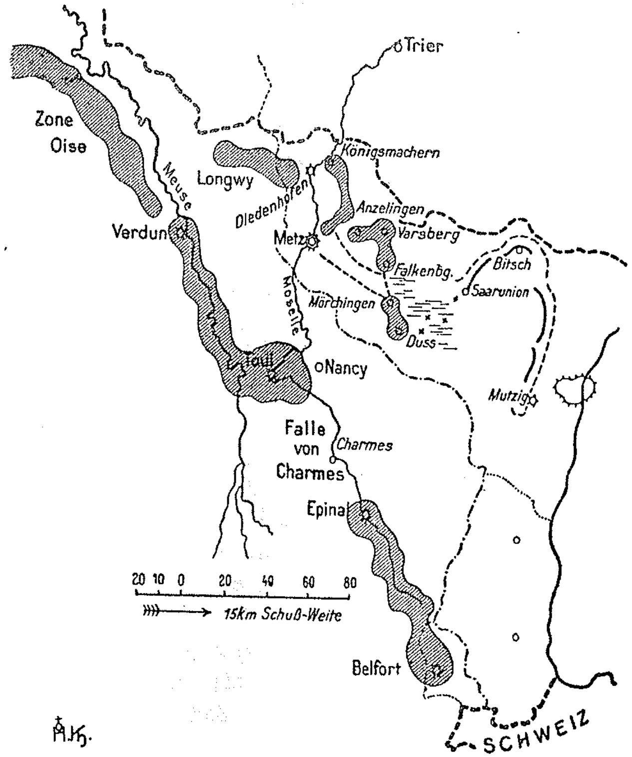


Abb. 56. Das französische Befestigungssystem

zustand, kleinräumige Entgliederung (Desorganisation) machen sie kenntlich. Sie wird eben ihrerseits von stärkeren, wachsenden Lebensformen aus durch Verkehrsköpfe und Wachstumsspitzen angegriffen, durch Bearbeitung des Seelenzustandes ihrer Bewohner zersetzt.

Verkehrsaggressive und verkehrsdefensive Einrichtungen, bei gleicher Dichte des Verkehrsnetzes (Eisenbahndichte) sind leicht zu unterscheiden.

Ein weiterer Typ, der sich aber wohl mehr wie eine Unterform des dritten, als eine Spielart der Gleichgewichtsgrenze betrachten läßt, ist die der anökumenischen sich nähernde, apathische Grenze.

Grenzen sind sicher um so besser, je mehr Rohstoff- und Lebensgebiete sie

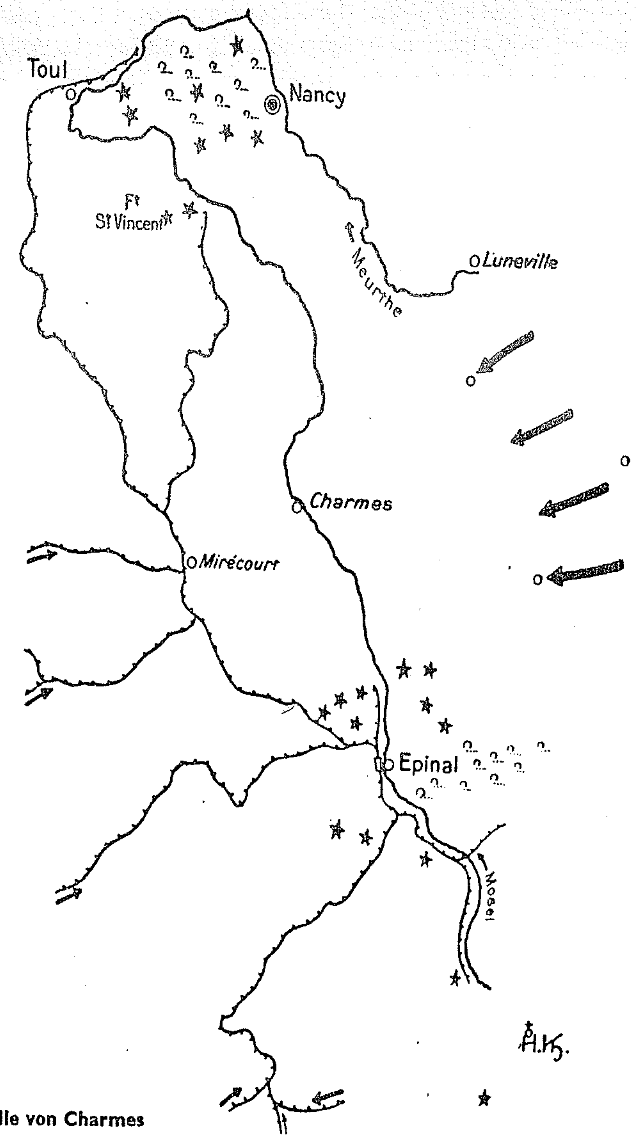


Abb. 57. Die Falle von Charmes

gleichzeitig einsäumen, und so hat die apathische, die Trägheitsgrenze, die zum Grenzverkehr so gut wie gar nicht reizende, lockende Grenze Aussicht, lange unverändert liegenzubleiben. Auf der andern Seite besteht natürlich erhöhte Gefahr, wo Reize auf der Erdoberfläche und gleichzeitig unter ihr, von durchziehenden Flözen (Salz, Kali, Kohle, Erze) ausgeübt werden. Geradezu abenteuerliche Grenzverhältnisse können so entstehen: Gänge, die Lager verbin-

den (Berchtesgaden-Hallein), Stollen, die wehrtechnisch abgeschlossen werden müssen, wie zwischen den Kaligruben im Oberelsaß nördlich Mülhausen; und hier sind natürlich Steigerungen nach der Größe beliebig erfaßbar (Kalilager zwischen Mülhausen und Baden, Becken von Briey, oberschlesische Kohle, Goldlager am Amur). Wie stark steht solchen Reizverhältnissen gegenüber die Scheidekraft der meridionalen Stromfurchen zwischen China und Indien, etwa im Gegensatz zu den heute schon nicht mehr scheidenden afghanischen Grenzgebirgen. Wo Geologie, Morphologie, Klima, Biographie grenzensetzend zusammenwirken, haben wir eben die besten Grenzen; die allerbeste immer da, wo der Mensch nicht hinkommt, an der Anökumene!

Die tonische, die Reizgrenze, übermäßig durchblutet, leicht erregt und erregbar, der apathischen oder erstarrten, blutarmen, der Trägestauungsgrenze gegenüberzustellen, wird ebenfalls vielleicht zu fruchtbaren anthropogeographischen Schlüssen führen können.

Tonische Reizgrenzen weisen, ob aktiv oder passiv, in Beziehung zur einen oder anderen Lebensform ähnliche Zustände auf. Sie zeigen anthropogeographisch erhöhte Verkehrszufuhr, jähen Druckwechsel, ein flüssigeres Verhältnis der Bevölkerung zu Grund und Boden, frühere Abkehr, als ihr Hinterland, von Naturalwirtschaft, von Autarkie zu reiner Geldwirtschaft oder zu Monokulturzuständen, frühere soziologische Differenzierung, Arbeitsteilung, aber auch Entartung, schnellere und gründlichere Rassenmischung, auch für Tierwelt und Wirtschaftspflanzen, für deren Weiterverteilung dann Freihafengebiete, Freihafenzonen, Übergangsbahnhöfe, Wachstumsspitzen aller Art, Verkehrsköpfe, Hafenkolonien [wie in China z. B. (167)], Internationale Kolonien (Schanghai-Settlement!) weiterhin sorgen. Sie bilden oft wieder beinahe selbständige Verkehrsminiaturstaaten, wahre Verteilungszentralen und Unterzentralen, an denen wohl auch ein Zellensystem (nach Art des bolschewistischen) mit Vorteil anzuhaken pflegt (168).

Die geographischen Erscheinungen sind dabei verwandt, ob es sich um Anlagen am Meer handelt (Danzig, Hongkong, Singapore), an Seen und Flüssen (Lindau, Konstanz, Innstädte, Salzburg), in Paßlagen des Gebirges (Partenkirchen, Claeven-Plurs), in Randlagen an Gebirgszonen (Peshawar, Verona, Belluno, Görz), an Durchbrüchen von Waldzonen (Moskau), Sumpfübergängen (persische Handelsorte des Salzwüstenrandes (169), Bikanir, Jaipur).

Es ist überall der hemmungslosere, gesteigerte Lebensvorgang, der sich auch kulturgeographisch auswirkt durch überreiche Mischstile, Resorption und Weiterverteilung ortsfremder Bau- und Warenmuster und Kulturleitmotive (griechischer Spiegel in der Gandharakultur, Turfanfunde, angloindischer Kolonialstil, neukatalonischer Baustil). Anthropogeographische, mit vielen Runen überdeckte Grenzsteine von Völkern und Kulturen sind natürlich, wenn man sich bei der Deutung einmal zum Auseinanderwickeln entschlossen hat, besonders aufschlußreich an räumlich zusammengefaßten, gut übersehbaren Stellen: Gwalior, Ankor-

vath, Peking und Mukden, Anuradhapura, Moskau besonders im Kreml, aber auch Wien und München.

Vielfach findet besonderen Reizpunkten gegenüber durch sehr charakterstarke und gesunde politisch-geographische Lebensformen eine Isolierung statt: so verfuhr Japan gegenüber Deshima und Hirado, China im Falle von Kanton gegenüber Shamien; so ist London-East in England, Wien gegenüber den österreichischen Alpenländern als Filter verdächtig; Reichsstädte schufen sich Sondergebiete (Nürnberg-Fürth!), auch bei Staaten erwächst auf solchem Grunde zuweilen das Bestreben, sich Sonderorgane zu bilden. Die Paßstaaten der Alpen: Savoyen, Ur-



Abb. 58. Reizstaaten der Sowjet-Bünde

kantone, Tirol, die über die Alpen greifenden Herrschaften der großen Bistümer, Salzburgs, Freisings wuchsen auf diesem Grunde.

Ganz andere Bilder zeigt die erstarrte oder erstarrende, die Trägestauungsgrenze. Sie weist große Unterschiede auf, je nachdem sie aus Trägestauung von innen her entsteht (Japan zwischen 1636 und 1854, das alternde Venedig), oder als Druckgrenze erstarrt ist, durch Pressung von außen her, durch Abschnürung oder auch durch eine Gegenwehr gegenüber allen Einwirkungsmöglichkeiten von außen her, die im Innern gegenstrebige, Verdrängungen schaffende Hemmungen des natürlichen Verkehrsdranges und Blutumlaufs bewirkt. Alte und neue österreichische Grenzen waren reich an solchen Erscheinungen, das Verhältnis zwischen Serbien und Mitteleuropa ist durch ungarische Grenzhemmungen auf diese Weise vergiftet worden.

Eine weitere Möglichkeit bietet sich, wenn wir E. Ténots Unterscheidungen annehmen (170), indem wir zwischen entgliederten, nicht anerkannten, vergewaltigten Grenzen (démembrée), entspannten und ratione temporum zu ertragenden (tolerandae), zu überwallenden und zu verschmerzenden (neutre) und natürlichen, als dauernd wünschenswert beiderseits empfundenen (naturelle) unterscheiden. In diesem Sinne ist das Deutsche Reich von heute, bis auf wenige Stellen, von „frontières démembrées" umgeben. Als „neutre" würde die schweizerische und niederländische Grenze, als „naturelle" nur die Wasserkante empfunden werden können, aber mindestens mit gleichem Schutzrecht wie bei allen andern, das Meer berührenden, sich selbst bestimmenden Staaten.

Die Formen der Überwallung prüfend, würden wir im weitesten Umfang die Wachstumsvorgänge der Biogeographie und Biologie heranziehen können. Wir sehen, wo Herztriebe brechen, neue Kronenbildungen entstehen, alle Formen der Konzentration der Schutzhüllenbildung sich entwickeln, wir sehen aber auch die Gefahr hypertrophischer Entwicklungen und erkennen, daß Lebensformen immer besser tun, sich auf Sturm, Gefahr und Unsicherheit einzustellen als auf große und dauernde Wettergunst. „Hi yori mi to", Schönwetterparteien, nannte man in Japan politische Bildungen, die sich bei ungünstigen Witterungserscheinungen auflösten und versagten. Viele Erscheinungen im Staatsleben wurden zu wenig daraufhin geprüft, wie sturmfest sie werden konnten, namentlich an den Außenposten. Wie spät ist der Sinn der Bayerischen Ostmark erkannt worden!

Stärke und Homogenität der Innenstruktur drücken sich natürlich auch an den Grenzen, den Außenzellen aus, ebenso wie Verwachsungen, Bruchlinien, Narbengewebe in der Grenzbildung und Grenzfestigkeit offenbar werden.

Eine durchaus berechtigte Analogie ist es auch, wenn wir an Grenzbildungen – sie auf den Kontrast zwischen äußerem Glanz und innerer Haltbarkeit prüfend –, an Grenztypen mit den Vorstellungen der Kontaktmetamorphose und ihren farbenreichen, interessanten, aber weniger haltbaren Gesteinen herantreten, also auch eine kulturgeographische, politische und wirtschaftliche Kontaktmetamorphose in den Grenzerscheinungen der Menschen anerkennen.

Eine Scheidung nach Grenzleistungen der Kultur, Macht und Wirtschaft, die wir überall mit Nutzen vornehmen, erleichtert uns die Einreihung der Einzelerscheinungen und das notwendige Erkennen brüchiger, zersetzungsbereiter Gefahrstellen, denen gegenüber wir in Mitteleuropa viel zu arglos waren (171).

XVI

DIE WASSERLAUFGRENZE

Wasserlaufgrenze oder Wasserscheidengrenze in ihrem Gegensatz, die Entscheidung zwischen beiden – denn zum Grundsatz erhoben, sind sie unausgleichbar und unversöhnlich – in ihrer völkerpsychologischen und völkerrechtlichen Bevorzugung, Geltung und Wertung haben der Menschheit wohl am meisten Blut und Kopfzerbrechen unter allen von Natur und Kunst bevorzugten Grenztypen gekostet. Nur sehr angriffslüsterne und übergreifische Lebensformen, wie Frankreich und das dritte Italien, haben es fertiggebracht, bald die eine, bald die andere als einzig berechtigte Scheide natürlicher Einheitsräume auszuspielen, je nachdem sie mit ihrer Hilfe benachbarten Staaten und Völkern Landfetzen abreißen, ablisten oder durch Torheit der Angrenzer abgewinnen wollten. Sie bedienen sich bald der Lehre von der „natürlichen Strombarriere", bald der „Théorie des crêtes", und wenn man ihnen Unfolgerichtigkeit nachweist, heißt es gegenüber dem Schwächeren: Ja, Bauer, das ist etwas anderes! (Claustra provinciae.)

Ein solcher Gegensatz hat wohl das Recht, als erster unter den einzelnen marksetzenden geographischen Erscheinungen im Antlitz der Erde gewürdigt zu werden. Gehen wir auf den Kern des Problems der Wasserlauf-, der Fluß- oder Stromgrenze los, die weltüber eine solche Rolle spielt, an Rhein, Donau und Weichsel, an Euphrat und Araxes, Indus und Irawaddy-Salween-Mekong, an Hwangho und Amur, Lorenzo und Rio Grande, so liegt er wohl darin, ob die Völker und ihre Grenzvorkämpfer die Scheidekraft oder die Lebenseinheit des Stromes in den Vordergrund stellen. Diese Frage aber greift viel tiefer in die Volksseelenbildung, die geschichtlichen Erfahrungen einer Rasse und Einwirkung des Lebensraumes ein, der sie im wesentlichen erzog, als nach dem Wechsel geschichtlicher Erfahrung und politischer Verlagerung in den Wohnsitzen ohne weiteres klar liegt. Das Großwerden in wasserarmen oder wasserreichen Landschaften, das Festhalten an der früher erfahrenen Scheidekraft, nicht nur des Stromes selbst, sondern auch seiner Auen, Galeriewälder, Schuttflächen, dem Primitiven der Flußgrenze, spielt hier stark herein. (Vgl. hierzu Abb. 61.)

Denn die Wasserlaufgrenze hat ja auch einen bedeutsamen wirtschaftsgeographischen Wandel erfahren. Dem Jäger und Hirten war des Rinnsals Bedeutung als Tränke mit freiem Zutritt (Wasserfrieden sogar der Tierwelt in Durst- oder Flutgefahrjahren) in erster Linie gestanden, dem Ackerbauer namentlich am Steppenrande die Berieselung (172). Später erst schob sich die Verkehrsbedeutung in den Vordergrund, in viel jüngerer Zeit die Frage der Kraftgewinnung, die in einem Zeitalter, in dem viel Verkehr von den Stromstrecken abflutete und den Eisenstraßen zufloß, oft so sehr in den Vordergrund treten konnte, daß man die alten Fahrtrechte, Fischpässe, Floßtennen, kurz die ganze Freiheit der Ströme in den Hintergrund gleiten ließ, nur um das Höchstmaß an Kraft herauszuholen (Isarwerke, Innkraft, Oberrheinausbau).

Man kann so weit gehen, Kraftströme und Verkehrsströme zu unterscheiden, z. B. Indus, Salween und Hwangho mehr den ersteren, Ganges, Yangtse und Irawaddy mehr den letzteren einzureihen. An Strömen, wie der Rhein, lassen sich auch bei seiner politischen Wirkung Kraftstufen von Verkehrsstrecken unterscheiden; die Umschlagspunkte zwischen beiden, wie Basel, Straßburg, gewinnen hervorragende Bedeutung, weil sich an ihnen Möglichkeiten gesteigerter Handelsbedeutung und Industrialisierung die Hand reichen. Welche Verschiebungen haben sich z. B. auf der Strecke Basel—Mannheim vollzogen! So erfährt die Grenzscheidekraft der Flüsse eine beständige Umwertung, und zwar offensichtlich in dem Sinne, daß mit der vorwärtsschreitenden Regelung des Laufes die Scheidekraft, das Trennende zurückgleitet, das Verbindende, die Lebenseinheit eines großen Stromtals in den Vordergrund tritt. (Abb. 60, S. 153.)

Aber innerhalb dieses allgemein gültigen Gesetzes, das sich z. B. in der Rheinfrage zu deutschen Gunsten auswirkt, an anderen Stellen zur Gefahr wird, wie an der Weichsel, stehen wir — entsprechend der wechselvollen geographischen Erscheinung der Wasserläufe, der Flüsse, der Ströme — natürlich vor einer verwirrenden Fülle von Einzelerscheinungen. Wir sprechen von alten und jungen Flüssen oder Strömen. Wir sehen sie allein nach dieser Eigenschaft beim Schaffen von Grenzen ganz verschieden verfahren: mäandernd, Schleifen, Arme, Inseln mit Auwaldungen, Altwasser, Geröllbänke bildend, mit breiten, aber unter Kultureinwirkung rasch zurückgehenden verkehrsfeindlichen Gürteln und Zonen, oder Einrisse, Schluchten, scharfe Ränder austiefend, bei verwandten geologischen Kräften sogar ganze Klammenzonen (173). Wechselnde Wasserfülle, an einzelnen Strömen genau verfolgbar, periodisch (Nilschwelle), an andern jäh wechselnd und unberechenbar (Schwellhöhen des Yangtse, der meridionalen Stromfurchen) (174) mit Unterschieden von 20 und 30 Metern, Abkommen der südwestafrikanischen Ströme, des Oranje, macht die Übergangsmöglichkeit in einem Falle zu einer heiklen Aufgabe, im andern zu einer streng geregelten, fast rituellen Zeremonie.

Neben Strömen, die sich fast zum Fabrikkanal entwickeln, ja neben hoch-

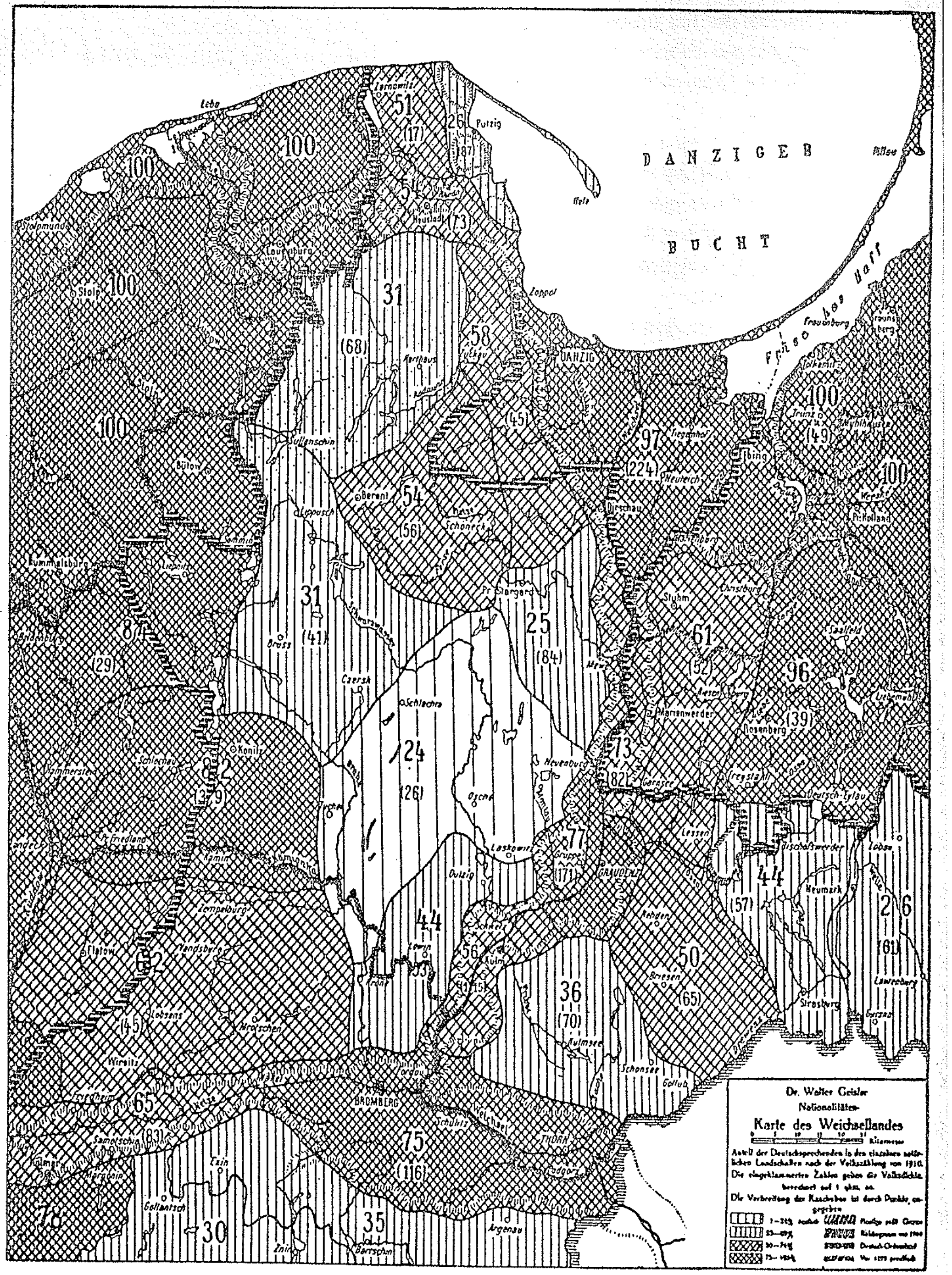


Abb. 59. Volkspolitische Spiegelung räumlicher Dynamik am unteren Weichsellauf

modernen Kraftanlagen am selben Strom finden wir so ursprüngliche Strecken, wie die des Inn zwischen Rosenheim und Kraiburg, neben der mit Ölanlagen auf tagelangen Fahrten am Ufer gesäumten Wolga ihren einsamen Steppenlauf, im Fernen Osten neben dem Dampfer die Renntierjagd der Korjäken im gestauten Strom.

Schalten wir nun die zuerst erwähnte verschiedene völkerpsychologische Einstellung mit der wechselvollen Erscheinung des Wasserfadens in der natürlichen und kulturveränderten Landschaft zusammen, so wundert uns nicht mehr, daß in dem Problem des Wasserfadens als Scheidelinie, als Grenze eines der feinsten völkerpsychologischen, wie politisch-geographischen „Arcana imperii" gefunden werden kann.

Noch lange nach der ursprünglichen Siedlung, nach Verdrängung und Wanderung verrät sich die von dem anfänglich die Rasse erziehenden Boden ihr aufgeprägte Art im Verhältnis zur Wassergrenze. Wasserarme, auf sparsamen Tränken- und Brunnenzutritt gestellte Vorderasiaten haben ein geradezu raffiniertes Recht des Zutritts zum belebenden, herdenerhaltenden Naß ausgebildet. Fast alle Stammfehden zwischen Mesopotamien und Syrien werden um Brunnen geführt.

Griechische Grenzauffassung folgt in vielem der vorderasiatischen. Die ganze mediterrane Grenzausbildung ist die eines zunehmend austrocknenden Landes. Wie fein ist u. a. die Wasserunterscheidung der Turkvölker; sie sprechen von „süßen Wassern", sie unterscheiden jede einzelne Quelle nach ihrem Geschmack.

Auf dem Wege durch die Mittelmeerkultur geht die Auffassung der Wassergrenze in den romanischen Volksinstinkt und die französische Völkerrechtsauffassung über. Die Germanen als Söhne wasserreicher Ursiedlungen haben ein grundsätzlich verschiedenes Verhältnis zur Wasserlaufgrenze, mißachten sie, neigen zu ihrer Überschreitung. Führende Kulturforscher (Nadler) haben die Franken geradezu ein flußlebiges Volk genannt. Ein flußlebiges Volk lebt aber auf beiden Ufern. Auch die Monsunländer haben wenig Stromgrenzen, so fein sie die Wasseraufspeicherung auch ausgebildet haben. Sie kennen weit mehr den Stromstaat, den Flußstaat, das Stromsystem auch als politische Einheit (Gangeslandschaft, Penjab, Birma, Siam, Kaschmir). Nun in ihren Grenzlandschaften gegen wasserarme Gebiete (Indus, Penjab) färben diese mit ihren Wasserrechtsvorstellungen ab.

Schon aus dieser durchverfolgbaren Auffassung möchte ich die Theorie einer nordischen Germanenheimat unterstützen und für wahrscheinlich halten; wie auch vielleicht die Abwanderung der indischen Arier, auch der flußstaatbildenden Chinesen unter dem Druck zunehmender Austrocknung eines ursprünglich wasserreicheren Landes, in Innerasien, entstanden sein mag.

Die Grenzsitten der Germanen sind nicht die sonst von wasserarmen oder gar verdurstenden Landschaften anerzogenen, und die Völker verhalten sich darin sehr konstant.

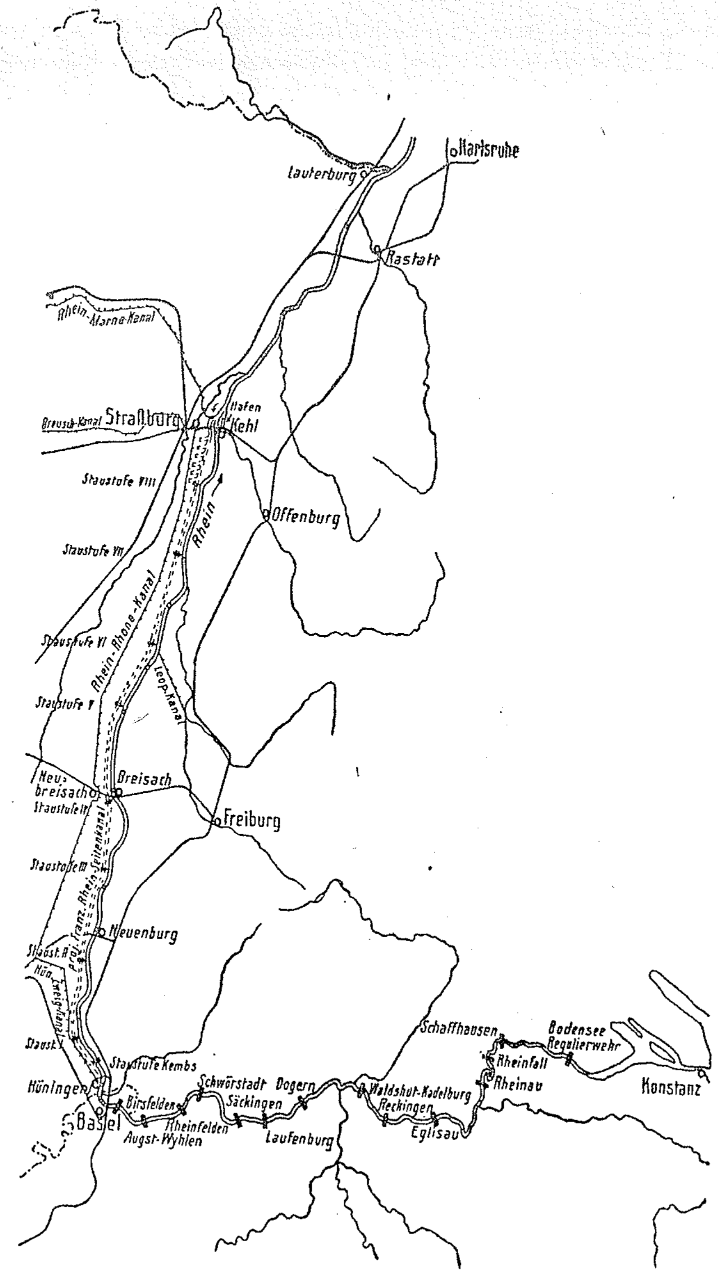


Abb. 60. Der Übergang vom Kraftstrom (Hochrhein) zum Verkehrs- und Grenzstrom (Oberrhein)

Elbe- und Yangtsegrenze, bei Deutschen und Chinesen eine verwandte Rolle spielend, sind vorübergehende Zustände. Stromüberspannende Einheiten als Lebensformen bilden sich bald gerade über die einstige Kolonialscheide hinweg, wie auch in Japan im Kwanto.

Flüsse, als so berühmte Dauergrenzen, wie Donau als Danubius und Ister und Rhein als Rhenus in römischer Auffassung, wie Rubico, Rhone, Bidassoa, Halys, von denen die Geschichte der Mittelmeerländer voll ist, sind im deutschen Siedlungsgebiet selten. Die Licus-Lechgrenze zwischen Alemannen und Bayern ist — wie verschiedene andere süddeutsche Einteilungen schon bei Landnahmen — römischer Herkunft. Von Germanen ist sie nur einmal, im Bauernkrieg ernsthaft umkämpft worden. Die „fontana merla" der Graubündner ist ebenfalls romanischer Art.

Eine gewisse naturbedingte Benachteiligung, kraft des Gesetzes der Verlegung von Stromrinnen entgegengesetzt der Erdumdrehung, findet ja bei nordsüdlicher oder südnördlicher Stromrichtung zum Schaden des östlichen Anliegers statt.

Auf so geschaffenen Grundlagen erfaßt man erst die geschichtliche Entwicklung einer bekannten Stromgrenze, wie der des Rheines, von einer bequemen, leicht bezeichenbaren und feststellbaren, wenn auch im Laufe wechselnden „primitiven" Scheidelinie (dem romanischen Ideal, aus dem heraus Caesar und seine Nachfolger Rhein- und Donaugrenze des Römerreiches schufen) hinweg zur Einheitsvorstellung des Stromsystems als eines Ganzen, als einer einheitlichen, untrennbaren Lebensform, die wir als eine vorwiegend germanische bezeichnen und beweisen können. Überall sehen wir innerhalb des deutschen Volks- und Kulturbodens die Stammes-, Kultur-, Bistumsgrenzen senkrecht über die Ströme weg laufen: die friesisch-rheinfränkische, die fränkisch-alemannische, die bayrisch-schwäbische (über die Donau!). (Vgl. Abb. 24, S. 74.)

Aus dieser germanischen Auffassung heraus entwickelt sich folgerichtig die weitere — wenn schon die natürliche Einheit eines Stromsystems durch Gewalt in einer Form zerrissen wird, die germanisches Landschaftsgefühl nie gefühlsmäßig anerkennt —, daß eine solche Trennung dann nur „gerecht", also gleichläufig mit der Haupttalwucht des Wasserfadens, Baches, Flusses, Stromes, des „Talwegs" einigermaßen haltbar geschaffen werden kann. Es können aber von der Gesamterscheinung eines Stromes sehr verschiedene seiner Teilerscheinungen grenzbildend verwendet werden: die Stromrinne; der auch im romanischen Sprachgebiet übernommene „Talweg"; es können einseitige Ufergrenzen, Dammgrenzen (wie an der Weichsel) gezogen werden, solche, die, wie am Oberrhein, wenigstens den Stromzutritt gestatten, wenn auch kein Recht an seiner Verbauung, seinen Brücken, oder solche, die, wie an der Weichsel, den festgelegten Stromzutritt zu Hohn und Spott machen (Skizze: 61, Grenzlage an Strömen), so daß die Dämme auf der Gegenseite, die Zufahrtsstraßen, Landegelegenheiten einseitiges Eigentum eines Nutznießers bleiben. (Fall Kurzebrack! Ausschließung Ostpreußens von der

Weichsel, nur nicht von der Überschwemmungsgefahr; Werder.) Auch durch Wasserentführung, einseitige Kraftableitung, Baurecht einseitiger, aus dem Strom gespeister Kanäle, wie des Canal d'Alsace, kann eine Stromgrenze zur ständig blutenden Wunde eines Volkskörpers gemacht werden.

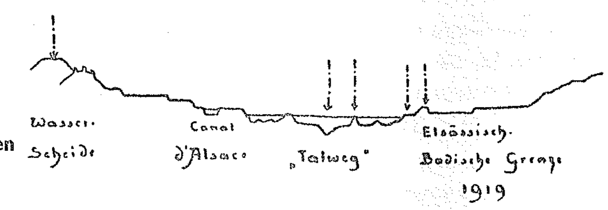


Abb. 61. Grenzlagen an Strömen

In solchem Lichte sieht Deutschland die Rheinfrage und ihre geopolitische Tragweite oder müßte sie wenigstens so sehen (175). Analogien dazu finden sich, wie wir einleitend bemerkten, an der Yalu- und Tjumengrenze des japanischen Reiches in Korea gegen die freilich im Süden von einem Netz japanischer Wirtschaft überzogene Mandschurei, am Amur zwischen dieser und Sowjetbünden, an der „mit Gefahr für den Weltfrieden" geladenen Rio-Grande-Grenze (176) zwischen dem angelsächsischen und spanischen Amerika. Diese Gefahren steigern sich, weil in allen diesen Fällen Probleme der Grenzernährung durch Fluß- und Eisenbahnsymbiose, durch mehr oder weniger geschützte Begleitbahnen in entsprechendem Abstand vom scheidenden Strom, wichtiger — ihm in seiner Grenzeigenschaft gleichlaufender — Kraftleitungen (Kraftversorgung Badens am Rhein entlang) mit den Fragen der reinen Stromgrenze verquickt sind.

Ein lebendiger Widerspruch gegen die Stromgrenze als Norm sind die vielen Flußstaaten (Ratzels potamische Bildungen), die sich um gepflegte, aber auch ungebändigte und vernachlässigte Tieflandströme herumgebaut haben, wie einst um Nil, Hwangho und Indus- (Penjabstaaten) und heute der Weichselstaat Polen, dem man Quell- und Mündungsstrecke sichern zu müssen meinte, bis zur schroffen Ungerechtigkeit gegen die Arbeit jener, die allein den Strom wirklich gebändigt hatten (Werderkultur, Eindämmung gegenüber dem kongreßpolnischen Weichselzustand) (177).

Eine weitere Schwierigkeit erwächst für die Gültigkeit der Stromgrenze daraus, daß gerade Ströme von der Eigenart des Hwangho, des Indus, der Weichsel oder des Tigris in jenen Zeiträumen staatlicher Unsicherheit, in denen sie ihre Scheidekraft erst recht erweisen sollten, durch Bettverlegungen und Laufausbrüche infolge mangelhafter Strombaupflege häufig versagen. So quittiert der Hwangho eigentlich jede Periode staatlicher Unordnung in China mit zerstörenden Ausbrüchen und Laufverlegungen (178), wie auch die Weichsel, der Indus und die hinterindischen Ströme.

Ganz besondere, vergleichbare geographische Erscheinungen mit vergleichbaren

geopolitischen Folgerungen sind die Stufenlandschaften der Donau und des Yangtse. Beide sind in erster Linie Verkehrsströme, haben aber dennoch klare, für die Staatsbildung wichtige Gefällstufen, mit einigen zur geschlossenen politischen Bildung geradezu einladenden Beckenformen und Vermittlungsgauen (179).

Freilich verrät eine genaue Prüfung der staatenbildenden Eigenschaften der Donau (180) die innere biogeographische Unwahrhaftigkeit gewisser, viel behaupteter Grundlagen der Donaumonarchie, deren Anerkennung zur Legende gestempelt worden war. Aber der unvereinbare Gegensatz in Staatsrecht und Rechtsphilosophie zwischen Fluß- und Wasserscheidengrenze läßt sich vielleicht an dem ganzen Dreistromproblem Deutschlands, wie es R. Kjellén gezeichnet hat (181), schlagend erweisen.

Ein Zwischenstromland in „Zwischeneuropa", das im Kleinen in zweitausendjähriger Geschichte die Schicksale des klassischen Zwischenstromlandes Mesopotamien (182) durch das Ringen um seine Stromgrenzen widerspiegelt, ist Bessarabien (183).

Hier ist die zweifelhafte Ehre, nächst dem Dreistromproblem Innereuropas mit Rhein, Donau und Weichsel und dem ausgeschalteten Isonzo die meistbesprochene Wasserlaufgrenze Europas zwischen Pruth und Dnjestr zu bilden, einem von ganz heterogenen Bevölkerungen besiedelten Landstreifen von rund 45000 qkm zugefallen. An der schmalsten Stelle nähern sich die zwei schicksalbestimmenden Grenzflüsse auf 22 km, die Landgrenze gegen die z. Zt. im selben Reichsverband lebende Bukowina beträgt 55,5 km, die Entfernung der geographischen Breite des Machtschwerpunkts Kischinew (Chisinau) 77 km, die weiteste Spannung an den Strommündungen in die Donau und die Limanküste 198 km.

Man sieht ein in stärkster Weise durch die Eigenart zweier viel umkämpfter Stromgrenzen bestimmtes Land; und der an sich wohl dem Verkehr dienstbar zu machende, wenigstens früher auf kleinen Strecken mit flachen Dampfern zu befahrende, vielgewundene Dnjestr ist heute durch seine aufgenötigte Grenzeigenschaft ein in seinem Verkehrs- und Kraftwert völlig gelähmter Fluß. Er ist jetzt nur eine ausgezeichnete Stütze für den Schmuggel zwischen den verschiedenen Wirtschaftssystemen der Sowjets und des kapitalistischen Rumänien und ein Schauplatz politischer Umtriebe, ein Unruheherd nicht nur Europas, sondern der Welt — zumal Japan und selbstverständlich die Sowjets die Dnjestrgrenze sehr zögernd anerkannt haben und es mehr als zweifelhaft ist, wer sich wirklich für sie einsetzen würde.

Die ganze Geschichte Bessarabiens — von Uhlig ausgezeichnet in ihrem unlöslichen Zusammenhang mit den geopolitischen Daseinsbedingungen des schmalen Landfetzens aufgezeigt — ist eine große Anklage gegen die Naturwidrigkeit und Unmöglichkeit der Stromgrenze, die Zerreißung von einheitlichen Lebensgebieten, die um so schlimmer auf den Anliegern lastet, je mehr sich Kulturlandschaft an den Ufern entwickelt hat oder entwickeln möchte, je mehr sich einheitliche Bevölkerungsschichten und Rassen längst über die Ströme weggeschoben haben und nur ortsfremde Machtgegensätze an ihren Ufern bestehen.

Hie Wasserlaufgrenze — hie Wasserscheidengrenze!

Wenn man nach „Frontières naturelles" ruft, muß man die eine oder die andere Form ablehnen oder wenigstens das Naturrecht der einen hervorheben, das der anderen verschleiern. Man kann nicht eine Lebensform nach angeblich gerechten Grundsätzen zerreißen und verstümmeln, an der einen Stelle, wo man es gerade braucht, nach der „Théorie des crêtes", der Wasserscheidengrenze, wie Tirol am Brenner, wenn man sich dicht daneben, im Pustertal, über diese Theorie hinwegsetzt; man kann nicht mit allem wissenschaftlichen Scharfsinn die Wasserscheidentheorie in Pyrenäen und Seealpen als am besten auf die Dauer natürliche Grenzen bildend herausarbeiten und sie am Vogesenkamm so außer Kraft setzen, daß man sich am Oberrhein nicht nur bis an den Strom, nein, über ihn hinweg legt. Daneben fallen in Einzelfällen in den Pyrenäen, an der Garonne, die Wasserscheiden wieder unter den Tisch; und in Siebenbürgen, in den Karpathen, in denen die natürliche Stufenlandschaft der Gaue der Czik eine seltene Natureinheit bildet, in denen einst Ungarn (Trotustal!) auch über die Wasserscheiden griff, ist ein beständiges Wechselspiel getrieben worden, bei dem die südöstliche Wissenschaft dem jähen politischen Umschwung mit ihren Beweisversuchen kaum mehr nachkam.

Eines aber geht sicher aus der flüchtigsten Betrachtung der Wasserlaufgrenze hervor, daß die Wasserlaufgrenze immer schlechter wird, je mehr sich der Wasserlauf im Rahmen der Kulturlandschaft entwickelt, je kultivierter er wird. Alle Flußgrenzen der Welt: Rhein, Donau, Weichsel, Pruth und Dnjestr, Indus, Schatt-el-Arab, Amur, Roter Fluß, Rio Grande werden im steigenden Maße Ausgangspunkt politischer Unruhe und Gefährdung, nicht nur für die Anlieger, sondern für alle, für den Frieden der Welt, je höher Verkehrs- und Kraftwert steigen, je untrennbarer die wirtschaftliche Entwicklung beiderseits die Anlieger verbindet, je mehr das lebens- und verkehrsfeindliche Antlitz des Stroms vor seinen kraftspendenden und verkehrsfreundlichen Zügen zurücktritt (184).

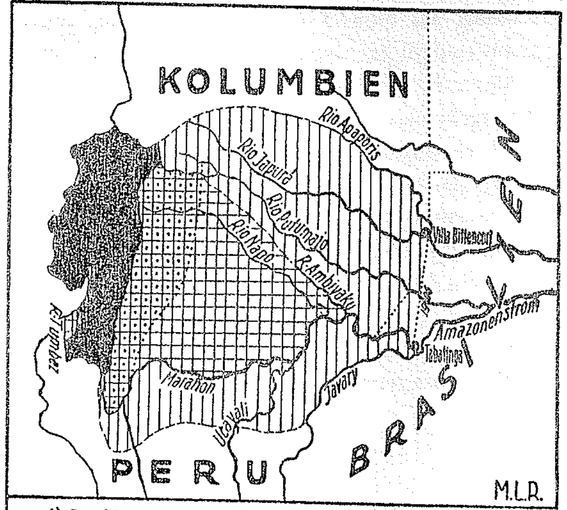
XVII

DIE HÖHENFORM: DER LANDAUFRISS UND DIE WASSERSCHEIDE ALS GRENZE

(HYDROGRAPHISCH-MORPHOLOGISCHE GRENZFÜHRUNG)

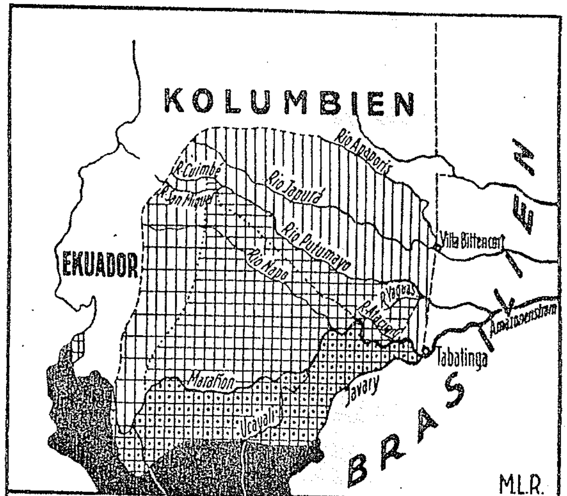
Höhenformen, Erscheinungen des Landaufrisses, besonders, wenn sie zugleich Wasserscheiden sind, wirken als marksetzend am besten, je lebensfeindlicher, je verkehrshemmender sie sich erweisen. Klammregionen, Sumpfgürtel, die den zutage tretenden Grundwasserspiegel verraten, wie das „Terai", das Sumpfglacis des Himalaya, können viel wirksamer scheiden als die Hochkämme der Gebirge selbst, über die wegsame Paßregionen hinüberleiten, die von Weiderechten berggewohnter Nomaden oder Halbnomaden überschritten werden. An wenigen Stellen zeigt die von den Griechen ersonnene, von den Romanen in der spitzfindigsten Weise ausgebaute „Théorie des crêtes" empfindlicher ihre Lücken als in dem jahrhundertelangen Ringen um Flußgrenzen der glänzendsten romanischen Staatsform, der französischen – die frühzeitig gelernt hatte, Grenztheorien ihrer praktischen Politik dienstbar zu machen –, um Ebro und Rhein. Vom Ebro zurückgedrängt, verzahnte sich die Grenzführung schließlich in den Pyrenäen. Vom Vogesenabsturz aber drängte sie erfolgreich gegen die deutschen Nachbarn, aber auch gleichzeitig gegen ihre eigene Grenztheorie, über den ganz zum deutschen Kulturboden gehörenden Strom. An sehr wesentlichen Teilen unserer Grenze sind wir Deutsche also Leidtragende einer unvollkommenen Bindung unserer Gegner durch ihre eigenen, sorgfältig ausgebildeten Grenztheorien; und an diesen Stellen können wir sie wenigstens vor dem Forum der öffentlichen Meinung der Welt mit ihren eigenen, wissenschaftlichen Waffen schlagen.

Aber selten finden sich hydrographisch-morphologische Elemente fast ausschließlich vorwaltend im Bau der Lebensformen und der Anlage ihrer Grenzen geschätzt und angewendet. Die außerordentlich widerstandsfähige Innenstruktur des japanischen Stammlandes beruht fast ganz auf einem Wasserscheidenzellenbau; die widerstandsfähigsten Gaue der Schweiz sind einheitliche Tallandschaften innerhalb von Wasserscheiden: Uri (der Reuß), Glarus (der Linth), Wallis (der oberen Rhone); Bern ist im wesentlichen der Staat der Aare. Beckenlandschaften,



1) Das Ekuadorhinterland nach ekuadorischer Auffassung

- Unbestrittenes Staatsgebiets Ekuadors
- Notfalls von Peru als ekuadorisch anerkannt 1922?
- Von Ekuador beansprucht (im Süden Protokoll 1830, im Norden Wasserscheidenvertrag 1916)
- Früherer Höchstanspruch Ekuadors (Grenzen von 1740 laut Carta Requena und Humboldt, im Osten Vertrag 1906.)



2) Das Ekuadorhinterland nach peruanischer Auffassung

- Unbestrittenes Staatsgebiet Perus
- Notfalls von Ekuador als peruanisch zugestanden (1830)
- Von Peru beansprucht auf Grund der Cédula 1802 und des Vertrags von 1922
- notfalls als ekuadorisch anerkannt?
- Früherer Höchstanspruch Perus

Abb. 62/63. Strom-Zutritt, Strom-Besitz und Wasserscheide im Kampf in Südamerika

wie Ferghana, Böhmen, Szechuan, Kaschmir sind besonders feste, einheitlich und eindeutig auf Flußsysteme und Wasserscheidengrenzen begründete, meist mit einem einzigen tief eingeschnittenen Ausgang versehene politische Bildungen.

Aber selbst bei ihrer Begrenzung treten die wasserscheidenden Großformen, die wassergeformten Kleinformen sehr wechselvoll auf. Reine Wasserscheiden, zugleich als langhin trennende Gebirgszüge sind selten; einige der landläufigsten Gebirgsgrenzen sind in Wahrheit keine Wasserscheiden, sondern durchbrochen von so gewaltigen Wasserrinnen, wie das Himalayagebirge durch die Ströme von Nepal, Indus und Brahmaputra, der Chingan durch den Amur, die Karpathen durch den Alt.

Gebirge, Bergzüge, Hochlandformen, aufgebogene Plateauränder einerseits, Schluchten, Talengen, Riegel, Umlaufberge andererseits wirken außerordentlich vielfältig grenzsetzend; welche mannigfaltigen Bilder zeigte z. B. der vielgewun-

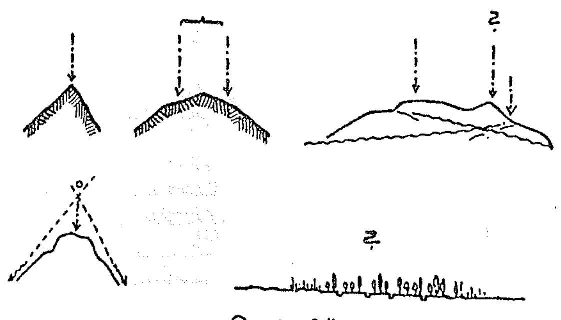


Abb. 64.
Wasserscheiden

dene Lauf der Seille zwischen Vogesen und Mosel und das ihn begleitende Spiel der Hochformen in ihrem Verhältnis zur Vorkriegsgrenze.

Das Bild der Wasserscheide in der Natur ist doch alles eher als eindeutig (Skizzen), sondern zeigt verwirrenden Formenreichtum! Höchst selten decken sich die Raupentheorie vergangener kartographischer Methoden und die Wirklichkeit in einer Kammlinie mit beiderseits gleichmäßig verlaufenden, die Wasserabführung zeigenden Bergstrichen. Schon alte Gebirgsformen mit ihren ruhigen Wölbungen, Domen, sargartigen Kastenformen verlegen die Wasserscheide in eine breitere Zone; in zerlegten Rücken geht sie als Zickzackband hin und her: höchster Punkt oder Rücken, Quellen der nach beiden Seiten abtraufenden Rinnsale liegen an entgegengesetzten Seiten des Stocks. Das Hochmoor gar, das Naßfeld, die Quellenregion ohne besonders ausgeprägte Scheide, oder gar unterirdisch kommunizierende Quellhorizonte, Karstgebiete mit zunächst unmittelbaren Dolinenabflüssen: wie schwierig gestalten sie die Suche nach der Wasserscheide, die in solchen Fällen keine politische Kraft mehr hat, außer etwa durch unwohnliche und verkehrsfeindliche Wirkung ihrer Begleiterscheinungen.

Philippsons feine Definition der Wasserscheide mit ihrer Senkrechten vom Schnittpunkt der beiden Fallinien mag uns wissenschaftlich aus der Klemme helfen, aber sie wird der praktischen Politik nicht viel nützen können (185).

Seit Aristoteles begegnen wir der Schwierigkeit gerade der Begriffsfestsetzung der Wasserscheide. Wir finden zu unserer Überraschung Alexander von Humboldt als Unterschätzer der wasserscheidenden und grenzensetzenden Kraft der Gebirge, wenn er atlantisch-pazifische Kanalverbindungen an neun Stellen für möglich hält, während die darin sehr hellhörige nordamerikanische Politik wegen ihrer Zukunftsmöglichkeiten nur auf zwei endgültig (Panama, Nicaragua), auf eine weitere vorbereitend Hand gelegt hat (Atrato-Frage).

Wer Gebirgsgrenzenführung in der Praxis, namentlich außereuropäischer, großräumiger Gebiete, schon verfolgt hat, kommt erst zur vollen Erkenntnis, wie wenig die Erde wirklich bekannt ist — in einem Umfang, der für Wissenschaftler, die Zukunftsaufgaben suchen, fast etwas Tröstliches hat, für die politische Wissenschaft aber beschämend ist. Im Himalaya, an den meridionalen Stromfurchen zwischen Indien und China, im sibirischen Jablonoi- und Stanowoigebirge, in den südamerikanischen Grenzstrichen stecken noch Probleme, gegen die Papst Alexanders VI. Scheidelinie ins Blaue, mit ihrer Abtrennung der Philippinen auf dreihundert Jahre von ihrem natürlichen Lebensraum und ihrer wahren Datumzugehörigkeit (186), ihrer Loslösung Brasiliens vom Rest Lateinamerikas noch harmlos ist (Abb. 35, S. 101). Der chilenisch-argentinische Grenzstreit mit seiner wirklich salomonischen Lösung durch Sir Thomas Holdich war eine Probe davon. Noch manche andere ruhen z. B. in der Grenzführung der Juan da Fuca-Straße (Abb. 32, S. 93) (187), an der unvermittelt eine auf zweieinhalbtausend Kilometer gerade laufende Kontinentalscheide von wissenschaftlicher Kühle auf scharf abgestufte Küstenzutrittsfragen stößt. Die Frage der Donauversickerung zeigt (188), wie die Natur unausgesetzt durch fortwährendes Anzapfen eines aggressiven Stromsystems mit tiefer Erosionsbasis gegen ein müderes mit hochgelegenem Lauf der Abflußrinnen Veränderungen erzwingt, selbst wo sie die menschlichen Lebensformen nicht haben wollen.

Ein Kapitel für sich ist der völkerpsychologische Reiz der Plateauränder als Grenzen, die sich vielfach auf der einen Seite als den Horizont beschränkende Gebirge abzeichnen (Randgebirge am Amur, Dekkan, Vogesen von der Rheinebene!) und als willig anerkannte Landmark in die Volksseele eingraben, auf der andern nur als Reiz wirken, als spielend in langsamer Rampe, unmerklicher Steigung erreichbare Ränder, von denen ein mühelos verlockender, von unten schwer zu verwehrender Abstieg in reiche, vor begehrlichen Blicken ausgebreitete Täler hinabweist. So wirkte vor allem die Wasgaugrenze auf die auf seiner Höhe stehenden Franzosen (189), was man auf deutscher Seite so völlig verkannte. So wirkt der Tiefblick auf Peking von den Bergen über Nankau, auch der von den Südhängen der Alpen auf die Po-Landschaft, „die fette lombardische Ebene", die

schon in Napoleons I. Proklamation an die Armee von Italien eine solche Reizrolle spielt.

Aus richtiger Erkenntnis dieser Reizgefahr hat das dritte Italien so nachdrücklich die Theorie der Wasserscheiden nach Norden verfochten, die verfängliche Grenze vom Isonzo hinauf ins Unwirtliche, von den Vorbergen Südtirols auf Brenner und Malser Heide verlegt und wünscht sie auch weiter westlich so zu verlegen. Schon aus den Erinnerungen Babers, des großen Eroberers des Mogul-Kaisertums von Delhi (190), wissen wir, welchen gefährlichen Reiz der Tiefblick auf das Industal für arme, aber wehrhafte Bergvölker hat, die von den Grenzhöhen hinabschauen, und noch der dritte Afghanenkrieg, der Aufstand in Waziristan zeigten, daß mit solchen grenzpsychologischen Antrieben nicht zu spaßen ist. Gleiches gilt von der Geschichte Mesopotamiens und der ewigen Einfälle der Bergstämme in das Zweistromland. Auch weiter östlich im Himalaya zeigt uns die Geschichte der allerdings weniger massenhaften Durchdringungen des indischen Grenzsaumes von den Hochflächen aus durch mongolische Völker, daß die suggestive Abschlußwirkung des mächtigen weißen Walles, wie er sich etwa von Darjiling oder Simla aus darstellt, einseitig ist; man sollte nicht vergessen, daß noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts der ganze Grenzwall selbst (Nepal, Sikkim, Bhutan, Bhopal) den Chinesen tributpflichtig war, wie Birma, Siam und ganz Hinterindien, und daß erst jüngst sogar einer so machtvollen Persönlichkeit, wie Sir William Birdwood gegenüber, bei seinem Grenzbegang die Chinesen ihr Recht auf Bhamo und Irawaddy, als Freihafen von Teng Yueh, geltend machten.

Recht und Leben – wer uns bis jetzt gefolgt ist, wird es nie vergessen – stehen eben gerade an der Grenze unausgesetzt im Grenzkampf. Das zeigt sich kaum auf irgendeinem Rechtsgebiet besser als auf dem der Hochweiderechte, das freilich manchmal wie ein Fossil in das moderne Verkehrsgefüge der Alpen, Pyrenäen, Vogesen, herrischer schon in indische, afrikanische, asiatische Landscheiden hineinragt.

Uralt sind diese Weiderechte, so ehrwürdig, wie jene anderen am heimischen Volksboden, die sich germanische Scharen bei der Völkerwanderung auszubedingen pflegten und so festhielten, wie die Vandalen Geiserichs, als sie schon in Nordafrika herrschten, ihr altes Recht am Stammvolksboden in der norddeutschen Ebene (191).

Aber zäh festgehalten, haben die Weiderechte bei den Walserwanderungen Grenzüberschreitungen geheiligt, die sich immerhin auf den weiten Raum zwischen Theodulpaß und Aosta-Tal, zwischen Montavon und Paznaun hineinspannten; Weiderechte haben an den Vogesen Grenzverbitterungen aufrechterhalten, die den langen Zeitraum vom Auffliegen der Abtei Remiremont als weltliche Herrschaft bis zur Rückführung des Münstertals in deutsche Herrschaft überdauerten; und erst jüngst schuf in den Alpen das Weiderecht von Schlanders im oberen Ötztal eine völkerrechtlich überspitzte Frage. Weder die Macht des

alten Zarenrußland, noch die zu Zeiten der Blüte des Kaisertums der Mandschu-Dynastie recht hartnäckige chinesische Grenzwahrung erwies sich als stark genug, die Winter- und Sommerwanderungen der Kirgisen zu unterbinden. Wegen der Höhe der Pässe und der verhältnismäßigen Dünnflüssigkeit des Verkehrs zwischen Indien, Angloindisch-Tibet und Ostturkestan wird seine kulturausgleichende Dauerwirkung leicht unterschätzt; und sie ist doch in ihrer ganzen Tragweite (u. a. Verbreitung des Buddhismus!) auf die grenzüberschreitende Kraft des Weiderechts, der Karawane zurückzuführen. Ähnlich schiebt sich ein Grenzen zerstörender und aufhebender Wanderverkehr zwischen Mandschurei, Chili, Mongolei und Transbaikalien hin und her (192).

Die große Bedeutung von Weidegürteln und zusammenhängenden Almböden in der Geschichte wird uns bei solchen Untersuchungen klar. Hochheidelandschaften, wie die Pamire, die Hochtalböden der Czik, die Gebirgsränder längs der chinesischen Seidenstraße, aber auch der riesige Bereich der Nomadenkultur, den wir jetzt aus den Grabbeigaben langsam als eine Frühkultureinheit von der Donau bis in die Mandschurei erkennen: sie erzogen jene Führernaturen, denen dann die Vielen zu den großartigsten Grenzüberschreitungen der Geschichte, den Steppenreichsgründungen, den Hunnen-, Mongolen- und Türkenstürmen folgten.

Gewiß: sie rannten manchmal schmerzlich an, und manchmal zerbrachen sie auch an den „künstlichen Linien" aus Kleingliederungsgrenzen (Penck), die alte Kulturräume vor ihnen schützen sollten und manchmal auch tatsächlich Jahrhunderte hindurch schützten, wie die römische Rhein- und Donaugrenze, der Siedlungs- und Wehrsaum der chinesischen Mauer, die Grenzbauten Indiens im Nordwesten, so daß der Strom in ganz andere Fluren, am anderen Ende Eurasiens hineinbrach. Aber der großartige Gegenrhythmus von Grenzüberschreitung und Grenzverwahrung, der die Geschichte der Alten Welt mit ihrem wirkungsvollsten Dauerleitmotiv versieht, nimmt vielleicht doch seinen Ursprung aus dem Gegensatz zwischen dem grenzüberschreitenden Viehzüchter, dem Nomaden oder Halbnomaden, dem naturgemäßen Vertreter des freien Weiderechts, und zwischen dem seßhaften Ackerbauer, dem Schöpfer der Kleingrenze, des geackerten Rains, der festen Zelle (193). Einzelne natürliche Einheitslandschaften sehen wir mit einer solchen Zellenfestigkeit durchgebaut, gerade nach dem Prinzip der Wasserscheidengrenzen, daß sie kaum überrennbar sind und – dennoch überschwemmt – immer wieder formtreu emportauchen.

Japan mit seinem Aufbau aus lauter kleinen Flußeinzugsgebieten, hydrographischen Einheiten, Teile der Schweiz, besonders auch Graubündens, Teile Thüringens, überhaupt der alten Germanengaue, sind nach diesem Prinzip gebaut, dem nur als Gegengewicht irgendeine große zusammenfassende Note sich hinzugesellen muß, wie in Japan das die ganze Lebensform umspannende Meer: sonst werden solche Landschaften, die Grenze allzu dicht vor der Nase, vom Schatten des eigenen Kirchturms überdeckt, leicht was der Brite „pennywise but pound-

foolish" nennt (klug im Kleinen, unweise im Großen), hinter ihren allzusehr in Enge abschließenden Riegeln, in ihrer „Verkastelung" (emboîtement), wie einmal ein kluger Franzose von Deutschland sagte.

Diese Gefahr laufen besonders die **Paßstaaten**, und darum sei ihnen eine eigene kurze Betrachtung an dieser Stelle gewidmet. Paßstaaten (in einer eigenen Arbeit von Dr. Albrecht Haushofer für die Alpen untersucht) sind eine alte, bis zu einem gewissen Grad primitive Form, und der beschleunigte Verkehr unserer Tage erschwert ihre einst berechtigten Daseinsbedingungen. Sie beruhen häufig darauf, daß die Hochkämme eines Gebirges selbst mit den sie beiderseits begleitenden Alm- und Weideböden und Talbecken zusammen sich lebens- und verkehrsfreundlicher erweisen, als die Klamm- und Durchbruchregion, die meist den Fuß des Gebirges etwas innerhalb des Gebirgskörpers, vor dem Austritt der Bergwasser in die Ebenen begleitet. Dadurch wird Lebensraum genug für selbständige Miniaturstaatsbildungen, die aber immer in Gefahr stehen, wesentliche Daseinsbedingungen von außen her vorgeschrieben zu erhalten, schließlich in den Bannkreis des Alpenvorlandes zu geraten. Paßstaaten sind also eine primitive, archaische Form und sind, einmal zerstört, schwer wieder aufzurichten. In Savoyen, in Tirol, im Kaukasus sind sie von außen her zerstört worden, ebenso in Siebenbürgen. In der Schweiz bestehen sie noch in den Urkantonen und ihrem Verhältnis zum Tessin, auch in Graubünden, das noch heute mit seinen drei Zungen: Puschlav, Bergell und Misox zeigt, welche ausgesprochene, damals noch selbständige Paßstaatsbildung es war, als es Worms (Bormio), Veltlin und Claeven (Chiavenna) noch besaß. Aber es ist mehr als fraglich, ob die eigentlichen Paßstaaten der Schweiz ohne die Kraft der Stadtstaaten des Alpenvorlandes, Bern, Zürich, St. Gallen, die Aufsaugungsperiode der Helvetik überstanden hätten.

Von den Paßstaaten des Himalaya bestehen heute noch Kaschmir, Nepal, Bhutan, Bhopal, in gewissen Formen auch Sikkim; Paßmotive finden sich in der Staatsgeschichte von Serbien wie Bulgarien, wie in Bolivia und Peru, und reine Paßstaatengebilde in der Neuen Welt sind Pennsylvanien, Panama und Tehuantepec gewesen.

Aber während der in kurzwelligen Stößen sich abwickelnde Verkehr des ausklingenden Mittelalters die Paßstaaten in Miniaturformat begünstigte, so daß die Alpen voll von Rudimenten dieser Art waren, daß alle bedeutenden Klöster (Andechs, Chiemseeklöster), Bistümer (Salzburg, Freising) Ansätze zur Paßstaatbildung versuchten, bedarf es heute größerer Formelemente, um Paßstaaten lebensfähig zu erhalten; und Räume von großstaatlicher Vergangenheit erhalten heute Paßstaatscharakter, wie die Mongolei, Afghanistan, die chinesischen Binnenlandschaften Szechuan und Yünnan.

Je mehr Gebirgsgrenzen zur Verzahnung neigen, um so mehr werden die Paßstaaten natürlich auch von ihr erfaßt; sie versteinern, erhalten archaische Züge, bewahren politische Stilverspätungen neben solchen der Kultur und Wirtschaft.

Versuchen wir, den Gegensatz noch einmal herauszuarbeiten, nachdem wir einige seiner praktischen Anwendungen durchdacht haben, so zeigt sich, daß die Wasserlaufgrenze mit dem Fortschreiten der Kultur und Zivilisation, der Industrialisierung und Siedelungsverdichtung liquider, flüssiger, kampfgefährlicher wird, die Wasserscheidengrenze dagegen, die in Aufrißformen begründete Grenzführung mehr und mehr erstarrt, zur Verzahnung und Nahtbildung neigt, also mit mehr Aussicht auf Dauer scheidet. Rein wissenschaftlich betrachtet, ist also der deutsche Volksboden südlich des Brenner am meisten gefährdet, am Rhein vielleicht am wenigsten, an der Weichsel mehr, und wieder mehr im Böhmerwaldgau und südlich der Sudeten.

Mit richtigem Gefühl haben Penck, Sieger und Sölch namentlich an der Südtiroler Grenze die höchste Gefahr erkannt und ihr mit klugen Gründen aus den Kleinformen und der geschichtlichen Siedlung gewonnene Waffen geschmiedet, die sich dann britische Beurteiler zu eigen gemacht haben (z. B. im „Manchester Guardian" vom 2. 2. 1927).

Die Psychologie der Wasserlaufgrenze, wie die der Gebirgsgrenze hat immer die feinsten Beobachter und die klarsten Köpfe im Arbeitsfeld der politischen Erdkunde besonders angezogen. N. Krebs hat in seiner „Länderkunde der Österreichischen Alpen", Ratzel in seinem Aufsatz über die „Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung", dann in „Höhengrenzen und Höhengürtel", Sapper in seinen „Gebirgsgrenzen", Maull in seiner „Bayerischen Alpengrenze" Zusammenfassendes von grundlegendem Werte geleistet. Das Verhältnis zwischen Berg und Mensch und zwischen Mensch und Strom mit seiner ganzen Seelentiefe liegt auf dem Grunde des Problems, und das gab uns wohl das Recht, eine flüchtige und zusammengedrängte Übersicht darüber an die Spitze der beispielsweisen Einzeluntersuchungen zu setzen (194).

XVIII

PFLANZEN ALS SCHEIDE; VEGETATIONSGRENZEN

Wo Pflanzenreihen, zu Zonen und Gürteln verdichtet, menschliche Wirtschaftsbetriebe und Machtbildungen, politische Lebensformen mit einiger Dauer scheiden sollen, da muß es sich um Grenzsäume handeln, die über den Durchschnitt der getrennten Siedlungsgebiete durch Bodenbildung (chthonisch) oder Wetterlage (klimatisch) beeinflußt sind. Vor allem weite Wald- und Moorgebiete, schwer durchdringliche Galeriewälder mit Sumpfstreifen, vielfach im Zusammenwirken mit jähem Wechsel im Geländeaufriß, an zutage tretenden Grundwasserspiegeln, haben völkerscheidende Kraft. Die Grenzen der Monsunländer mit ihrem Niederschlagsreichtum, der Sarmatenstaaten oder Amazoniens mit ihren kaum feststellbaren, von Sumpfwald überwucherten Wasserscheiden, die Grenzen des Sudan mit ihrem Sudd, ihrem im Fluß schwimmenden Pflanzengefilz, sind Typen, die sich der Menschheit besonders eingeprägt haben. Der Sumpf- und Urwaldbegleitgürtel des Himalaya, das Terai, heute noch Nepal und andere Hochlandstaaten vor völliger Aufsaugung durch das indobritische Reich schützend, der birmanisch-chinesische Urwaldsaum am oberen Irawaddy und Salween (195), Pripet- und Rokitnosümpfe haben sich in alter und neuer Geschichte mit ihrer Scheidekraft der Pflanzendecke als politisch wirksam erwiesen. Die Sage von der unüberwindlichen Sargassosee ist ein ozeanographisches Gegenstück dazu.

Aber auch der Nadelwaldgürtel der Alemannen (196), die Schanzen der Waldfestung Böhmen, der nun verschwindende Kohlenwald (197) als Scheide der Vlamen von den Wallonen, auch der Wasgenwald, die 68,4% Wald- und Sumpfgrenzen Polens gegen nur 31,6% offene sind Vegetationsgrenzen, die in der Geschichte des Abendlandes und Zwischeneuropas eine große, oft ausschlaggebende Rolle spielen.

Wald- und Moorgebiete können mit den vorher behandelten Wasserlauf- und Wasserscheidengrenzen eine die Scheidekraft verstärkende Lebensgemeinschaft (Symbiose) eingehen oder, in gegensätzlicher Richtung auf sie treffend, sie an einzelnen Stellen, wie bei der Waldzone Oberschlesiens (198) in ihrer Wirkung ausschalten. Sie können — als Auwaldungen, Galeriewälder, Verlandungszonen —

Begleiterscheinungen von Wasserläufen sein, wie einzelne wichtige, von Galeriewald begleitete Stromgrenzen Südamerikas, oder sie können an Wasserscheiden auftreten, z. B. als kommunizierende Quellgebiete. An den Naßfeldern der Tauernübergänge, in der japanischen Hochheide der vulkanischen Lockerböden mit ihren dichter bestandenen Rändern, in Quellböden, Verlandungsmooren, im Spreewald mit seinem amphibischen Charakter kann jeder leicht die Probe machen, wie stark die abgrenzende Wirkung des Gebietes als Ganzes, wie schwer aber die Grenzverlegung innerhalb desselben im einzelnen ist, selbst wenn man besonders unübersichtliche und schwer durchdringbare Subtropen- und Tropenlandschaften

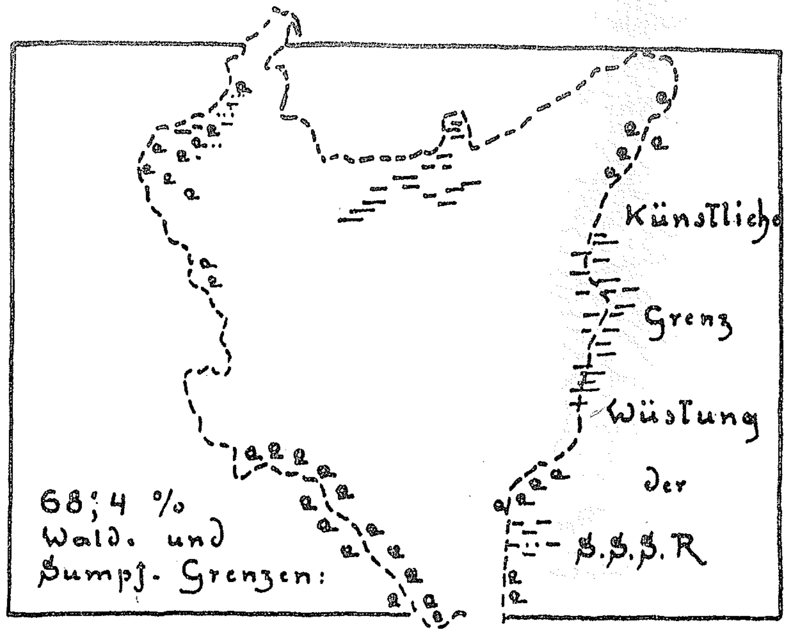


Abb. 65. Sumpf und Wald in der Umgrenzung Polens

gar nicht heranzieht (Erfahrungen der Grenzkommissionen in Kamerun, Neu-Guinea, Kongostaat, oberen Nillandschaften, Amazonien, Feldmarschall Birdwoods Grenzpatrouille an der birmanisch-chinesischen Grenze) (199).

Wie sehr in solchen Fällen nicht nur die Ausdehnung und grenzbildende Kraft nach Länge und Breite durch die Pflanzendecke, sondern auch der Grenzaufriß, das Höhenprofil beachtet werden muß, das hat in seiner außerordentlich feinen und an Anregungen für persönliche Beobachtung reichen Studie: „Höhengrenzen und Höhengürtel" (200) F. Ratzel in seiner Talschilderung veranschaulicht. Er zeigt darin, wie man in der Regel in unseren Alpentälern mindestens fünf deutlich erkennbare Vegetationsgrenzen mit starker anthropogeographischer Rückwirkung auf Siedlung und politische Scheidung durchschreitet, die fünf Zonen

scheiden, von denen zwei siedlungsfreundlich und verkehrsgünstig, drei aber siedlungsfeindlich und verkehrserschwerend sind. Er denkt dabei an die Fluß-, Geröll- und Auenzone des Talgrundes (anökumenisch); die erste Talterrasse, wohnfreundlich, mit ihren Siedlungen, Wasserverbauungen, ackerbauend, wegdurchzogen; dann den weg- und verkehrfeindlichen Steilwald; endlich die wieder verkehrsfreundlichen, dünner besiedelten, viehzüchtenden Almböden und schließlich Fels und Firn (Abb. 12, S. 52). Dabei kann sich natürlich das Wechselspiel zwischen Terrassen durch Zwischenlegung einer weiteren Terrassenstufe vervielfachen.

Greifen wir zu exotischen Vorbildern, so finden wir die sehr deutlichen Vegetationszonen der Vulkanlandschaft, wie sie etwa A. Hofmann in seinen „Waldungen

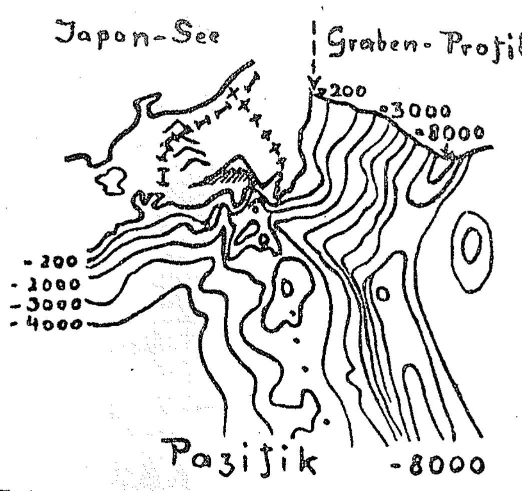


Abb. 66. „Fossa Magna"-Falte: Japans Wespentaille (nach Ruellan und Montandon)

Zugleich +++ Bronze-Kultur und HHH Aino-Yumato-Scheide

des Fernen Ostens" in großzügigen Diagrammen und feinen Einzelbeobachtungen für ganz Japan darlegt (201).

Besonders geeignet zur Veranschaulichung sind ja einzelne Vulkankegel: der viel dazu gebrauchte, Waldzone und Schneehaube so deutlich zeigende Fuji-San, die javanischen Vulkankegel, der Kilimandscharo. Von anderer Seite, auf den Spuren von Ratzel an das Problem heranfühlend, hat M. Semple (202) Beobachtungen über Vegetationsgrenze und Baustoffgeographie niedergelegt, die auch von Ponten (203) angeregt worden sind. Dabei unterstützt der in seiner Herkunft oft einwandfrei nachzuweisende Baustoff, mit den auf ihn zurückführenden Kulturformen, den Nachweis des Zusammenhanges zwischen überwundenen und nicht überwundenen pflanzengeographischen Hemmungen und Trennungen politischer Gebilde.

Schwieriger sind solche Nachweise für die Verbindung von dichtem Pflanzenbestand mit reicher Wasserführung, namentlich für Sumpfgürtel, Moorwälder und ähnliche Erscheinungen zu führen, weil nicht alle so deutliche kultur-, macht- und wirtschaftsgeographische, in geschichtlicher Bewegung erprobte Unterscheidungen aufdrängen, wie etwa die Rokitno- und Pripetsümpfe, in denen sich ja auch noch in der Neuzeit kriegsgeschichtliche Vorgänge abspielten (Ausheben leitender Kommandostellen über unerkannte Sumpfwege!), die an die Vorgänge des Zerbrechens römischer Offensiven in den germanischen Sumpfwäldern erinnern (Abb. 65, S. 167).

Auch die Sumpfwälder und zu Seen erweiterten Flußsümpfe Irlands, der Schutz des Terai, die ungewöhnlichen Schwierigkeiten des britischen und französischen Expeditionsvorgehens gegen die durch Küstensümpfe geschützten westafrikanischen Staaten (204), die Schwierigkeiten dauernder Befriedung gewisser vegetationsgeschützter Grenzräume in Insulinde, den Malaienstaaten, in Hinterindien (Manipur, Siam) sind keine vereinzelte Erscheinung.

Wichtig ist dabei, daß man noch hundert Jahre lang den Unterschied zwischen natürlichem und nach Rodung wiedergekehrten Dschungel (205) erkennen kann; erst nach 100 bis 120 Jahren fängt der Unterschied an, sich zu verwischen. So lange dauert es selbst in so sehr den Pflanzenwuchs begünstigenden Gebieten, bis die Natur den Pflanzenschutz in seiner ganzen Urkraft wieder herstellen kann; viel länger natürlich in gemäßigten Zonen. Der einstige, vielfach in Kriegszeit, zuletzt noch 1805 benutzte Schutzwald des „Erlaich" am Südufer des Ammersees ist heute völlig verschwunden!

Die Geschichte Mitteleuropas lehrt uns aber, daß solche Wald- und Sumpfwaldgebiete als Schutzräume eine sehr große, auch Fremdrassen erhaltende Rolle gespielt haben (Wälsche, Walchen, Walen südlich der Donau, Wenden im Spreewald). Die neueste Entwicklung des Luftkrieges zeigt, daß ihr völliges Verschwinden Völker noch wehrloser macht, als sie mit ihren Waldgürteln wären. Deren schirmende Kraft wird keinem aus dem Gedächtnis geschwunden sein, der die zwischen den Heeren hin und her gespülte Bevölkerung Galiziens oder Polens in ihren Wäldern mit dem flüchtbaren Teil ihrer Habe kampieren und sich unter unglaublichen Daseinsbedingungen immer noch erhalten sah, wo im Westen unter gleichen Umständen einfach keine Daseinsmöglichkeiten mehr für sie bestanden.

Bot nicht der einzige bahnnahe Wald südlich von Duisburg Schlageter die letzte Möglichkeit, einen Versuch zur Unterbrechung der Bahnlinie zu machen?

Welche Rolle spielte im politischen Kleinleben Italiens, wie Spaniens der Schutz der Macchie, in deren Deckung Napoleon von einer flüchtenden Mutter geboren wurde; wie schwer war der Busch- und Heckenkrieg der Vendée, Tirols, der Schweiz gegen die Helvetik, Belgiens und Nordfrankreichs, Transvaals und des Oranje-Freistaats zu überwinden; wie doppelt gefährlich ist er in den Subtropen,

wo er Widerstand in Südostasien z. B. bis zu einem Grade begünstigte, daß nur das Erlahmen der Zentralgewalt in China den französischen Kolonialerfolg ermöglichte, dem er sich in den anamitisch-chinesischen Grenzsäumen entgegensetzte! Wie ohnmächtig stand die reguläre Taktik in den Vereinigten Staaten wiederholt dem Busch- und Heckenkrieg an ihren von der Pflanzendecke zum Kleinkrieg begünstigten Waldsäumen gegenüber, so daß zuletzt in Indien, in Nordamerika, in Spanien, weltgeschichtliche Entscheidungen auf die Unüberwindbarkeit von Pflanzengrenzen mit allen Mitteln der Kriegs- und Verkehrstechnik zurückgeführt werden können.

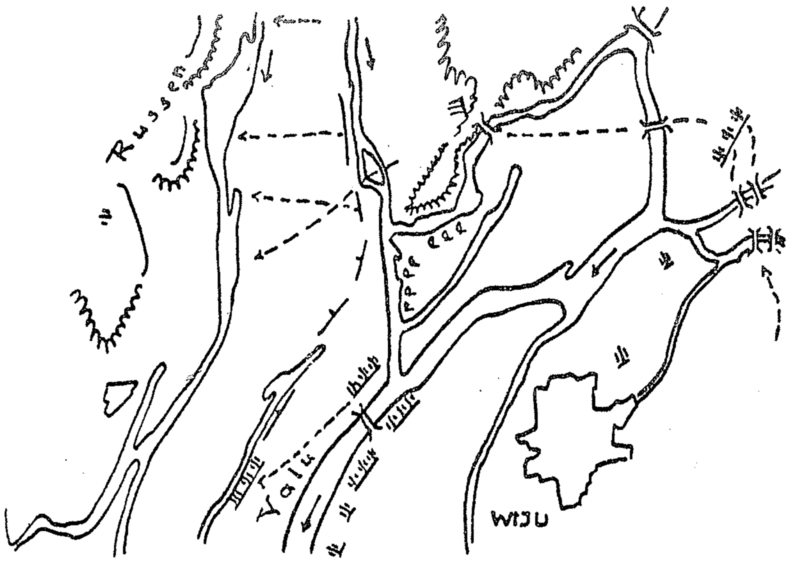


Abb. 67. Yalu-Übergang

Eine Erscheinung, die im allgemeinen dem Bilde der natürlichen, wie der kulturveränderten Landschaft in Mitteleuropa fremd ist, die deshalb hier besonderer Erwähnung bedarf, ist der hochgelegte, bepflanzte Wasserlauf. Er hat in anderen Kulturlandschaften der Erde, in der Lombardei (die Entscheidung von Magenta hing wohl daran, ebenso die mancher napoleonischer Schlachten!), in China, Indien und Japan (206) eine ganz entscheidende Bedeutung für den inneren Grenzwert der Teillandschaften, natürlich auch bei der Aufhebung von Binnengrenzen durch einen wirklichen oder angenommenen Kriegszustand. Den zweimaligen Feldzug der Japaner in Korea und der Südost-Mandschurei beeinflußte z. B. bis in die sich wiederholenden Einzelformen der Operationen, ja der Taktik (Yalu!) hinein die Eigenart des hochgelegten Wasserlaufs zwischen seinen

bepflanzten Dämmen; den Japanern war sie etwas Natürliches, den Russen etwas Fremdes: daher die verschiedene Geschicklichkeit bei der Überwindung.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung finden wir bei der Grenzverteidigung des Singhalesenreiches in Ceylon gegen die Einbrüche der Dravida und Tamilen aus Indien. Dort handelte es sich um hochentwickelte Kulturgebiete mit raffiniertem Wasserbau einerseits, unerhört wuchernder Pflanzenwelt bei reichen Niederschlägen anderseits. Wir sehen planmäßige Vor- und Rückverlegung des Dschungel als bewegliche Schutzgrenze einer sonst nicht mehr widerstandsfähigen Hochkultur, ganz ähnlich, wie wir vom römischen Reich Schutzwaldgrenzen und Sumpfgürtel verwendet finden (206).

Im Zusammenhang mit dieser Erscheinung mag einer weiteren Pflanzenschutzbereicherung der Klein- und Flurgrenze gedacht werden, aus der sich häufig (auch nach Penck) größere und bedeutendere Grenzen zusammensetzen. Der bepflanzte Damm, die bepflanzte Kunststraße (Chaussee), der Knick, der künstliche Hag in irgendeiner Form treten aus dem Antlitz der Kulturlandschaft als scheidende Züge hervor: die gegen den Mistral schützenden, so außerordentlich markanten Zypressenhage der Provence, die Reihen der lombardischen und venetianischen Pappeln, die u. a. den napoleonischen Heerweg bezeichneten und aus der Landschaft hervorhoben, die Pflanzungen der Öl- und Obstbäume. Dahin gehören auch die in der Kriegsgeschichte berühmt gewordene Lebensbaumreihe von Colombey bei Metz; die Angriffe hemmenden Obstanlagen von Wörth und Magenta; die Kakteenpflanzungen der Mexikaner, die beim ersten nordamerikanischen Feldzug gegen Lateinamerika in Mexiko von den nordischen Eindringlingen so peinlich empfunden wurden; Dornhecke und Scrub, mit denen der Australier, der Marokkaner, der Südafrikaner sehr wirksam Feld-, Flur- und Weggrenzen schützt. Die Hecke der britisch-französischen Kanallandschaft, und zwar beiderseits — im französischen Departement Nord, wie im englischen Kent — ist ebenfalls eine Grenzform, die Übersicht und Bewegung sehr erschwert und der sonst so gepflegten Kulturlandschaft einen primitiven Zug, sicher aber auch einen gewissen Schutz, eine bewahrende Kraft gibt — wie jeder bestätigen wird, der etwa militärisch den Unterschied zwischen Bewegungskämpfen in dem heckendurchzogenen Departement Nord oder den weiten Ackerbauflächen der Picardie zu erproben hatte.

Beobachtungen darüber sind deshalb von Wert, weil einzelne Völker schon im Frieden sich klugerweise, soweit es möglich war, diesen Schutz in langjähriger Arbeit ihrer Straßen- und Flußbaubehörden vorsahen, wie die französische, darin schon von Napoleon I. zum Sehen und Handeln erzogene Verwaltung. Andere Völker — wie wir — erkannten die Bedeutung eines solchen „Korrigierens des Glückes" erst im Kriege, als sie die Hilfe der natürlichen und künstlichen Maske, die Kunst des Tarnens, unter dem Eindruck herber Verluste im Grenzkampf später und mühsamer lernten, als andere (207).

Erst als Scharen von teuer bezahlten weiblichen Hilfskräften auf eingesehenen Straßen mühsam Drahtnetze zwischen eingerammte Träger hingen und mit Laub bedeckten, kam manchem zum Bewußtsein, daß durch vorbeugendes Bepflanzen wichtiger eingesehener Straßen und Bahnen mit ausladenden Laubbäumen und Fichtenhecken in gewisser Höhe und Richtung gerade dem Verteidiger, dem bona fide im Grenzland Stehenden außerordentlich viel Blut von Landwehr- und Landsturmleuten, vorwiegend Familienvätern, den Trägern der Friedensarbeit, hätte erspart werden können. Es ist die späte, zu späte Einsicht, daß eben bei dem Verteidiger, bei dem wahrscheinlich von überlegener technischer Kraft, von Flugstreitkräften angegriffenen Volke, eine gewisse vorbeugende Deckung von Verkehrsstrecken ein Gebot der Selbsterhaltung wäre.

So prägt – von der großen, geschichtlich anerkannten Völkerscheide bis zu den Kleinformen, aus denen sich doch wieder manche von ihnen zusammensetzt – die Pflanzenwelt den Trennungen menschlicher Lebensformen einen gewichtigen Stempel auf. Sie macht fühlbar, daß sie nicht ungestraft vernachlässigt werden darf, daß vor allem jedes Volk das Bild seiner Kulturlandschaft von oben her, mit ihrem Pflanzenkleid zu allen Jahreszeiten kennen sollte. Die Pflanzengrenze kann zur menschlichen im Verhältnis hilfreicher, gestaltender Mitarbeit (Symbiose) oder störenden Gegensatzes (Antithese) stehen; sie kann natürliche oder künstliche Scheidungen darin vorwalten lassen; sie kann durch Bodenart (chthonisch) oder dauernde Wetterbedingungen (klimatisch) vorbetont sein – immer aber bedarf sie sorgfältiger Beachtung! (208).

XIX

LEITPFLANZENGRENZEN DER WELTWIRTSCHAFT

STOSS VERSCHIEDENER WIRTSCHAFTSFORMEN KULTURBEGLEITPFLANZEN ALS GRENZZEUGEN

Nur ein Teilgebiet des großen Fragenbereichs der Pflanzengrenze in ihrer Rückwirkung auf menschliche Abgrenzungen ist die Betrachtung von Leitpflanzengrenzen der Weltwirtschaft (Weizen, Reis in Indien, Hirse, Reis in China z. B.) des durch sie bedingten Stoßes verschiedener Wirtschaftsformen gegeneinander (vorwiegende Weide- und Wiesenwirtschaft gegen Getreidebau, Naß- oder Trockenbau, Terrassen- und Hackbau oder Flachfeld und Zugviehbetrieb z. B.); endlich die Prüfung wichtiger Kulturbegleitpflanzen der Menschheit als Grenzzeugen, wie etwa der Edelkastanie und des Weines für die romanische Kultur, des Bambus für die Malaien, von Reis, Tee und Bambus für die Japaner, von Mais, Kakao und Kartoffeln für die Peruaner und ähnliche.

Aber es ist für die Empirie der Grenze und ihre wissenschaftliche Betrachtung eines der feinsten Grenzbeobachtungsgebiete, und es ist noch lange nicht erschöpft. Nicht einmal über die Begriffe extensiver und intensiver Bodenausnützung, über die Grenzen bodenständiger oder bodenvager, schweifender Kulturen herrscht innerhalb der Wirtschaftskunde Einmütigkeit. Habe ich doch selbst Landschaften der japanischen Inlandseeufer, bei denen in achtzehn- und zwanzigfachen Terrassenfeldern übereinander drei Ernten in unmittelbarer Folge gezogen wurden, in denen Fischdünger in sorgfältiger Zusammensetzung angewendet wurde, von Dernburg (der gerade an dem Tage durchfuhr, wo die Bestellung zwischen der zweiten und dritten Ernte wechselte) als nur extensiv ausgenützte Flächen bezeichnen hören, während ich in Mitteleuropa höchstens im Rheingau oder der Wetterau, allenfalls am Rande des Kaiserstuhls annähernd ähnlich intensiv genutzte landwirtschaftliche Flächen kenne. Das ablehnende Verhältnis der Träger einer südseeentstammenden, küstenhaftenden Reiskultur zu den nordisch-kontinental bestimmten Bergwäldern und den Hochheide- (Hara-) Flächen mag einem solchen Auseinanderklaffen der Urteile zugrunde liegen.

Die derbere und deutlichere Möglichkeit der Beobachtung an Randkulturen von Wirtschaftsgebieten, namentlich des altweltlichen Wüstengürtels, gibt uns gewisse Schlüssel in die Hand. Wüstenränder, Steppenübergänge, Heidekanten leiten so-

wohl anthropogeographische Bildungen (Nomadengürtel nördlich der pontischen, kaukasischen, altai-mongolischen Landschaften!) als auch Wanderungen der Kulturpflanzen (wie sie uns V. Hehn [209] im großen Stile schauen gelehrt hat) schneller und hemmungsloser. Auch Grenzen selbst lernen wir ja oft an bestimmten Formen der Grenzüberschreitung oder Durchbrechung, die sich gesetzmäßig vollziehen, leichter wahrnehmen.

Eiszeit- und Firnschranken, aber auch wüstenhafte Grenzen der Verbreitung prägen sich noch lange an Zusammendrängungen an den Windungen der Wanderstreifen aus, selbst wenn sie schon überwunden, ja verschwunden sind.

Weit reichende Grenzerweiterungen einzelner Kulturpflanzen über ihre ursprünglichen optimalen Verbreitungsgebiete hinaus, oft, wie bei menschlichen Rassen, unter besonderer Entfaltung von Dauerwerten und Kampftüchtigkeit gerade an den eroberten Grenzen, drängen sich auf: Beispiele sind Oryza sativa und Tee in ihrer die ganze Monsunlandschaft überspannenden Verbreitung von ihren Stammgebieten in Assam aus; der Wein; Obstarten (aus dem oberen Industal, dem Pandj). Der Weizen ist gemeinsames Erbgut der westwärts und südwärts aus Innerasien ziehenden arischen Stämme, der ostwärts wandernden Chinesen; sie kommen erst später zum Reis.

Die gewaltige Entfaltung des Weizengürtels zeigt uns die Aktualität des Problems in Umstellungen weiter Erdräume und im Zusammenstoß mit der Reis- und Hirsekultur bei ihrem Versuch zur Anlehnung an die nordische Anökumene. So ist das russische Bestreben des Herumtragens des Weizengürtels um die ganze nordische gemäßigte Zone in größerem Zusammenhang zu verstehen. Im Russisch-Japanischen Krieg und seiner Vorgeschichte wird die innige Verflechtung von Leitpflanzengrenzen der Weltwirtschaft mit denen menschlicher Reiche klar; und die Gegenstrebigkeit des pazifikwärts mäandernden russischen Siedlerstroms, des westwärts versickernden chinesischen durch Inner- und Nordasien wird an Wirtschaftspflanzen deutlich.

Sehr viel Stoff zum Nachdenken mag auch gerade dem Friedensfreunde die unleugbare Tatsache der Allgegenwärtigkeit dieses Kampfes zwischen Leitpflanzen der Weltwirtschaft und ihrer Einwirkung auf den Stoß verschiedener Wirtschaftsformen geben. Die Geschichte weist uns beständige Grenzverlegungen der Kulturpflanzen nach. Sie zeigt uns die regelmäßigen Schwellungen der frühgeschichtlichen Hochäcker, wo wir heute nur mehr Weidebetrieb aufrechterhalten können, die abgestuften Weinberge (Kelheim-Winzer, Donauufer, Saale), wo heute kaum noch Mais oder Gemüse in dem so wohlvorbereiteten Terrassengärtchen stehen. Feine Grenzbeobachtungen an Wasgau und Hardt zeigen uns heute, wo längst die anderen Spuren römischer Ackerbaukultur verschwunden sind, noch die künstlich im Viereck angeordneten Wein-, Kastanien- und Pinienstreifen und -flecke, die Pinienschöpfe über den drei andern Begleitpflanzen der römischen Georgica: Vinetum, Salicetum, Castanetum, pinetum. Es ist das spätrömische Weinland, mit

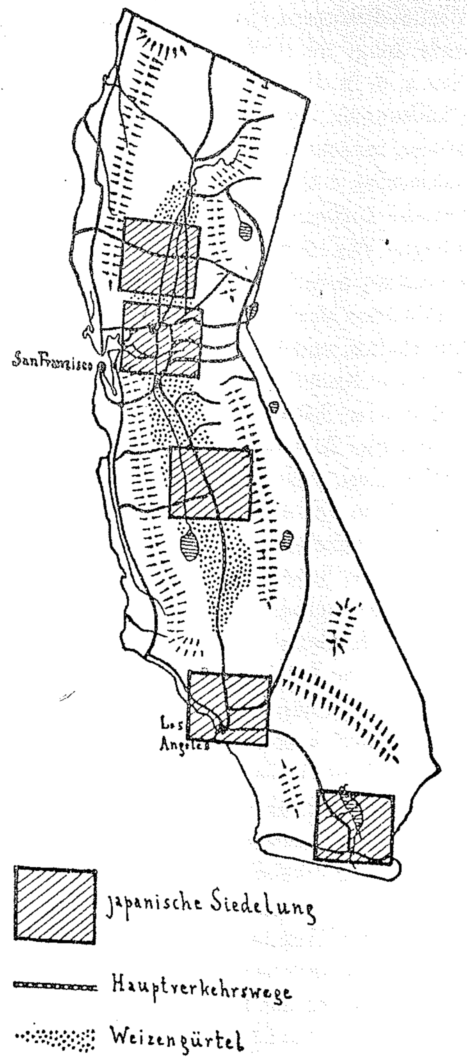


Abb. 68. Weizengürtel und japanische Siedlung in Kalifornien

dem dazugehörigen Landstreifen für das Aufbindemittel (Weide), die Rebpfähle (Kastanie — wie denn die Edelkastanie nach Scharfetter überhaupt der typische Begleitbaum der Romanen an der deutsch-romanischen Grenze ist) und die Pinie als Pfeiler des Weingartens.

Auch Vordringen und Zurücksinken von Reispflanzenkulturen sind Symptome für Erlahmung oder Erneuerung von Volks- und Rassenkraft an Grenzen. Mohnbau und Opiumlaster hängen zusammen; so auch Hanfbau und Haschischverbrauch.

Der Kampf zwischen Weizen, Hirse, Reis erfüllt die Welt im größten Stil und

ist unlöslich von seinem Zusammenhang mit Grenzverlegungen von Macht- und Wirtschaftskörpern. Auch die Gespinstpflanzen kämpfen untereinander, die Baumwolle dringt vor (210). Innerhalb scheinbarer Alleingeltungsgebiete setzen sich Mais z. B. in den frostlosen Gebieten der Vereinigten Staaten (211) oder Hafer (Nordeuropa), Buchweizen, Roggen mit mehr oder weniger beschränkter, wechselnder, wirtschaftlicher Geltung durch. Auch die Textilpflanzen ringen nicht nur miteinander, auch gegen tierische Stoffe (Seide, Wolle). (Baumwollgürtel, reichsbritische Loslösung des Sudan von Ägypten hauptsächlich wegen des Baumwollertrags.) Wie rücksichtslos verdrängt der Gummilieferant Hevea brasiliensis den gemischten holzreichen Urwald der hinterindischen Halbinsel, namentlich in den Verbündeten Malaienstaaten, und verlegt den Stoß der Holz- und Gummiausfuhrlandschaften, mittelbar der Reisausfuhrlandschaften, an andere Stellen. Wie sehr drückt der Kampf zwischen Zuckerrohr und Zuckerrübe z. B. dem napoleonischen und späteren Zeitalter seinen Stempel auf und führt Kontinentalsperren, Grenzverlegungen, Zollsysteme mit Neuabgrenzungen größten Umfanges herbei (212). Kaffee-, Tee-, Opiumkriege werden zur Grenzverlegung geführt.

Gerade in unseren Zeiten haben wir Umstellungen größten Stiles in Kalifornien, mit entscheidenden Veränderungen der Volksdichte und Verlegung der Rassen- und Staatsgrenze (213) in der Mandschurei, im Sudan im Verlaufe pflanzengeographischer Veränderungen erfahren.

Aber es handelt sich hier darum, nicht nur die handgreiflichen Massenbeispiele der Macht, der Politik zu sehen, sondern das die ganze Natur beherrschende Phänomen auch in unserem kleinsten Beobachtungsbereich der Heimat zu gewahren, es im Kampf ums Dasein zwischen Buche und Fichte, in den Hexenringen unserer Wiesen, in den Moosen am Baumstumpf zu sehen, um von seiner Gesetzmäßigkeit überzeugt zu werden.

Erst aus der Erkenntnis von der Allgegenwart in Raum und Zeit der Allnotwendigkeit und Unvermeidlichkeit dieses Ringens ums Dasein steigt in voller Überzeugung auch die Erkenntnis von der Notwendigkeit überlegener Tauglichkeit und der Tatsache der Symbiose von Tier- und Menschenrassen mit den Pflanzen innerhalb gewisser Grenzen empor; im Zusammenhang mit ihr die Überzeugung von der Lehrhaftigkeit vergleichender Naturbeobachtung zwischen beiden und die Einsicht, daß viele Lebensformen und Völkerpersönlichkeiten — die über sich selbst klarer sehen gelernt haben — es darin viel weiter gebracht haben als die Mehrzahl der Inneneuropäer, daß diese also noch erhebliche Fortschritte in dieser Richtung zu machen hätten. Vor dem Spielen mit dem Gedanken des Unterganges eines Kulturkreises kommt jedenfalls die Forderung, ihn in sehr wesentlichen Richtungen erst noch so gut zu erfüllen, wie viele andere das mit ihrem Kulturraum getan haben. Deshalb mag uns als Anhalt von Wert sein: die von Scharfetter so schön (214) nachgewiesene zweckbewußte Symbiose des Römertums mit Edelkastanie und Wein, des Arabers mit der Dattelpalme, des

Südsee-Insulaners mit der Kokospalme, des Malaien mit dem für See- und Strandkultur so geeigneten Bambus, des kontinentalen Germanen mit gewissen xerophilen Gewächsen, des Tschechen mit Andropogon-Ischaemum der Steppenheide, des Magyaren mit Stipa capillata, dem Federgras der pontischen Steppe, des Paläo-Asiaten mit der Weide (Zaubergerät), der westpazifischen Kulturen mit der Dreiheit: Reis, Tee, Bambus, der ostpazifischen mit: Mais, Kakao, Kartoffeln, deren regelmäßige rechteckige Feldfärbungen schon den ersten Conquistadoren auffielen. Für die Germanen hat man, namentlich an ihrer Streugrenze im Osten, vielfach die Buche, wie für die Slawen die Linde, die Angelsachsen die Eiche, die Kelten die Eibe in solche Beziehungen bringen wollen.

Gewisse Grasarten sind mit der alten indisch-javanischen Kultur gewandert und bezeugen deren einstmalige Anwesenheit noch heute an Stellen, aus denen sich ihre menschlichen Vertreter längst zurückgezogen haben. Nur Baureste bestätigen noch den Zusammenhang. Auch Weltreligionen oder örtlich bestimmten Erdräumen entstammte Kulte haben solche Begleitpflanzen als Grenzzeugen mit sich geführt. So zogen Efeu, Lorbeer und Ölbaum mit den mittelmeerentstammten Kulturen; so hielt sich das Christentum die aus den Mittelmeerländern stammende Palme, das keltische Priestertum die Eibe; so pflegte der Buddhismus Ficus religiosa, den heiligen Bobaum, den er überall hin mit sich verschleppte und anpflanzte (durch die Wuchszähigkeit der vielstämmigen Pflanze in der Verbreitung unterstützt), und die Lotosblume; so hegte die japanische Shintoreligion den immergrünen Sakakistrauch als Toten- und Grabschmuck, den in fremden Landschaften der Lorbeer ersetzen muß.

Grenzzeugen aus dem Pflanzenreich für die oft von den Völkern selbst in langen geschichtlichen Prüfungen nicht erkannten Grenzen ihrer Siedelungsoptima verraten ein Arbeitsgebiet, auf dem noch vieles aus den Anfängen heraus zu schaffen wäre. Aus dem Pflanzenreich unserer allerengsten bayrischen Heimat benennt Troll einige solche Grenzzeugen, deren Aussagen uns viel zu denken geben könnten (215). Denn die biogeographische Grenze der trockene Wärme liebenden (xerophilen) Kontinentalwanderpflanzen gegen ozeanische Einflüsse der Wasserkante ist ein Problem, das für Deutschland überhaupt auch anthropogeographisch Anlaß zum Nachdenken über das Vorwalten seiner kontinentalen oder ozeanischen Bestimmung und Veranlagung bieten könnte. Der bescheidene Adonis vernalis (215) ist ein solcher Grenzzeuge für die überwiegend festländische Grundrichtung des deutschen Lebensraums.

„Der Deutsche hat das Meer nicht verstanden", klagte Tirpitz einmal im Unmut. Ja, der vorwiegend Kontinentale hat es eben überhaupt schwerer, das Meer zu verstehen, als der ozeanische Mensch, und wenn man wollte, daß er es verständnisvoller behandeln sollte als andere Kontinentale, hätte man das Verständnis dafür der Mehrheit der überwiegend kontinentalen Deutschen eben besser anerziehen und beibringen müssen!

Ähnlich ist in noch engerem Rahmen Betula nana — (die Zwergbirke der Eiszeit, nicht zu verwechseln mit Betula humilis!) — ein typischer Grenzzeuge für das, was wir unter „Oberland" verstehen. Wir finden sie in der ganzen Grenzzone des Oberlands noch: im Schönramer Filz bei Reichenhall, fossil in Kolbermoor, im Gallerfilz und Oppenrieder Filz südwestlich Bernried, um Eschenlohe, Stepperg, Eming bei Garmisch, Rottenbuch, Wiggenbach bei Kempten, Reichholzried. Wir betonen einen solchen Restzeugen deshalb, weil er beweist, was sorgfältig verzeichnende Heimatkunde noch zu diesem bedeutsamem Lebensgebiet beitragen kann.

Den wichtigen Zusammenhängen zwischen Pflanzen und Menschen, von vielen geahnt, manchmal berührt, fehlt noch eine übersichtliche Behandlung. Nur zum Teil geklärt ist die Beziehung zwischen Kulturgrenzen und Völkergiften, z. B.: Tabak, Wein, Haschisch, Opium, Pilztränken, in ihren geheimnisvollen gegenseitigen Abgrenzungen zwischen Erzeugerländern und Verbraucherkreisen. Noch fehlt eine naturwissenschaftliche Beleuchtung der Tatsache, warum das an der einen Stelle der Erde immer nur maßvoll, als Arznei, gebrauchte Naturgeschenk an anderer Stelle zum verwüstenden Völkerverderben wird; die wirtschaftlichen Zusammenhänge solcher Grenzüberschreitungen, wie des Opiumkrieges, bedürfen noch sehr der Aufhellung.

Wohl leuchten uns einzelne erfolgreiche Arbeiten entgegen: über die von der größten Zahl Verbraucher aufmerksam in Verbreitung und Ernteerträgen verfolgte Sumpfpflanze des Reis (216), für den als Machtgrundlage der weißen Rasse so entscheidenden nördlichen und südlichen Weizengürtel um die Erde (217).

Die Möglichkeit der langsamen Austrocknung wichtiger Kulturgebiete der Alten Welt erschreckte die Menschheit (218), und sie forschte schwindenden Grenzen früher innegehabten Lebens und deren pflanzengeographischen Zeugen nach. Oder der innere Kampf zwischen Textil- und Nährpflanze (Baumwolle gegen andere Pflanzungskulturen) (219), der zwischen frostempfindlichen und kälteharten Getreidearten (Mais gegen Weizen) ließ Werke entstehen wie die amerikanischen Atlanten.

Aber trotz den Erfahrungen des Weltkrieges hat die Prüfung der Zusammenhänge zwischen Leitpflanzen der Weltwirtschaft, den durch ihre Verbreitung bedingten Zusammenstößen verschiedener Wirtschaftsformen, wie der Naß- und Trockenwirtschaft beim Reis, noch lange nicht die Durcharbeitung gefunden, die sie verdient hätte; nur wenige Landschaften der Erde (220) vermochten sich in der Not wirtschaftlicher Blockaden Rechenschaft zu geben, wovon eigentlich die Menschenmasse lebte, die auf ihnen siedelte. Das ist ein der Menschheit unwürdiger Zustand und verspricht wenig Aussicht auf Lösung ihrer ungeheuren, innerhalb der nächsten Jahrhunderte aber notwendig zu lösenden Zukunftsaufgabe, wie sie denn die Übervölkerung begrenzen und gerecht verteilen wolle, der sie entgegengeht, wenn sie sich so weiter vermehrt wie jetzt.

Gerade die Grenzfragen von Besterzeugungsgebieten wichtigster und womöglich im Ertrag wesentlich zu steigernder Wirtschaftspflanzen, die Verteilung und Abgrenzung namentlich der fruchtbaren Subtropen- und Tropenböden, die allein eine wesentliche Ertragssteigerung bieten können, werden dann eine entscheidende Rolle spielen (221). Der geringe Ernst, mit der die Massen der Hauptkulturländer sich auch nur bemühen, das Problem der Übervölkerung der Gesamterde zu sehen, das den Wissenden mit furchtbarem Ernst entgegenstarrt, gibt wenig Hoffnung, daß dieses umfassende Grenzproblem in seiner ganzen Größe rechtzeitig erkannt werde.

Nur eines ist sicher: die Inhaber der Reserveräume der Erde würden sich täuschen, wenn sie glauben sollten, daß die dichtgedrängten Millionen des chinesischen, deutschen, italienischen und japanischen Volksbodens ohne Versuch gerechterer Grenzenziehung gutwillig im Angesicht leer gelassenen Siedelungslandes, etwa des mit sechs Millionen erfüllten, für sechzig Raum bietenden Australien verhungern werden. Selbst wenn sich Innereuropa dazu entschlösse: die mit den 170 Millionen der Sowjetbünde zusammenwirkenden etwa 450 chinesischen Millionen, die mit 300 Köpfen auf den Quadratkilometer zusammengedrängten Javanen haben schon gezeigt, daß sie nicht dieses guten Willens sind. Japan folgte 1931 und 1937, Italien 1935/36 dem Beispiel.

XX

GRENZEN VON TIER- UND MENSCHENRASSEN

Grenzen der Tier- und Menschenrassen zu erkennen, ihre Übergangsräume zwischen Entstehungs- und Kerngebieten (die in der Regel mit den ihren Wuchs am meisten begünstigenden Landschaften, den Raum-Optima zusammenfallen), dann den Räumen noch möglicher Verbreiterung und den Verkümmerungs- oder Veränderungsgebieten sehen zu lernen, womöglich Zusammenhänge zwischen Erzeugungsgebieten ihrer Lieblingsnahrung, ihrer tierischen Helfer und Feinde herauszufinden: das ist ein Ziel der Rassenkunde in ihrer Anwendung auf die Grenzen.

Das Problem liegt darin, dem Beobachter einen geschärften Blick für die Aneinanderlegung wie für die Überschiebung von Rassen anzuerziehen, etwa in der von Lenz und Scheidt angestrebten Art (223). Die Überschiebung aber, die Kontaktmetamorphose, ist weit häufiger als die reinliche Abgrenzung. Hehn ist ein ehrwürdiges Zeugnis dafür (224). Selten ist ungestörte Rassendurchbildung und die Klarheit ihrer gegenseitigen Scheidung auf der verkehrserschlossenen Erde — wenn wir auch im Gegensatz zu übersteigerten rassengeschichtlichen Ideologien die Umbildung gegenwärtig anerkannter, die Neubildung von Mischrassen wie Arten aus den augenblicklichen, sehr wenig vor der Praxis bestehenden Unterscheidungen für durchaus möglich halten. Gerade Wahrnehmungen in Ost- und Nordasien, z. B. in der Mandschurei, an der Neubildung der Mansen zwischen Russen, Koreanern, Mandschu, Chinesen und Paläoasiaten bestärken uns darin.

Auch heute noch scheinbar ungewöhnlich rein in besonderer Lagengunst erhaltene Rassen, wie die Japaner, sind ja doch das Ergebnis einer Verschmelzung sehr heterogener Wanderströme in „Reservaten": Inseln oder Inselbogen (Japan), Gebirgslandschaften und Becken (Angaraland der geologischen Vergangenheit; Ferghana; Baskentäler; Himalaya-Zwischenplateaus, Westabhang der Pamire, des Hindukusch).

Vielfach zersetzen sich Rassen in scheinbar günstigen Einheitslandschaften (Ostanatolien); Rückschlagserscheinungen wirken grenzverschiebend. Grenzen von

Neubildungen, wie z. B. bei den „Mansen", müssen gesucht werden, wie der Pferdezüchter, der Taubenliebhaber an Schlägen seine Studien macht, wie in botanischen und Akklimatisationsgärten künstlich die Bedingungen zum Gedeihen ortsfremder Rassen erst geschaffen werden müssen. Für das an der Wasserkante geschaffene Alpinum oder im Trockengebiet hervorgezauberte Verlandungsmoor, die in der Schotterebene erbaute Buntsandsteinregion, für die kostspieligen Pferde- und Rindviehrassen, Schafe, Schweine, Hühner und Tauben erkennt man aus praktischer Erfahrung ohne weiteres an, was man für die Menschen vorläufig noch vielfach in Abrede stellt.

Streifenweise Anordnung in der Ostwest-Richtung fällt uns in den am meisten durch Wanderungen erschütterten Räumen der Alten Welt auf, entsprechend dem geographischen Kettenbau in Nord- und Zentraleurasien, dem Verlauf der Wanderstreifen dazwischen oder nördlich an ihnen entlang. So lagert sich der vielfach auseinandergedrängte, teilweise auch durchbrochene Ural-Altaier Streifen mit seinen an der agglutinierenden Sprache leicht feststellbaren Völkerresten, so lagert sich in Nordasien der russische Kolonialstreifen, „ein verwilderter, mäandernder Strom in unordentlichem Bett"; so zieht ihm der spätchinesische, westwärts flutend, entgegen, zum Teil neu rückkolonisierend auf dem Wege, auf dem sich einst der frühchinesische längs der Seidenstraße, dann im Tale des Wei und Hwangho herabgeschoben hatte, wie die spätere Störung durch die den Islam tragenden Rassen. Umbiegungen nach Süden erkennen wir überall da, wo sich der pazifische Ketten- und Staffelbau vorwiegend meridional gestaltet.

Gebirge, Wald und Sumpfregionen (Südafrika!) wirken als Schützer von Rassen- und Völkerresten; so der Kaukasus, so der Hang von Altai und Tianschan, so die breiten Täler der Romanen und Ladiner in den Alpen. So halten sich in den Pyrenäen noch die Basken, in den Hochtälern der Landschaft am Ararat, den sie richtigerweise als Wappenzeichen angenommen haben, die Armenier.

Die landschaftliche Umgebung des Kyberpasses in besonders zum Schutz geeigneten Tälern birgt in großer Zahl Rassengrenzen, die oft zugleich mit Gaugrenzen zusammenfallen. Längs der Ghats halten sich die Gonds, Wudars und Bhils, am Himalaya die Ghurkas und viele andere, dem eigentlichen indischen Rassengemisch rassenfremde Bergstämme, in den Längszügen der Malaienhalbinsel die von Martin und neuerdings von Schebesta untersuchten Senoi und Semang, die ein Gegenstück auf Ceylon an den Weddah haben.

Ringgebirge und Hochplateaus wirken oft ganz besonders bewahrend bei Tier- und Menschenrassen und helfen Dauergrenzen festhalten: so behaupten sich die Singhalesen gegen die Dravidarassen und die Tamilenstürme aus Vorderindien, zuletzt auf winzigem Hochflächenraum zusammengedrängt (um Polunaruwa-Kandy), so gegenüber den Malaien und Tagalen die negritoartigen Menschen des Innern, Moros und Toriadja auf den Philippinen, den Sundainseln.

Noch schwerer ist es natürlich in den Subtropen und Tropen, tiergeographi-

schen und Menschenrassengrenzen zu folgen, als den immerhin mehr am Boden haftenden Pflanzengrenzen. Kühne, gutgewählte Arbeitshypothesen können sich dabei als ausgezeichnete Hilfskonstruktionen erweisen, wie Leo Frobenius' großzügige Einteilung Afrikas in chtonische, tellurische und hyläische Kultur. Aber freilich müssen sie immer erst in den Einzelheiten erwiesen werden (225).

Hier ist der dankbare Arbeitsgrund für die Feldarbeit des Einzelnen. Die Schwierigkeit, Rassen-, Stammes- und Artgrenzen zu folgen, sie an Sprach- und Kulturmerkmalen zu belegen und zu bestätigen, ist selbst auf vertrautem Heimatboden schon groß genug. Man versuche nur, etwa in dem Raum zwischen Ammersee, Huosigau, Werdenfels und dem breiten Zungenbecken romanischer Kultur am Austritt des Lechtals zwischen den alten Welfenklöstern, dort der schwäbisch-bayerischen Stammgrenze zu folgen! Wie mengt sich da alemannischer und bayerischer Brauch, auch die Mundart, noch dazu in den Zuschlägen aus „Walchen" und alpinen Resten!

Holzbearbeitung, Metallverwendung, Keramik, Bauweise, Festbestellung und Viehhaltung, das alles muß helfen; und dennoch entstehen, wie Dr. B. Schweizers Arbeiten beweisen, zahlreiche Karten mit verschieden laufenden Eintragungen fast für jedes Charakterwort, für jeden Brauch, wenn sie sich auch im allgemeinen, im großen Zuge ihrer Grenzen vielfach decken oder nähern (226).

Begreiflich ist es, daß solche Arbeiten vorzüglich am Stoß besonders stark erhaltener Rassen und Stämme entstehen, in deutlich umgrenzbaren Übergangsgebieten, wo die Bedeutung des Problems früher als anderwärts sich dem Bewußtsein aufdrängte. Daher das vorbildliche Angehen in der Schweiz, z. B. durch den schweizerisch-oberitalienischen Sprachatlas von Jaberg und Jud (227). Aber auch geschlossene Rassenbildungen und Rassenmischungen, wie die Franzosen (228) und die Niedersachsen (226) machten sich diese Darstellungsweise früh zu eigen; und eine höhere Stufe von Grenzgefühl kommt hiebei, je nach der früheren oder späteren Aufnahme der Arbeit, zutage. (Herausarbeiten der deutsch-polnischen Sprach- und Rassengrenze durch Penck und Volz, nach dem Kriege Abgrenzung Osteuropas durch die Wiener Schule) (229).

Daß so bunt zusammengesetzte Staatenbildungen, wie der alte Habsburger Staat, zwar ein brennendes Interesse an der Kenntnis dieser Fragen, aber ein geringeres an ihrer Behandlung in der Öffentlichkeit hatten, versteht sich von selbst. Auch wenn man von dem wohlfeilen Spott in einer einst in Paris veröffentlichten Monarchengalerie absieht, die den greisen Kaiser Franz Josef statt jeder weiteren Spottzeichnung als „Empereur de Babel" vorstellte, wäre schon die Analogie des Hetiterreichs mit seinem gleichfalls neunsprachigen Staatsarchiv bezeichnend, das ein freundlicher Zufall, zugleich mit der Möglichkeit sprachvergleichender Lösungen, in die Hände der Archäologen spielte. Aber damals schon erkannte man, daß so lose, um äußerliche Zusammenhänge, um die verschiedensten Stämme und Rassen gespannte Grenzen wenig Anwartschaft haben, auf die Dauer zu halten.

Die geographische Berechtigung geschichtlicher Schlüsse, die solchen Lebensformen gegenüber zur Vorsicht mahnen, dürfte schon daraus hervorgehen!

Stellte sich die Gefahr einer oder mehrerer, die Staatsgebiete durchschneidenden Rassengrenzen unmittelbar drohend schon vor solche Reichsbildungen, wie das Hetiter- und das Habsburger Reich, so steht sie mittelbar doch auch vor der ganzen Menschheit mit ihrem politischen Aufbau und ihren Hoffnungen auf größere Zusammenschlüsse. Gewiß sind Arbeiten, wie die von Lothrop Stoddard, von Madison Grant und J. W. Gregory (230) — was schon ihre aufreizenden Titel verraten (Rising tide of colour, Menace of colour, Menace of the underman) — derb verallgemeinernde und übersteigernde Fanfaren; aber sie zeigen doch durch die Wirkung ihrer Übersetzungen, wie die Aufnahme der deutschen Werke von Günther (231) die erwachende Erkenntnis der Inneneuropäer für ein Arbeitsfeld, das sie allzulange der nicht vorhandenen Vorsorge einer nicht vorhandenen Rassenkunde überlassen zu können glaubten.

Gewiß läßt sich vieles gegen die rücksichtslosen amerikanischen Generalisierungen der europäischen Rassengrenzen, z. B. in Stoddards „Race realities of Europe" einwenden; aber es ist doch besser, die Amerikaner kennen diese derben Rassengrenzen innerhalb Europas, als sie wissen gar nichts davon, wie stellenweise ihr Präsident der berühmten 14 Punkte, Wilson, an die außer Deutschland wohl niemand glaubte.

Gewiß lassen sich einige Einwände gegen Hellpachs „Geopsychische Erscheinungen" (232), vielleicht noch mehr gegen sein „fränkisches Gesicht" oder seine Unterscheidung zwischen Metrotypus und Mimotypus finden. Aber es ist doch besser, die Deutschen werden überhaupt zu Beobachtungen über das starke Einwirkungsverhältnis von Landschaft, Wetterlage und Menschen zueinander in Hellpachs Sinne angeregt, als sie dämmern ohne persönliche Einstellung zu diesen für ihre ganze Zukunft doch recht wichtigen Fragen dahin; und es ist besser, sie lernen Rassengrenzen, vor allem schwindende gute Rassenbestandteile mit den Augen Günthers sehen, als gar nicht. Das Dritte Reich hat ihnen die Augen geöffnet.

Es hat keinen Sinn, leugnen zu wollen, daß die Anthropologie auf diesem Gebiet des Erkennenlehrens von Rassengrenzen, Rassentypen und Rassenüberschneidungen, aus Überakribie und Meßfreudigkeit, der Kulturwissenschaft, der Macht- und Wirtschaftslehre ganz ebenso eine notwendige Popularisierung stichfester Erkenntnisse schuldig geblieben ist, wie die Anthropogeographie geraume Zeit seit Ratzel, — was erst unter dem Druck des Krieges eilig nachgeholt werden sollte, ohne daß die unbedingt nötige Massenwirkung noch rechtzeitig erreicht werden konnte.

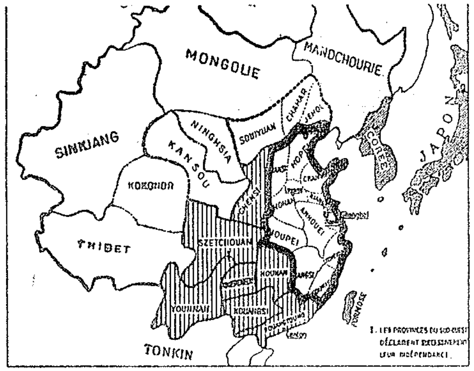
Das ist der unbeschönigte Stand der Frage; und wenn nun allerlei dazwischen springt, was man nicht gerne in der Arena wissenschaftlicher Kämpfe sieht, so muß man zugestehen, daß es eben durch zu breite Zwischenräume eindrang, die

vom Nichtaneinanderlegen der Spezialwissenschaften zu weit offengelassen worden waren, bei denen man vor lauter Akribie in Einzelarbeitsfeldern versäumt hatte, notwendige Anschlüsse im Auge zu behalten.

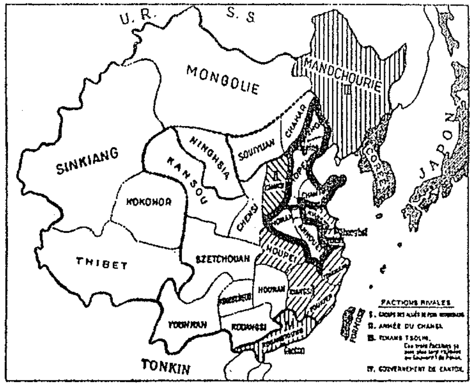
Nur so war es möglich, daß bei der jüngsten Verlegung von Grenzen im größten Stile, trotz gelegentlicher Heranziehung, die Wissenschaft so wenig die Rolle des Generaldirektors spielte (die Kjellén für sie haben wollte), daß es nicht einmal zu der des Registrators reichte, daß vielmehr grobe Irreführungen leitender Staatsmänner durch kecke Tatsachenfälschungen, z. B. von zwischeneuropäischer Seite — von polnischer, tschechischer, französischer wie italienischer — ungestraft blieben ja sogar durch Landerweiterungen belohnt wurden, daß die politisch-geographische Ahnungslosigkeit von Männern wie Lloyd George und Wilson sprichwörtlich werden konnte.

So fand denn die Verlegung der Grenzen, namentlich Europas, in ihren geographischen Formen so gut wie ohne Beteiligung der Wissenschaft, ja unter Protesten selbst der wissenschaftlichen Vertreter der Hauptnutznießer statt, wie die ostentative Entfernung des einsichtigeren Keynes bewies und Percy M. Roxbys „Far Eastern question in geographical setting“ — das noch erhebliche Korrekturen erfährt.

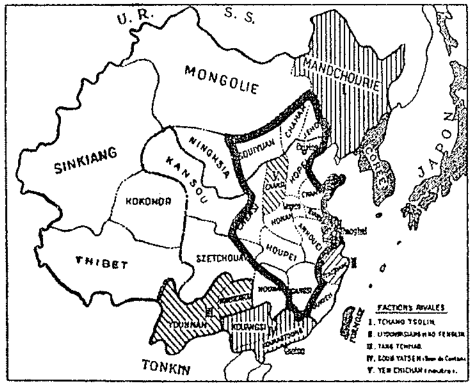
Den Rest, der wenigstens von der Wissenschaft der alliierten und assoziierten Mächte gerechtfertigt werden sollte, spiegelt am besten J. Bowman in „The New World. A study in political geography“ (233), ein Werk, in dem mit den reichen Mitteln der New Yorker Geographischen Gesellschaft die schlimmsten Sünden gegen die Wahrheit der Rassengrenzen bei der politischen Nachkriegsgestaltung der Welt mit Feigenblättern versehen werden, ohne daß die Schönheitsfehler darunter verschwänden. Man lese nur, was über Innereuropa, Indien und Ostasien darin gesagt ist (234).



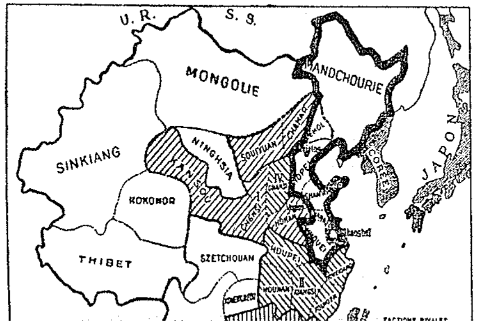
1915. Regierung Yuan Shikai (1912–1916). Zentrum Peking

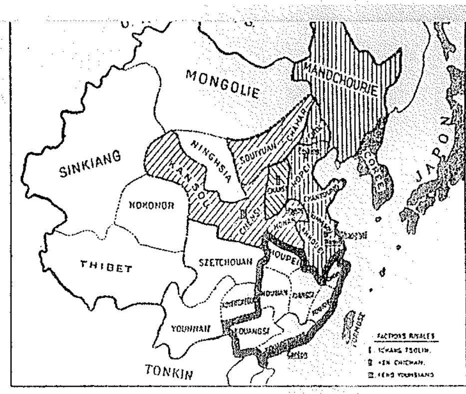


1917. Regierung Tuan Shijui (1916–1920). Zentrum Peking

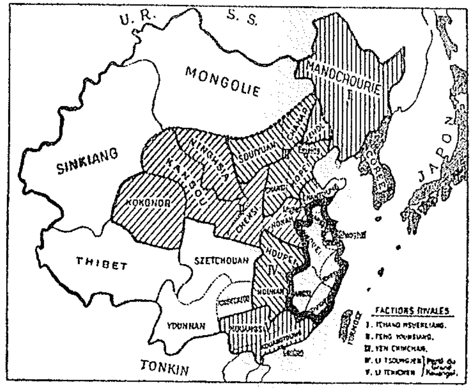


1924. Chili-Regierung (1920 bis 1924). Weiteste Ausdehnung

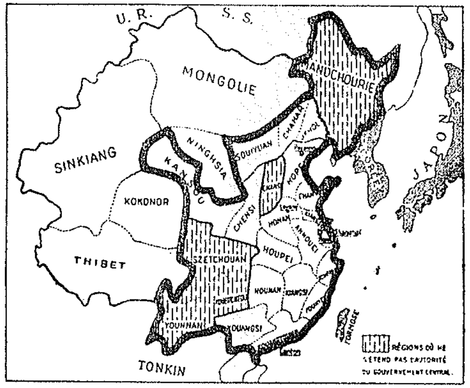




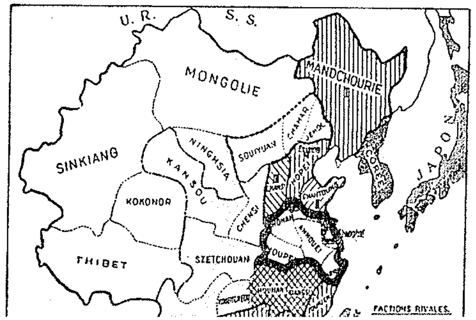
1927. Nationalistisch-revolutionäre Militärregierung. Zentrum Kanton, später Nanking



1929. Nationalistisch-revolutionäre Militärregierung. Zentrum Nanking. Engster Machtbereich Tschiang-Kaisheks



1930. Nationalregierung Nanking. Nomineller Einflußbereich



XXI

DIE POLITISCH-GEOGRAPHISCHEN FORMEN DER GRENZVERLEGUNG

Wie verrät sich zuerst die unmerklich werdende, wie vollzieht sich zuletzt unaufhaltsam die notwendig gewordene, innerlich berechtigte Verlegung von Grenzen, deren natürliche Bedingungen wir bis jetzt untersuchten? Unter welchen Formen erkennt die Welt ihre Abänderung politisch-geographisch an? Diese Fragesätze umschreiben einen der wichtigsten geopolitischen Fragenkreise.

Überreizter oder tatsächlich unausgleichbar überschäumender Volksdruck, die Raumenge übervölkerter Kulturlandschaft gegenüber dem Menschenhunger raumweiter, aber untervölkerter Naturgebiete, das Wanderungsproblem des Einzelnen, der Gruppe oder des Stammes (23), ganzer Völker und Rassen, seine Ursachen und Wirkungen liegen ihm zugrunde.

Aber die Formen der Grenzverlegung, die auf diese Weise angebahnt werden, sind natürlich so grundverschieden, wie uns die Natur sie auf allen anderen Gebieten zeigt: etwa in Physik und Chemie bei der Vermengung von Flüssigkeiten als Einsickerung fremder Stoffe und dann plötzlichen Auftrieb neuer Gemenge oder fast unmerkliche Verfärbung und Vermischung; in der Geologie hier die Intrusion weit unter der Erdoberfläche, die erst nach und nach bloßgelegt wird, oder dort den wilden vulkanischen Ausbruch; oder in der Biologie die stille Unterwanderung von Insekten und Mäusescharen, bei der man erst, wenn die Eindringlinge unvertreibbar geworden sind, wenn im Felde oben die Ähren fallen, im Hause Vorräte schwinden, die unliebsamen raumbeengenden Gäste bemerkt, im Gegensatz zu den Schwärmen von Heuschrecken, die sichtbar die Lüfte verdunkeln.

Bei gewaltsamen Vorgehen aber überschieben sich wohl ganze Bevölkerungsschichten wie emporgedrückte Eisschollen über die Schläge unserer Hochlandseen, bald in wild gegeneinanderstehenden getürmten, aber schmalen Gürteln, bald in breitflächig überschobenen Feldern.

So kann tatsächlich der Einbruch einer Grenze, die Grenzverlegung in den verschiedensten, durch Analogien der Naturwissenschaft belegbaren und oft belegten

Formen erfolgen: durch Abbrechen unterhöhlter, unterspülter Randgebiete, durch Heraufstoßen aus unterwanderten Teilen, durch gewaltsame Überschiebung herrschender Schichten von außen her; und die bedrohte Grenzlandschaft — wenn sie nicht erliegen will — begegnet ihr dann durch Aufsaugung, wie es die siegessichere chinesische Rasse allen fremden Einsprengungen gegenüber erfolgreich tat, oder durch Gegendruck oder durch Gegenstoß. Bald ist solche Grenzunterminierungsarbeit der tropfenweisen Höhlung des fließenden Wassers vergleichbar, bald der immer nur einmal schlagartig erschütternden Wirkung des Dampfhammers, bald der des am schwersten auszuhaltenden hydraulischen Drukkes, aber immer steht die Grenzfestigkeit einer Lebensform auf Probe.

Grenzfestigkeit! Ihre Untersuchung zeigt uns ganz am Ende durch die ganze Reihe geschichtlicher Erprobungen geographischer Grenzerscheinungen hindurch und auch in ihren formalen Festlegungen die ungeheure Überlegenheit der elastischen, biologischen, allen Grenzstörern lebendig entgegenarbeitenden Grenzauffassung und Grenzerhaltung. „Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, verfiel sie durch die Künstler", auch die Staatskunst, zumal in ihrer vornehmsten Aufgabe, der formalen Grenzenerhaltung einerseits, der Fortbewahrung eines hinter dieser Form pulsierenden und sie überall voll ausfüllenden Lebens andererseits. Der schlimmste Feind wirksamer Grenzerhaltung ist immer der Formalismus bei ihrer Durchführung. Es hat hohen Reiz, von diesem Gesichtspunkt aus das Gegenspiel positiver und negativer Grenzen zu verfolgen, wie etwa der russisch-angloindischen in Zentralasien, der russisch-mongolischen von den Pamiren und Ili bis zur Mandschurei, der romanisch-angelsächsischen in Amerika.

Verfolgt man solche Vorgänge der Grenzverschiebung in ihren Einzelheiten, so wird man dazu kommen, ohne den Entwicklungen Gewalt anzutun, mehr ozeanische, meerentstammte und mehr kontinentale, festlandbestimmte Typen der Grenzveränderung, der Grenzverlegung zu unterscheiden, mit zahlreichen Zwischenformen, z. B. potamischen, litoralen u. a. m. Man wird das Wort Ratzels bestätigt finden, daß gerade durch den Gegensatz ozeanisch, thalassisch oder kontinental einer der größten ausgedrückt werde, der überhaupt zwischen politisch-geographisch bestimmbaren Lebensformen zu finden sei (236).

Man wird ferner in den meisten Fällen eine unbestreitbare Vorliebe für einen der beiden großen, auch in der Strategie und Taktik als Gegenpole herkömmlich gewordenen Begriffe der Umfassung und des Durchbruchs finden; man wird sehen, daß kompliziert aufgebaute Reiche, so die ozeanischen, meerumspannenden Bildungen, häufig die Umfassung im Großen und Kleinen bevorzugen. Zentralistische Mächte, allerdings öfter die kontinentalen, als die küstenumspannenden Bildungen, neigen zur Form des Durchbruchs, des Zusammenfassens der Kräfte an einer Stelle, oft unter zähen Wiederholungen an diesem selben Einbruchspunkt.

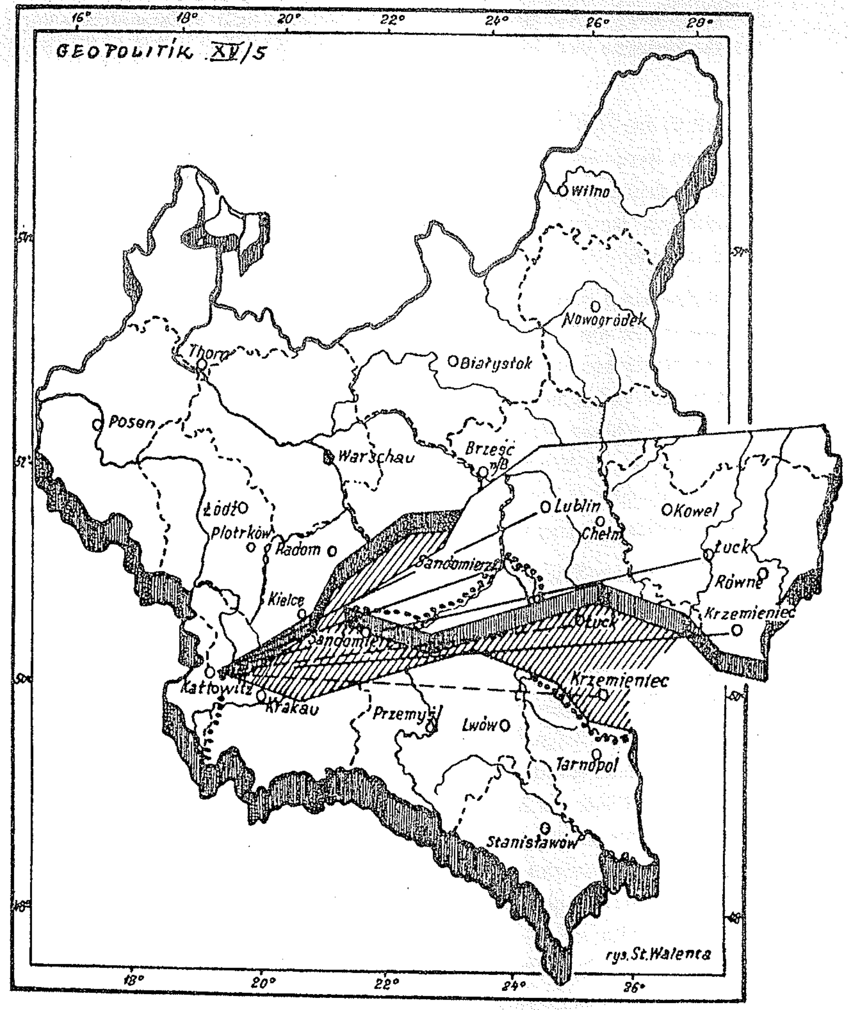


Abb. 69. Das gegen die Industriegebiete von Schlesien, Dabrowa und Krakau isolierte Mittelstück Polens. Dieser bisher tote Raum wird jetzt in einem Mehrjahresplan zum „Zentralen Industriegebiet (C.O.P.)" ausgebaut.

Häufige Formen der Grenzerweiterung und Verlegung sind die Siedelungsstreifen oder Siedelungsströme, die sich gleichläufig mit der Grenze, unter einem Winkel oder senkrecht, durchstoßend oder umfassend sich verbreitern. Seltener flutet fremde Unterwanderung, wie etwa die polnische im Ruhrgebiet, diffus über das Land. In Lothringen vollzog sich die Überfremdung in streifiger Verbreitung. Typisch für solche Einbruchstreifen in fremde Grenzräume sind Formen, wie der

schon erwähnte russisch-sibirische Siedelungsstreifen in Nordasien. Aber auch die frühere römische, die spätere chinesische Straßen- und Streifenkolonisation — wie die russische sich zwischen Ural-Altaier hineinpressend — bevorzugte diese Form.

Auch in den Hohlformen der pazifischen Küste Amerikas, den Küsten-Längstälern von Nord- und Südamerika erscheint die Grenzverlegung in Streifen-Kolonisation; ebenso gehen in Afrika (Barkaländer, Nordafrika und Sudangürtel; Grabenbruch der ostafrikanischen Seen) Wanderstreifen mit Grenzverlegungen Hand in Hand.

Die Erscheinung von Reichsreihen mit entsprechender Grenzverlegung kennen wir in der am meisten überzeugenden Dauerform aus der Geschichte der chinesischen frühen Reichsbildungen im Hwangho- und Wei-Tal. Wir sehen dort, wie lange die Verbindung mit den wahrscheinlichen Ursprungsländern der chinesischen Reichsbildung längs der später ausgebildeten Seidenstraße festgehalten wurde, wie sie in Erschlaffungszeiten verlorengeht, doch immer wieder aufgesucht und unter jeder starken Regierung neu eröffnet wird und dann in kleineren Grenzlandschaften wieder ermattet und erstarrt.

In einer eigenen Studie (237) habe ich an einer mir genau bekannt gewordenen Lebensform der Monsunländer, dem japanischen Reich, im einzelnen nachzuweisen versucht, auf welchen geographischen Grundrichtungen sich die Grenzverlegung des wachsenden Reiches abspielte. (Abb. 22, S. 65.) Die japanischen Festlandgrenzen in ihrem wechselvollen Gestaltenspiel sind besonders lehrreich, weil sich das auf ozeanische Grenzformen (Inselbögen) meisterhaft eingespielte Reich auf dem Festland auch erst die kongenialen Formen suchen und daher experimentieren mußte. — Weit über die schnell als ungünstig erkannte Flußgrenze das Yalu und Tjumen hinausgeschoben bestand ein außerordentlich geschickt aufgebautes, meist wirtschaftlich verfestigtes Gewebe von autonomen Eisenbahnzonen, im Umfang von mehr als 22000 qkm, und Flußschiffahrtsrechten auf 7000 Flußkilometer. Diese entwickelten sich — auf ausgesprochene chinesische, japanische und russische Monopolbildung hin — darin ganz gegensätzlich zu dem in der Angelegenheit der Internationalisierung der deutschen Wasserstraßen (Rhein, Elbe, Oder, Donau, Raub der Weichsel) beliebten Verfahren. Hier ist es also in erster Linie eine Verkehrsdurchdringung mittels eines beherrschten, elastischen Netzes, die eine Grenzverlegung mandschureiwärts für 1931 vorbereitet hatte, eine Grenzgefährdung durch Festlandvölker koreawärts hintanzuhalten sucht. Dabei sind die Flußrechte begründet auf natürliche Wasserstraßen von mehr als 6000 km Ausdehnung (Amursystem allein 6000) (also immerhin, verglichen mit Innereuropa, der Mühe wert) und durch Küstenfischerei und Küstenbetriebsrechte an einer der fischreichsten Küsten erweitert (Ochotskisches Meer, Japansee-Küste am Russenufer, Sachalin). Sonst besteht (238) für die wichtigsten Fischereigründe der Welt-

meere fast ein angelsächsisches Monopol, von dem vor allem auf Kanada ein erheblicher Anteil trifft.

Bei der literarischen Vorbereitung von Grenzverlegungen lassen sich bis zu einem gewissen Grad verschiedene nationale wie völkische Methoden unterscheiden. Die französische, ehedem römische Methode der Angriffsvorbereitung durch das Vorgeben bedrohter Sicherheit — ausgebildet an einem fast tausendjährigen planmäßigen Grenzraub am Westen des deutschen Volksbodens — ist am besten durchgebildet; dann folgt die russische und die angelsächsische und die hauptsächlich an ihr ausgebildete japanische. Sie alle gehen mit anderen ihnen wesensgemäßen Beweisgründen vor, wie z. B. den Schlagworten „Offene Tür und gleiche Gelegenheit für alle" u. a. m.

Seltsam ist die Wahrnehmung, wie ungleich schlechter die auf Abwehr eingestellten Lebensformen ihre Grenzen durch wissenschaftliche Grenzlandarbeit vor ungünstiger Verlegung zu schützen wissen, als die andern, angreifenden Mächte Grenzeinbrüche und Landraumerweiterungen vorzubereiten vermögen!

Abwehr von Grenzverlegungen muß, wenn sie erfolgreich sein soll, von juristischer Starrheit oder passiver Beharrung in wesentlichen absehen und moralische und physische Grenzorganisation einfach gleich dem deutschen Worte für „Organisation", der Belebung, der Durchgliederung setzen. Und zwar darf eine solche Belebung, eine solche Durchgliederung völkischen Widerstandes oder besser Entgegenarbeitens kein Gebiet wirtschaftlicher, kultureller oder machtpolitischer Lebenserweckung übersehen, am wenigsten das überaus wichtige der Bodenverteilung in Grenzlanden, den lebendigen Anteil noch eben gerade wurzelfester oder schon wurzellos gewordener Volksschichten am Volksboden. Wo es nicht gelingt, Mehrheiten in ein positives Verhältnis zum Lebensraum zu bringen — und sei es übersteigert das von Keyserling (239) geschilderte und nicht von ihm allein gerühmte metaphysische Liebesverhältnis zur Nation in Japan — als Auswirkung eines hoch organisierten Volksbodens, da wird alle andere materielle und ideale Grenzlandarbeit auf die Dauer verloren sein. Sehen wir doch nur zu, wie uns an der Stelle, wo uns Deutschen die durch den geringsten Raumrückhalt und die geringste Massenstoßkraft verstärkte fremde Bevölkerung grenzenverschiebend entgegentrat, bei der dänischen Kolonisation in Nordschleswig, eine nicht geahnte Vitalität überraschte! Sie ist vielleicht im wesentlichen das Verdienst eines einzigen Mannes: Grundtvigs!

Mit Recht warnte man da von Apenrade aus: „In dänischen Kreisen sind zur größeren Ausnutzung des Bodens in Nordschleswig Bestrebungen im Gange, durch weitgehende Besiedelung die Bevölkerungszahl zu heben und Platz zu schaffen für neue Heimstätten." Es ist die vitale Kraft der Grundtvig-Bewegung, ursprünglich auch nur vom Schmerz eines ganzen Mannes über die Trägestauung seiner Rasse ins Leben gerufen, die sich da auswirkt! Man geht von der Erwägung

aus, daß Nordschleswig außerordentlich dünn bevölkert ist (eine Gefahr, die aber auch über den jetzigen deutschen Ostmarken schwebt!). Es kommen auf einen Quadratkilometer nur 43 Menschen gegen 75 im übrigen Dänemark. Deshalb sollen die größten Besitzkomplexe, in erster Linie die früheren preußischen Domänen und die fast jedem nordschleswigischen Pastorat angegliederten Ländereien ausgestückt werden und die Grundlage zu vielen kleinen Bauernhöfen hergeben.

Die schmerzliche Frage ist nur, warum in Preußen zwischen 1864 und 1918 nie jemand das nordische Grenzproblem von dieser Seite gesehen hat? Verließ man sich zu stark auf das in einem wesentlichen Punkte unerfüllte formale Recht von 1864?

„Hier kommt nicht nur das soziale, sondern auch das nationale Moment in Betracht" (— als ob das im Grenzland irgendwo zu trennen wäre —!). „Nordschleswig zählt 36 Domänen; von diesen liegen 24 im Kreise Hadersleben, 4 im Kreise Apenrade, 4 im Kreise Sonderburg und 3 im Kreise Tondern. Im ganzen umfassen diese Domänen 12 000 ha Land. Sie sollen allmählich alle in kleine Bauernstellen zerlegt werden; auch die Güter des Herzogs Ernst Günther bei Grafenstein wird dasselbe Schicksal treffen. Zu einer allgemeinen Ausstückung kann man nur jetzt noch nicht schreiten, weil Dänemark die Domänen vertraglich von der deutschen Regierung übernommen hat und die meisten Verträge noch nicht abgelaufen sind."

Dies ist nur eine zufällig ans Licht getretene Stelle falscher Grenzbodenpolitik, die auch anderwärts sehr verbreitet war. Die westslawische Grundberaubung in Polen, Böhmen, im Südslawenstaat, die Güterenteignung des deutschen Großgrundbesitzes in den Baltenländern kann sich desselben Spiels bedienen. So geht die südost-europäische Agrarrevolution zum großen Teil auf Kosten deutschen Raum- und Bodenrechts vor sich.

Die ganze Problematik des Minderheitenrechts — das doch zur Voraussetzung eine geographische und statistische Erfassung des Wanderungsproblems und aller Grenzverschiebungen im Volks- und Kulturboden hätte — zeigt etwa das „Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie", herausgegeben von Strupp, oder Kurt Wolzendorffs „Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten" (240). Aber ehe man an eine Rechtsfestlegung gehen könnte, müßte doch eine einigermaßen übereinstimmende Rechtsauffassung und Rechtsanschauung vorausgehen, und dieser wieder eine zutreffende geographische Unterlage; gerade aber die wirklich vitale Grenzverlegungsarbeit zeigt, wie unmöglich heute noch ein ernsthafter Versuch ist, solche Grundlagen von allgemeiner, überstaatlich anerkannter Gerechtigkeit und Gültigkeit zu schaffen. Weit eher wird man sich die herbe Anschauung von John Bakeless: „The origin of the next war" (241) zu eigen machen können!

Wie planmäßig ist doch dem heutigen Grenzenstand Europas durch die vielen

Bücher in Frankreich vorgearbeitet worden, die alle irgendwie nicht von Frankreich in erster Linie sprachen, sondern von Europa, die „L'Europe et la question d'Autriche", „De l'Empire Ottoman" auf ihren Titeln trugen, aber im Grunde doch nur an Grenzverlegungen zugunsten der französischen Lebensform dachten! Und damit trafen sie sich mit der russischen und angelsächsischen Grenzliteratur. Darum hatten die hohen alliierten und assoziierten Mächte Kriegsziele genug — selbst ganz offen eingestandene des Landraubes —, und wir in den Zentralmächten hatten keines: dafür bürdete man uns zur Strafe die Kriegsschuld auf — zuletzt doch, weil wir nicht begriffen hatten, wie man Grenzen vorbeugend beschützt — in der öffentlichen Meinung der Welt! (242.)

XXII

GRENZWEHR UND WEHRGRENZE

(WEHRTECHNISCHE GRENZORGANISATION)

Äußeres Bild und Wesen der wehrgeographischen Grenze hat scheinbar in kurzen Zeiträumen große und sinnfällige Veränderungen erfahren. Dennoch ist ein durchgehender Zug unverkennbar: daß die Wehrbauten, die festgewordenen Einzelformen der Grenzwehr, wie ihr immer wichtiger werdender Zusammenschluß zu einer nach großen Gesichtspunkten durchorganisierten Wehrgrenze, stets weit zurückbleiben hinter dem sonstigen geographisch erfaßbaren Leben der Grenze auf den Gebieten der Kultur, Macht und Wirtschaft. Auch was an der Grenzschutztat technisch ist, muß mit jedem Tag technisch veralten — was an ihr geistig ist, bleibt ewig und darum vorbildlich.

Jede festgewordene, als Bauleistung erfaßbare Schutzeinrichtung, Umbauung, Ummantelung, Bepanzerung lebender Grenzschützer: Burgen, Einzelfesten, Grenz- oder Sperrforts, in Umzug geschlossene oder zusammenhängende lineare Landwehren, Landbefestigungen — vor einem Glacis und einer eigenen Militärgrenze (Slawonien) oder vor den unter gleichen Bedingungen mit dem Hinterland lebenden Grenzlandschaften (Ostpreußen), vor der in der Regel eigenartig ausgestalteten Verkehrsorganisation eines Grenzgebietes (alte Reichslande): alles das ist notwendig der Ausdruck der grenzwehrgeographischen Anschauungen einer bestimmten Zeit; es muß, wie alles Technische, mit dem Augenblick der Vollendung hinter dem Wandel dieser Anschauungen zurückbleiben.

Sehr selten ist es möglich, bei weitschauender erster Anlage, durch Umbauten eine Zeitlang dem Wechsel dieser Anschauungen zu folgen; auf längere Zeiträume gelingt es nie.

Es ist auch keine Entwicklung etwa im Sinne Spenglers festzustellen, sondern eher ein an- und abschwellender Rhythmus zwischen Häufung vereinzelter Grenzwehren, ihrem Zusammenschluß zu einzelnen oder zusammenwirkenden Wehrgrenzen im ganzen Umzug der Lebensform, auch vor lebenswichtigen Teilen unter Vernachlässigung anderer — oder kraftbewußter, stolzer Vernachlässigung des erdfesten und ortgebundenen Schutzes von Grenzsiedlungen zugunsten des Verkehrs, der Eisenbahnentwicklung, zugunsten sprungbrettartiger Ausgestaltung der Grenze.

Dieser Wechselschwung hängt mit dem politischen Kraftbewußtsein und der geographischen Selbsterkenntnis der Lebensformen, der Völker, die sie bilden, der Reiche, die sie bauten, unmittelbar zusammen und kann natürlich auch als ein Symptom ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklungsstufe und Lebenskraft beobachtet und untersucht werden. Je nachdem das Gefühl der Kraft des Wachsens oder der Wunsch nach Sicherheit aus dem Empfinden schwindender Kraft heraus vorwaltet, wird der örtlich haftende Grenzschutz, die Schutzsiedlung und die wieder durch Festungsbau geschützte, starke, ortgebundene Bewachung bevorzugt oder aber die Verkehrsorganisation. Man kann gerade an berühmten Schutzgrenzwehren der Weltgeschichte, wie Limes, chinesischer Mauer, Sperrburgenreihe der Hohenstaufen in den Vogesen, ostfranzösischem Festungs- und Fortgürtel, diesen Wandel sehr deutlich verfolgen: er verrät nichts anderes, als was auch die verschieden starken Jahresringe einer Eiche über gute und schlechte Zeiten ihres Wuchses auszusagen vermögen. Auch die Maginot-Linie ist ein volkspolitisches Schwächesymptom, der Gegendruck nicht.

Es ist deshalb auch von großer Bedeutung, den Schwankungen in den Ansichten des Schrifttums über den Festungsbau etwa seit dem Entstehen der Anschauungen Napoleons I. über Grenzwehr und Wehrgrenzen zu folgen und dabei festzustellen, wie gesunde und vom Erfolg gerechtfertigte und ungesunde, durch Mißerfolg verurteilte Anschauungen über Grenz- und Länderbefestigung zwischen den großen europäischen Lebensformen hin und her wechseln. Jede einzelne Geschlechtsfolge muß gerade in Grenzschutzfragen immer neu erwerben, um zu besitzen, was sie von ihren Vätern ererbt hat — aber sie erwirbt es oft von den Gegnern!

Ein zweckmäßiger, zeitlicher Ausgangspunkt ist dabei das fast persönliche Aufeinanderprallen der geistigen Führer der französischen und niederländischen Befestigungsschule (der Nachfolgerin der altdeutschen): Vauban und Coehorn, bei der Belagerung von Namur, das Macaulay schildert (243). Dann gleitet über die französischen Fortentwickler Vaubans, die Erzieher Napoleons (244) einerseits, über Friedrich den Großen andererseits der Erfahrungsstoff zu Napoleon I., einem großen Zusammenfasser; niedergelegt ist er von ihm selbst in den freilich auf viele Bände zerstreuten Lehren seiner Korrespondenz. Einen verdienstlichen Auszug daraus hat der Österreicher Wlaschütz (245) zusammengestellt, den er nur zweckmäßig durch die Gegenerfahrung von Erzherzog Karl (246) und Clausewitz (247) ergänzt hätte, um ein Werk von bleibendem Wert als Ausgangspunkt für die Neugestaltung des europäischen Grenzschutz- und Grenzwehrgedankens an der Schwelle des XIX. Jahrhunderts zu schaffen.

Immerhin kommen Napoleons Gesamtanschauungen gut zum Ausdruck, so in der Beurteilung der Etschlinie, der Flußverteidigung (in den Bemerkungen über Peschiera, seine Ansichten über Gebirgssperren, Feste Bard) (248), über die pol-

mschen Grenzschutzverhältnisse durch das fünfte Element des Drecks, in dem alles steckenbleibt (Rasputiza), die Bedeutung von Danzig und Thorn, die Führung von Stromlängsfeldzügen (Donau 1805 und 1809, Befestigung von Passau, Übergang bei Wien, längs wichtiger Gebirgsgrenzen, durch zahlreiche Flußabschnitte hindurch).

Napoleons Erfahrung wird zunächst in Deutschland lebendiger aufgenommen, als in Frankreich selbst; sie führt zu den Ideen der neupreußischen Befestigung über die zusammenfassenden Gedankengänge von Clausewitz (249), die sich dann leider wieder in mehr geographische (Roon, Ritter) und mehr wehrtechnische (Generalstab) spalten, nur von Moltke werden sie zu einem Gedankengebäude ver-

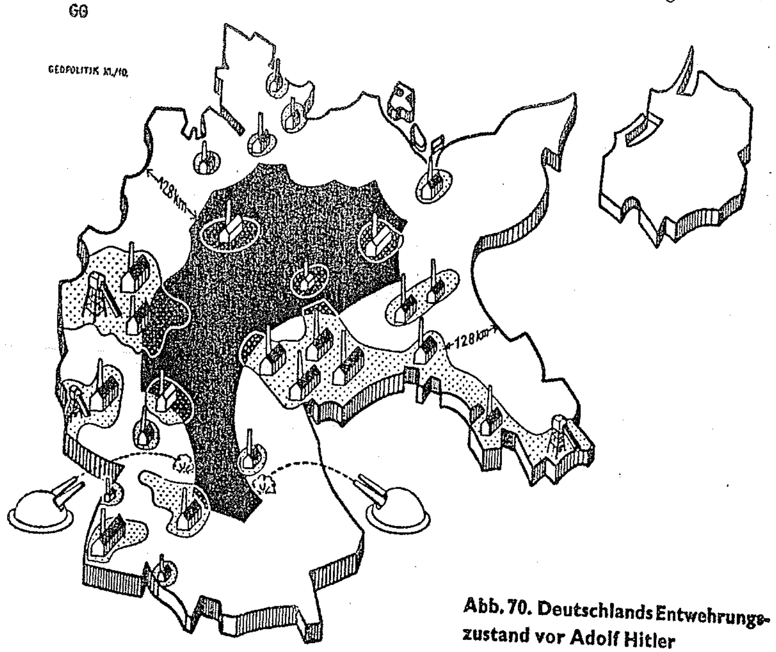


Abb. 70. Deutschlands Entwehrungszustand vor Adolf Hitler

einigt, das freilich, wie das Napoleons, aus vielen verstreuten Stellen seines umfangreichen Lebenswerkes zusammengeholt werden muß (250). Auch diese Gedankenarbeit am Grenzschutzproblem ist zum Teil von Schröter (251), zum Teil vom Großen Generalstab unmittelbar (252) handlich zusammengefaßt worden — allerdings mit einer gewissen Scheu vor dem Weiterverfolgen und Aussprechen angeschlagener großzügiger Ideen. Leider sind dabei gerade einige der geistreichsten wehrgeographischen Wahrnehmungen Moltkes (Österreich 1859, Türkei, Abwehrschlacht diesseits der Grenze bei Marnheim, doppelseitige Aufmarschvorbereitung nach Osten und Westen) nicht voll ausgewertet worden. Dann tritt die neu erstarkende Idee der französischen Landesverteidigung durch einen zu-

sammenhängenden Wehrgürtel wieder in den Vordergrund: Klar (253), E. Ténot (254) und F. M. von Donat (255) führen sie von österreichischer, deutscher und französischer Seite beleuchtet vor; Brialmont (256) ruft praktisch die Schutzwehr Rumäniens gegen Rußland ins Leben und schafft den Kern der belgischen Landesbefestigung, dem nur eine kongeniale Ausgestaltung der lebenden Streitmittel nicht beschieden war. Die Folge der durch Brialmont bewirkten Überschätzung der toten Schutzmittel der neuen Eisentechnik ist dann das geistige Ringen zwischen Brialmont und dem Bayern Sauer, der dabei die praktische Entwertung des unzulänglich verteidigten Lüttich von 1914, Bukarest von 1916 geistig

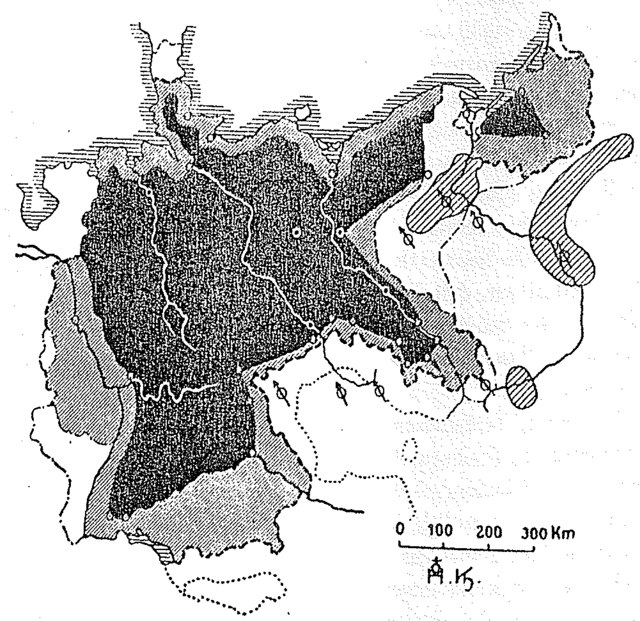


Abb. 71. Grenzdruck auf dem deutschen Lebensraum von 1919—1933

vorwegnahm. Was wenige Jahre später eine Selbstverständlichkeit wurde, die Anwendung der Eisentechnik auf den bis dahin, wie immer, hinter den technischen Mitteln der Zeit weit zurückgebliebenen Festungsbau, z. B. in Meyers Schrift: „Metz durch Panzerfronten verteidigt", konnte Zurückgebliebenen wie eine Revolution erscheinen und war doch nur die Bestätigung einer sonst überall geographisch wie wehrtechnisch und in der Wirtschaft längst durchgesetzten Evolution! Das Zurücksinken Österreichs, auch gegen die Gebirgsbarrieren Italiens, bestätigt Toilows Schrift über Länderbefestigung (257). Die Sondereinschläge der britischen Grenzwehrvorstellungen, namentlich aus den indischen Erfahrungen heraus, zeigte Sir Thomas Holdich in geographischer Anwendung, Lord Roberts (258)

von Delhi bis Kandahar und Kabul in kolonial-wehrtechnischer Durchführung, Kitchener in der Praxis seines Nilfeldzuges (259) und noch mehr bei der Beendigung des Burenkriegs. Von dieser Zeit an ist auch die neu einsetzende Reihe der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften (260), ganz abgesehen von den Massenerscheinungen über den russisch-japanischen Krieg (261), dem keineswegs raschen und auf der Höhe der wehrgeographischen Erkenntnis bleibenden Wandel der Befestigungserfahrungen wieder lebendig gefolgt. Diesen Vorgang hat vor dem Kriege N. F. Maude wohl mit der klarsten Beobachtungsfähigkeit geschildert (262). Nach dem Kriege hat ihn F. Seesselberg in seinem „Stellungskrieg" (263) zusammengefaßt, in einer weit über die Aussage des Buchtitels hinaus große Durchblicke öffnenden Darstellung.

Von 1919—1933 kannte Deutschlands furchtbare Nachkriegs-Wirklichkeit überhaupt keine Grenzwehr und vollends keine Form der Wehrgrenze mehr, vielleicht mit einziger Ausnahme der Feste Lötzen in Ostpreußen, die wenigstens als Bruchstück den Erinnerungswert daran festhielt, wie eine solche Grenzwehr liegen müßte und allenfalls auszusehen hätte. Im ganzen übrigen Umzug des deutschen Volksbodens (Skizze 23) war überhaupt nur mehr ein schmaler zentraler Raum für bescheidene veraltete Schutzmaßnahmen erlaubt; seine Enge veranschaulicht am klarsten die Raumeinbuße der Deutschen in Innereuropa durch den verlorenen Krieg. Nicht nur, daß die westlich des Rheines und südlich der Donau gelegenen Gebiete jeder Schutzmöglichkeit vertragsmäßig entbehrten, war am Rhein selbst, wie an der Wasserkante, das Zurückweichen jeden Schutzes um 50 km von unserer Seite anerkannt.

Kernzellen, Verkehrssammelpunkte wie Köln a. Rhein, Karlsruhe, Mannheim-Ludwigshafen, Freiburg, Augsburg, München, Regensburg lagen völlig außerhalb irgendeiner Schutzmöglichkeit; Berlin drei Märsche, nur 90 km von der Schutzgrenze; Schlesien östlich der Oder, der Südosten des deutschen Volksbodens, das ganze Siedlungsgebiet des bayrischen Stammes war jeder Schutzvorrichtung beraubt. Man vergleiche diesen Zustand, der den ganzen Umzug der deutschen Restlebensform traf, die unter stark geschützten Nachbarn nur mehr den Spottnamen eines Reiches führte, mit der furchtbaren, tiefen und wahren, durchaus echt gemeinten Schmerzempfindung, aus der heraus nach 1870 E. Ténot (264) in „la frontière démembrée" die verstümmelte, entgliederte, niemals anzuerkennende, zu vergessende neue französische Grenze beschreibt, die doch nur an einer schmalen Stelle und nur gegenüber e i n e m Nachbarn Einbuße an einem früheren Raub erlitten hatte. Man hat dann im argumentum ad hominem, im praktischen Fall den Grund auf der Hand, warum Grenzwehr und Wehrgrenze als Idee aus der öffentlichen Meinung des deutschen Volksbodens, aus der Schule und Erziehung, besonders aus den Hochschulen nicht eher verschwinden durften, bis alle anderen Völker Europas auch mindestens die Entwehrung ihrer Grenzen, die Abrüstung etwa in der Tiefe der Höchstschußweite ihrer Zeit jenseits des deutschen Volks-

bodens als selbstverständlichen Ausgleich zugestanden haben würden, oder bis das Dritte Reich den unwürdigen Zwang abwarf. Statt dessen fiel die öffentliche Meinung Innereuropas auf den von der französischen politischen Wissenschaft zweckbestimmt konstruierten Begriff der Sicherheit (sûreté) nach der falschen Seite herein. Aus diesem Grund haben wir an dieser Stelle eine breitere Darstellung der Entwicklung des Schrifttums über die Ausgestaltung von Grenzwehr und Wehrgrenze geben müssen, weil wir nur auf dieser Grundlage zur Erprobung in der Zeitgeschichte übergehen können.

Prüfen wir nun, was uns Geschichte und Gang des Weltkrieges in Europa über den Wert künstlicher Grenzverstärkung zu lehren scheinen, so finden wir, entsprechend der klareren Vorstellung dessen, was man politisch von dem Kriege wollte, daß das Problem auf französisch-russischer Seite auch klarer durchdacht war.

Die „région fortifiée" als Ganzes hat an sich doch ihren Zweck des Auffangens von Angriffskraft in Frankreich und in Polen lange Zeit erfüllt; der einzelne Platz, das kleine Sperrfort wie der große geschützte Verkehrskopf allein vermochte das allerdings fast nirgends.

Die Sperrfortreihe von den Sundgauhöhen bis zur Maas, mit Epinal, Toul und Verdun dahinter, hat doch die — gegenüber Schlieffens nur halb befolgtem und dennoch als leitend anerkanntem Plan — zu große Wucht des linken deutschen Heerflügels aufgefangen, im Zusammenhang mit einer vorbereiteten Landschaft und Bevölkerung. Sogar die „trouée de Charmes" hätte um ein Haar das Hineinrennen der VI. Armee erlistet, für das sie doch gebaut war — als strategische Riesenfalle bekannt und oft geschildert —, aber im Ernstfall, in der Hitze scheinbarer Erfolge in ihrer Gefährlichkeit dennoch übersehen und verkannt. Aber auch die San-Linie — so sehr von Toilow verspottet —, die Sumpflinie am Narew mit ihren veralteten Sperrplätzen, die italienische Bergbefestigungsreihe haben als Auffangvorrichtungen durchaus ihren Zweck erfüllt, und zwar nicht nur einmal. Natürlich wirkte sich das geographische Lokalkolorit der einzelnen Grenzwehrräume sehr verschieden aus; aber gewisse gemeinsame Grundzüge bewährten sich doch. Dazu gehört die Verlegenheit, die allerwärts der Kriegführung aus der großen Siedlungshäufung erwuchs, aus der Verstädterung, dem „Urbanismus": Lille, Lodz, Lemberg, Warschau, Brüssel, Kijew, Bukarest zeigten sie besonders deutlich. Von jetzt ab konnten Wien in seinem offenen Becken, Berlin mit seiner labilen Bevölkerungsmasse 90 km hinter dem äußersten Grenzschutz zu ähnlichen Erlebnissen vorbestimmt sein.

Aber erproben sollten sie zunächst Smyrna, Shanghai (1932 und 1937) und Madrid (1937, 1938).

Auch die Tatsache, daß nur mehr ein einziger größerer deutscher Wasserlauf noch als „Deutscher Strom" bezeichnet werden konnte, die Weser, war noch nicht genügend in das Bewußtsein des deutschen Volkes über den Grad seiner Entweh-

rung eingedrungen. Auch unsere Schienenstraßen gehörten bis zur Machtergreifung der NSDAP. tatsächlich Fremden, die Handhabung ihrer Riesengliederung für Wehrzwecke konnte in absehbarer Zeit ein verlorenes Geheimnis sein; auch die mit so viel Geräusch verkündeten neuen Wasserstraßen bauten wir für Fremde, bis das Dritte Reich die deutsche Gewässerhoheit wieder an sich nahm.

Kein Ausländer in Indien und China wagt es heute mehr, den Geringsten dort anzusinnen, was der Pfälzer auf deutschem Boden schweigend ertragen mußte; wir waren tatsächlich im Selbstbestimmungsrecht weit unter den Standpunkt des größten Teils der aufstrebenden Monsunländer herabgeglitten, und Hankau und Kiukiang, Kanton und Mukden erfreuten sich eines ganz andern Schutzes von den See- und Landgrenzen her, als Hamburg, München oder Köln.

Nach einem solchen Streifblick auf die Wandlungen des Grenzschutzbegriffes in Innereuropa durch den Krieg und die nach ihm beliebte, in diesem Umfang anfangs bei den Gegnern gar nicht vorgesehene verkehrsgeographische Entwehrung seiner Bevölkerung durch eigenes Verdienst seiner innerpolitischen Mehrheiten scheint es fast überflüssig, auf die technische Durchführung in den Einzelheiten und die Lehren des Kriegsverlaufs über sie noch einen Blick zu werfen. Dennoch war er nötig und lehrreich z. B. für den Fall, daß die aus den westpazifischen Ereignissen her möglichen Machtverlagerungen in der Welt eintraten, die uns schnell von gewissen Fesselungen des Grenzschutzes befreien konnten, falls wir uns entschlossen, die Gelegenheit zu nutzen. Dazu mußte man allerdings das Nötigste darüber vorbereitend kennen! Das ist von 1933—1937 schnell Volksgut geworden.

Wehrhafte Grenzerhaltung fordert zunächst umsichtige Kleinarbeit aller im Staat an dem erreichbaren Grenzschutz, ohne Ressorteifersucht, ohne den im früheren Deutschland so schädlichen Zwang für alle Sachverständigen im Wehrwesen, in der öffentlichen Meinung im Inneren mit viel Geschrei das Dreifache von dem zu fordern, was man schließlich als Mindestmaß erlangen mußte von den durch die jahrhundertelange Kleinstaaterei bis 1933 im Buchstabensinn des Wortes bornierten Volksvertretern. Denn diese Übertreibung schreckte natürlich im Ausland auf. Die Vermeidung dieses Übelstandes bedingt nächst führender Willenseinheit eine erziehungstechnische Vorbereitung und Erneuerung des Grenzgefühls aller, wie sie etwa Ténots Schrift und die Schule von Gilbert-Bonnal-Foch-Langlois für Frankreich bewirkte. Sie war wichtiger, als Soldatenspiel aller Art, als der Ersatz der fehlenden Kampfwagen durch Holzkulissen, der fehlenden Fluggeschwader durch Märchen über fabelhafte, die feindlichen Flugzeuge herabholende Strahlen. Eine Erziehung zur Nutzung besonderer Naturgunst, von Flüssen und Gebirgsschranken, von See- und Sumpflandschaften, wie sie Lötzen, früher Mantua so sehr in der Geschichte von Grenzkämpfen bewährte, aber auch Kenntnis von den verkehrshemmenden Wirkungen industrialisierter Landschaft ist dazu wünschenswert, wie sie etwa Verdy (265) in seinen „Ereignissen in den

Grenzbezirken" aus den unscheinbaren Erfahrungen der Grenzkämpfe von 1870 herausholte. Ein Werk, wie das von Seesselberg, das zunächst einmal die greifbare Erfahrung als Gedankenarbeit zusammenfaßt, war die Vorstufe dazu. Hier lagen Aufgaben für unsere vielen Bünde und Vereinigungen vaterländischer Vereine, die wirklich der Zukunft dienen konnten; aber sie fordern entsagungsvolle und geräuschlose Arbeit und waren deshalb minder beliebt, als fahnenschwenkende Phantastereien im Gelände, die wehrtechnisch nur wenig mehr praktischen Grenzschutzwert haben, als dramatisierte Erlebnisse im Stile der Reisewerke von Karl May für die Erdkunde.

Die psychische Einstellung der gesamten Volkheit auf den allseitigen Charakter des Wehr- und Schutzproblems ihrer Lebensform — die weit über lineare und Wehrzonenlösungen hinausgreift —, die wir vor lauter ressortmäßiger Tüchtigkeit und Scheidungslust, um nicht zu sagen Haarspalterei (an der sich die Hochschulen mit feindseliger Fakultätentrennung redlich beteiligten) vor dem Kriege mehr als andere Völker vernachlässigt hatten, die hat sich uns im Kriege als die erste und wichtigste Forderung geoffenbart. Wo sie vorhanden war, da wirkte sie sich aus in der Steigerung der Einsicht in die Verkehrsbedeutung, die Verkehrsleistung, den Wert organisierter Vorbereitung gegenüber der Häufung starrer und toter oder ressortmäßig allzu beengter, zu wenig blickweiter Abwehr.

Dieser Gegensatz stand im Hintergrund des Verhältnisses zur Entscheidung an der Marne und dem dahinterliegenden Blickziel Paris, aber auch in dem Seelengrunde zu dem verhängnisvollen Zögern in Metz, das soviel Initiative aufsaugte, und dem viel zu langen Festhalten an dem in der Überraschung verunglückten Verdun-Unternehmen. Die Grenzwehrlehren des Krieges von 1914 bis 1919 bestärken mich in der schon vor dem Kriege vertretenen, damals allerdings in Deutschland als militärpolitische Ketzerei empfundenen, aus Japan mitgebrachten Erfahrung: daß nichts falscher für eine politische Lebensform sein kann, als den Schutz ihrer peripherischen Organe dem Heer und Generalstab, der Marine und dem Admiralstab, irgendwelchen Ressorts, und seien sie in ihrer Spezialität noch so tüchtig, allein zu überlassen, oder gar allein einem Auswärtigen Amt, das leicht die Fühlung mit der Volksseele über dem Stieren in Akten, Berichte und Notizbücher ebenso verliert, wie Holstein und seine Schule sie verloren hatten. Nicht umsonst hat sich Japan als eines der wertvollsten Ergebnisse seiner Kriegserfahrung von 1905, gleichberechtigt neben den beiden Wehrministerien und dem Großen Generalstab, der Landesverteidigungskommission — einer, wenn sie lebendig bleibt und nicht zum Fossil wird, sehr guten Einrichtung —, das Kyoiku-Hombu, den Erziehungshauptstab geschaffen. Das ist eine Einrichtung, deren Hauptzweck darin besteht, die Fühlung zwischen der Volksstimmung, der öffentlichen Meinung und den Ressorts des Landheeres, der Flotte, des Verkehrs, der Innenstruktur aufrechtzuerhalten, mit dem letzten Ziel der Erhaltung des äußeren Umzugs der Lebensform. Gewiß: auch dabei können Mißgriffe gemacht werden. Aber vor

dem schlimmsten Danebengreifen schützt schon die Vielseitigkeit des Amtes und seine Berührung mit der Presse; und es ist jedenfalls besser, eine solche Stelle mit Anreiz für die besten Köpfe ist vorgesehen, als sie wird aus Zufallsfunden im Kriege, also post festum improvisiert.

Zur Wiedererweckung der Einsicht in den Nutzen der Wiederaufrichtung einer Grenzwehr, eines lebendigen, wirksamen Grenzschutzes bedurfte es also zunächst der Verbreitung geopolitischer Überzeugung von seiner weltumspannenden, überall empfundenen Notwendigkeit, die der Mehrheit unseres Volkes bis 1933 fehlte. Die „suggestive Karte" als Forderung (266) wird hier vor allem ihre Schuldigkeit tun müssen: zuerst im Sinne einer Grenzbefestigung, wenigstens im Aufrütteln des Willens zum Halten der Grenze bei der Bevölkerung, dann des Willens zu einer Erweiterung auf den Umfang des zusammenhängenden Volksbodens mit den Waffen des Geistes, deren Anwendung jeder andern Grenzwehr vorangehen muß. „Ich war genötigt, Europa durch Waffen zu bändigen; der nach mir kommt, wird es zu überzeugen haben, denn immer wird der Geist den Degen besiegen . . .", so schrieb Napoleon von St. Helena an den König von Rom; und Erfahrungen über das Wesen von Grenzwehr und Wehrgrenzen standen ihm wahrlich zu Gebote. Frankreich ist bei ihrer Anwendung nicht schlecht gefahren (267).

XXIII

KULTURGEOGRAPHISCHE UND POLITISCHE GRENZORGANISATION

Kulturgeographische und politische Grenzorganisation, die ihrem Volke über rein wehrtechnische Schutzformen hinaus Grenzen wahren will, sucht Marken, die zwar noch geographisch erfaßbar sind, aber nicht an Wehrbauten der Befestigung, des Verkehrs allein geknüpft, durch sinnreiche Belebung und Gliederung der Grenzvolkstätigkeit zu festigen, dann weiterhin die Grenzschützer zum Vortragen der Grenze zu befähigen. Ihrer Stellung des Grenzproblems liegt der scheinbare Widerspruch zugrunde, der zwischen Pflege und pfleglicher Erhaltung der Grenzlandschaft selbst besteht, und ihrer Rolle als schützendes Glacis im Dienste der Macht, als Machtwerkzeug, in ihrer Schutzverwendung für ihr dann offenbar für wertvoller gehaltenes Hinterland, dem die Grenzmark unter Umständen geopfert werden soll.

Zwischen diesem Gegensatz gilt es, einen verbindenden Zusammenbau zu suchen. Häufig endet der Versuch allerdings bei entsprechender Stärke des Volkstums damit, daß der Grenzmarkbegriff sich im Sinne einer Weiterhinauslegung der Marken verschiebt.

Glacisbegriff und Bodenwertgedanke widersprechen sich (wie Festungs- und Reichshochschulgedanke in Straßburg!). Im einen Fall entsteht leicht der Wunsch, das von vornherein als Kampfgelände bestimmte Stück eines Grenzstreifens vorwärts der eigentlichen Widerstandslinie, der Wehrlinie möglichst deckungslos und wertlos zu gestalten, mit Ausnahme des für kriegerischen Verbrauch unentbehrlichen Lebens (Abbrennen, Räumen des Glacis!). Im andern Fall führt der gesteigerte Blutdruck, die Verkehrshochentwicklung des Hinterlandes unwillkürlich ein Hineinströmen stärkeren, erhaltens- und schützenswerten Lebens gerade auch in den Grenzstrich herbei. Damit entstehen besonders hochwertige Siedlungen, Anlagen, die man wieder schützen will, womit man den Blutdruck der Grenze steigert (Diedenhofen, Nancy!). Es entstehen Vorgänge wie bei der Selbstverteidigung saftreicher Koniferen gegen Forstfrevelinsekten. Es ist für die Schädlinge, die Rindenzerstörer, leichter, an Stellen unterbundenen, stockenden Lebens ein-

zudringen, als an solchen besonders intensiven Lebens, wo der ausströmende Saft, das Harz, sie ersäuft.

Das Hin- und Hergerissenwerden zwischen zwei so schwer ausgleichbaren anthropogeographischen Gegensätzen ist der Fluch aller Glacisländer, unter denen wir als geographische Typen von vier Jahrtausenden Reizdauer die indische Nordwestgrenze hervorheben, als Typen von immerhin tausendjähriger oder mehrere Jahrhunderte langer Erprobung die linksrheinischen Landschaften, besonders Flandern, später Belgien, Eupen-Malmédy, Elsaß-Lothringen; als Zerrlandschaften zwischen Inner- und Zwischeneuropa Galizien und zwischen Ost- und Zwischeneuropa etwa Litauen, die Baltenländer und Bessarabien.

Geschichtliche Typen aus der Vergangenheit mit mehr oder weniger abgelaufenen Vorgängen zeigt der Hals zum Peloponnes, zeigen die „agri decumates", die Donaumark des Römerreichs weiter stromab mit ihren „Trajans"-Wällen; einen Vorgang größten Stiles, den wir schon erwähnten, enthüllt die Organisation des chinesischen Ackergürtels mit seinen Neunfelderwirtschaften hinter der chinesischen Mauer. In viel kleinräumigeren Verhältnissen entwickelt sich grenzorganisatorisch das Mittelalter; im Gegenspiel seiner Burgengruppen, etwa zwischen den Elsässer Burgen und Gérardmer oder Remirèmont-Rombach, den Sarazenen-Turmgürteln der Mittelmeerländer oder den Burgkirchen Siebenbürgens mit der zugehörigen Sammel- und Wehrorganisation, Gaubildern aus der Türkenzeit Mitteleuropas, wie etwa das dafür höchst charakteristische obere Trotustal. Doch kennt es in großen Zeiten auch großzügigen Markenausbau, wie den König Heinrichs I.

Das Bild Europas nach dem Kriege zeigt die leichte Möglichkeit der Umkehrung wie der Abschnürung von Grenzorganisationen, falls nur der betreffende Landstrich überhaupt seiner geographischen Bestimmung entsprechend durchgegliedert war; damit offenbart sich die große Gefahr der Behandlung eines Teiles des für eine Volkheit mindestens in der Theorie überall gleich hochwertigen Volksbodens unter den Sonderbedingungen eines Glacis. So zeigt das Bild von heute die Umkehrung des Elsaß und der Rheinbrückenköpfe, die in dieser Form nicht möglich wäre, wenn man vom rechten Rheinufer aus den über den Strom hinweg verbindenden Verkehr mehr in den Vordergrund geschoben und den Grenzstrich reicher aus dem Hinterland gespeist hätte; die Wandlung des Überetsch in Alto Adige, die Leiden Ostgaliziens (268) wie Bessarabiens (269). In weit größerem Maßstab lehrhaft wirkt die Glacislandschaft der Mandschurei und der vielleicht reinste Typ organisierter Grenzlandschaft von heute, das indische Glacis mit seinem Prototyp, der indischen Nordwest-Grenzprovinz, in der sich das gewaltige Raumbild des indischen Glacis, wie es Lord Curzon gestaltet hatte, konzentriert — ähnlich wie etwa Caesars Raumbild in der Rhein-Donaugrenzbildung des julisch-claudischen Hauses und seiner Nachfolger.

Bei der Bildung, Umkehrung und Abschnürung von Grenzorganisationen vom

Hinterland oder von gegenstrebigen Lebensformen wird scharf zwischen Staats-, Volks-, Gruppen-, Privat- und Individual- (Persönlichkeits-) Leistung unterschieden werden müssen; denn jede hat geographisch und politisch ein ganz anderes Gesicht, soweit es in der Schutzraumorganisation zum Ausdruck kommt.

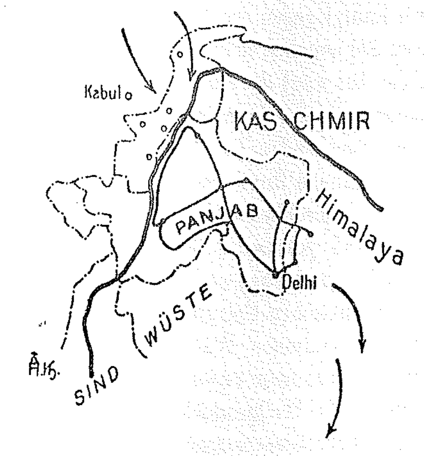


Abb. 72. Indiens Nordwestgrenze

Aber hier ist vielleicht die Stelle, an der lebendigen Geschichte eines besonders geprüften und persönlich erfahrenen und erlebten Stückes hochorganisierter Grenze, wie der indischen Nordwestgrenze (Abb. 26 und 72), einige dieser Gesichtspunkte an einem praktischen Fall zu erörtern. Man wird ihm dann späterhin mit Vorteil einen ähnlichen, abgelaufenen Vorgang aus der Vergangenheit in Theorie und Praxis gegenüberstellen und endlich den Gegensatz eines örtlich beschränkten „Polis-" (stadtartigen) Stückes organisierter Grenze, in Gestalt der Wachstumsspitze. Die Wachstumsspitze zeigt uns Ratzel als Gesamterscheinung, Grünfeld auf dem chinesischen Küstensaum, März (270) als überseeische Form; man wird sie gleichfalls als einheitlich betrachtbaren Typ eines hochorganisierten Grenztentakels, wenn auch an langer, empfindlicher Verbindung zum aussendenden Körper, betrachten können.

Vielleicht dürfen wir aber, die aus dem eigenen Augenschein gewonnene Erfahrung vorwegnehmend, für uns Innereuropäer ein tröstliches Ergebnis feststellen: die überlegene Stärke des Kulturwillens gegenüber der reinen Macht und Vergewaltigung, aber auch gegenüber der Wirtschaftskraft als das Beobachtungsergebnis langer, säkularer Grenzentwicklung. Wir erkennen in Ausbau und Rückbildung so riesiger organisierter Grenzräume, wie des indischen und chinesischen Kulturkreises — die wir nun bei der Einzeluntersuchung des indischen Nordwest-Grenzstreifens betrachten wollen —, wie bei dem Mikrokosmus einer einzelnen Wachstumsspitze doch immer wieder Natur, „wie sie das Feste läßt zu Geist ver-

rinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre...!" Darin liegt Trost: denn geistige Waffen allein waren uns bei unserer Grenzorganisation bis 1933 geblieben, und eben sie sehen wir auf die Dauer siegreich, gerade in Gestalt der Bewegung Adolf Hitlers, wenn man nur den Willen behält, sie anzuwenden. Denn eben darum handelt es sich ja, das fremde Feste, die Gewalt und ihre Stützen verrinnen, das eigene Geisterzeugte aber fest bewahren zu lassen. Jung-China in seinem Kampf gegen den Imperialismus machte uns vor, wie man die Aufgabe in großem Stil angehen muß. Aber wir schlugen es seither um viele Nasenlängen.

In der Tat zeigt der Grenzschutzgürtel, der die ostasiatische Kultur bis heute, die indische doch mindestens bis zum Eindringen der Fremdgewalt über See her (mit der wachsenden Tonnage des Massenverkehrs) zu erhalten vermochte – so daß die Aufgabe ihrer Angleichung an die westliche Zivilisation jetzt wohl die größte der Menschheit bildet –, wohl die großartigste Entwicklung kulturgeographischer und politischer Grenzorganisation im Lichte viertausendjähriger geschichtlicher Bewegung und Erfahrung.

Alle europäischen Grenzprobleme, selbst die aus der Erbschaft des hellenistischen und römischen Weltreichs stammenden, sind demgegenüber verhältnismäßig jung, was man wegen der einseitigen Frisierung der Geschichte der Mittelmeerländer als Weltgeschichte bei uns leicht vergißt; und sie sind zumeist, diesem Grenzproblem gegenüber, kleinräumig.

Da wir die Fragen des Grenzschutzgürtels der ostasiatischen Kultur an anderer Stelle (271) behandelt haben, und dieser Gürtel auch noch in seinem ursprünglichen Sinne hält, während der indische Nordwestschutzgürtel die gewaltigsten Umwertungen, Umkehrungen und Umstellungen erfuhr, also ungleich reicher an Lehrwert ist, stellen wir hier die engere und weitere Geschichte und die geographische wie politische Erscheinung der indischen North-West-Frontier-Province in den Vordergrund (272).

Zunächst: wie stellt sie sich heute dar? Als reines Grenzorgan, bei dem die Eigenschaft als Grenzstrichorganisation alle andern überwiegt: Eigenleben, wirtschaftliche Nutzung, Bevölkerungswohl.

Am 9. November 1901 aus einem vielgeprüften größeren Grenzstrich, dem Penjab, ausgeschnitten und als eigene Provinz errichtet, ist sie ein Seitenstück zu den Dekumatenlanden, der kroatischen Militärgrenze, den russischen Saporogi (Abb. 72).

In der vorgezeichneten Form, einer reinen Grenzzweckform, vor das westliche Indusufer gegen Hochasien vorgeschoben, wurde die neue Provinz dadurch gebildet, daß man die zwei Distrikte Peshawar und Kohat als Ganzes abtrennte und von drei weiteren Gauen von Bannu und von Dera-Ismael-Khan im Süden davon und von Hazara im Norden wichtige Teile vom Hauptland Penjab, das solange Grenzland und Kernlandschaft zugleich war, loslöste und die Grenzstämme von Belutschistan bis Chitral, das dem Namen nach zu Kaschmir gehört, hinzufügte.

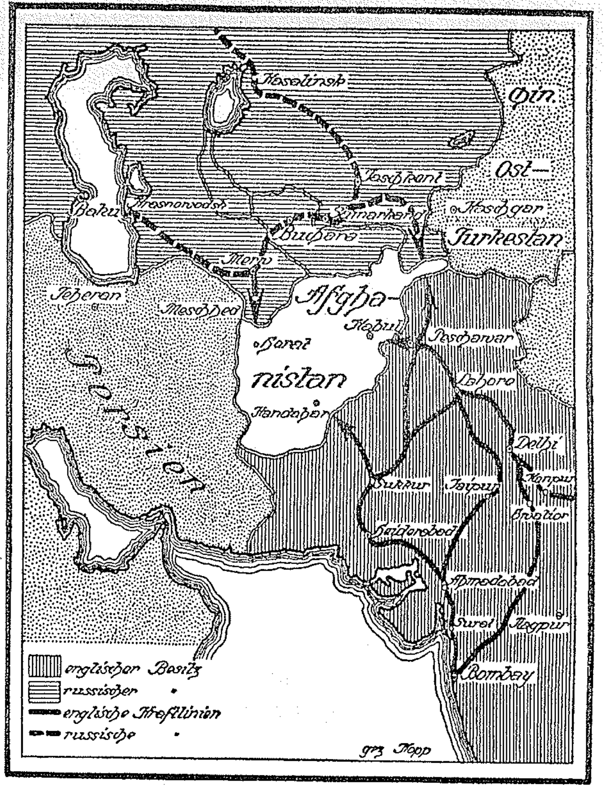


Abb. 73. Die Rolle Afghanistans
(Aus E. Obst: England, Europa und die Welt. Kurt Vowinckel Verlag. 1927.)

Dieses geographische Grenzgebilde umfaßte 1901 42645 Quadratkilometer (13197 Quadratmeilen) mit 2125480 Einwohnern (Volksdichte 50 Einwohner auf den Quadratkilometer), mit ganz ungleichwertiger Bodennutzung; rund 1000000 ha (2559000 acres) waren bestelltes Land, davon rund 1/4 Million Hektar (717000 acres) künstlich bewässert. Die Ausgaben der Grenzprovinz betrugen das Dreifache der Einnahmen. Hier entsteht also das Bild eines solchen reinen Grenzorgans unter unsern Augen. Die Neuformung der chinesischen Marken gegenüber Mongolei und Tibet ist ein anderes Vorbild, das freilich in Szechuan jüngst völlig zusammenbrach (Abb. 74). Die Umbildung des Elsaß, namentlich wenn die Vogesendurchstiche neuer Bahnen, der Canal d'Alsace Wirklichkeit werden sollten, mit ausschließlich französischem Oberrheinbesitz, ist ein weiteres derartiges Beispiel aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. Galizien war bis 1918 ein solches Grenzgebilde, aus dem heute nur die Leiden der Ukrainer in Ostgalizien als Restzustand bleiben (268). Die russische Küstenprovinz südlich des Amur, die russisch infiltrierte Nordmandchurei ist ein vielleicht schon in voller Rückbildung begriffener Grenzkörper des russischen Reiches, der heutigen Sowjetbünde, die Südmandschurei ein von Japan zuerst aus russischem Besitz umgekehrter, dann

gegen die siegreiche Wirtschaftskraft der Chinesen wohl vergeblich vorgetriebener Wachstumsansatz gewesen.

Auch von der indischen Nordwestprovinz stand es keineswegs fest, ob sie sich als Ausschnitt aus dem seit viertausend Jahren als Grenzkörper Indiens erprobten Penjab als eigener Grenzkörper würde halten lassen. Schon ihre Unwirtschaftlichkeit, die natürlich von Gegeninteressenten unter Klagen bei jedem vizeköniglichen Besuch dem hohen Herrn vorgeführt wird, setzte ihre Lebensdauer in Zweifel. Es gibt da wunderliche plötzliche Übergänge zwischen hypertrophischem Grenzland, Wachstumsspitzen, Verkehrsköpfen, sobald ihnen der Zustrom aus dem Hinterlande abgedämmt wird und dessen Struktur sich ändert.

Gerade die indische Nordwestgrenze kann nur im großen Zusammenhang der Indus-Schwellenlandschaft vom Nordwestknie des namengebenden indischen Stromes bis zur Sindhküste betrachtet werden. An sie heran fluten wahrscheinlich zwischen 1700 und 150 v. Chr. die erste, zwischen 1000 und 550 die zweite Arierwelle, die erste nördlich Kabul auf den Kyberpaß zu; die zweite ist vermutlich weiter nördlich über Chitral und den Indusdurchbruch hereingeschlagen. Ihnen folgten die Reichsbildungen im Penjab, dem Schwellenland, das fast alle Kriegszüge in seiner charakteristischen Form einer liegenden Acht durchstoßen, die heute auch noch von den Eisenbahnen beschrieben und innegehalten wird. Südlich der Durchgangs- und Schwellenlandschaft des Penjab mit Delhi, dem wichtigen Machtschwerpunkt Indiens in seinem Südostzipfel, dem immer wieder umkämpften, in einem der größten Ruinenfelder und einer bevorzugten Schlachtenlandschaft der Erde aufgebauten alten Indrapastha, engt dann das Auffanggebiet der Wüste Tharr, mit dem gleichfalls Bewegungen verzögernden Bergland Radjputana dahinter, die Völkerbewegungen auf diese liegende Acht ein, von der sie weiter ins Narbada-Tal ziehen. 512 wird die Schwellenlandschaft als persische Indusprovinz, umgekehrt wie heute, indienwärts organisiert, mit Front nach Südosten, unter einem persischen Satrapen, dessen Name heute noch im indischen Kshatrapa fortlebt. In ihrer Eigenschaft als persische Grenzprovinz fährt Alexander der Große wie in einen vererbten Stiefel hinein. Wir finden ihn 326 dort, an der Schwelle des eigentlichen Indien zum volkreichen Ganges-Tal, von seinem Heer oder von der eigenen Einsicht in die Grenze seines Machthebelarms zum Rückzug gezwungen, der ihn den Indus hinabführt. Dort hinterläßt er trotz kurzem Aufenthalt den dauernden Schatten seines Namens und die griechische Verkehrssprache — die wir uns als eine Art Pidjin-Englisch jener Zeit vorzustellen haben —, die sich dort lange, bis ins 8. Jahrhundert, hält, trotzdem ein einheimischer Herrscher Chandragupta von der Indusprovinz aus das Mauryareich aufgerichtet hatte. 185—130 v. Chr. sieht die heutige Nordwestprovinz die Blüte der gräko-baktrischen Mischkulturreiche. Aber schon 160 v. Chr. treiben die Yuechi die Saker über das Karakorumgebirge nach Seistan und dem Penjab, wo wir sie 110 v. Chr. finden; von 60—57 v. Chr. brechen die Parther über die Grenzschwelle, 60 n. Chr.

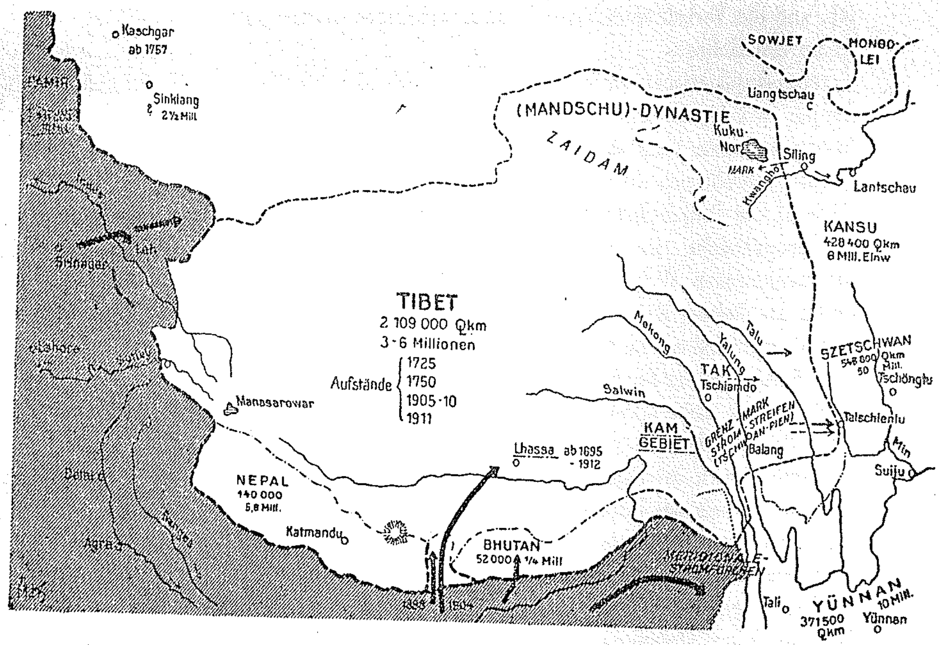


Abb. 74. China-Tibet-Mark

die Yuechi-Kushana; und eine mächtige Grenzreichsbildung umfaßt als Vorklang vieler späterer Afghanistan, Penjab und Kaschmir. Der afghanische Machttraum von einer Erneuerung dieses Grenzreiches hat also manche Vorgänge (Präzedenzfälle) in der Geschichte der indischen Nordwestgrenze; es darf hier an Jan Hamiltons, eines guten Indien-Kenners, Wort erinnert werden: „Es ist Menschenrohstoff genug in Nordindien und Nepal, den künstlichen Gesellschaftsbau Europas in seinen Grundfesten zu erschüttern, wenn es einmal wagt, mit dem Militarismus zu brechen, der es allein mit einem höheren Ideal erfüllt, als der Jagd nach Geld und nach dem Luxus, den dieses Geld schaffen kann" (273).

Der „Maha-Kshatrapa", der sich wieder selbständig machende Statthalter einer starken natürlichen Grenzlandschaft, erscheint dann im Penjab als Vorläufer ähnlicher Erscheinungen, wie z. B. später des Gaikwar (von Baroda), des Nizam (von Hyderabad), aber auch des Tuchun Chang-Tso-Lin in der Mandschurei, nämlich als die geschichtlich vertraute Figur des an einer tüchtigen Grenzlandschaft mit geographischem Eigenleben vom Statthalter zum Herrscher aufsteigenden Markgrafen oder sonst benannten Grenzhüters. So finden wir in der „West-Satrapie" 124 n. Chr. Chashtana, den Tiastenes des Ptolemäos, eine uns geographisch vorgestellte Größe.

Nun aber wird die Herrlichkeit der selbständigen Grenzlandschaft am Indus von der See her aufgelockert! 712 sind die Araber im Sindh, 935—1010 im Pen-

jab, und die Verkehrssprachen des Islam verdrängen das entartete, abgeschliffene Idiom von Hellas.

1191—1193 erleben wir in diesem Grenzstrich die Überwältigung der auf den Penjab zurückgedrängten, verweichlichten Ghazneviden durch die Ghoriden, mohammedanisierte Tadjiks.

1526 erprobt sich die Grenzlandschaft aufs neue bei der Invasion Babers auf Hilferuf des Penjab-Statthalters Daulat Chan Lodi. Da Baber, der Gründer des Großmogulreichs, einer der interessantesten Tagebuchschreiber der ganzen mohammedanischen Welt, schon 1530 stirbt und sein Sohn Humayun die Kraftquelle des Reichs, Kabul und Westpenjab, deren Kern die heutige Nordwestprovinz ist, zunächst seinem Bruder Kamran abtreten muß, bleibt das neue Imperium, „das Reich", in der Schwebe, bis es hier in der Grenzlandschaft wieder gewonnen wird. Immer mehr bildet sich das Penjab zur Schicksalslandschaft Indiens aus. Nach der Sikh-Periode erfolgt von hier aus wahrscheinlich die Rettung aus dem Zusammenbruch der Company-Herrschaft in der sog. Meuterei durch Lawrence.

Brach damals das Rückgrat der Britenherrschaft im Penjab, so brach damit das „british raj" überhaupt zusammen, wenn auch „Swaraj", die Selbstherrschaft noch lange nicht bereitstand und selbst heute noch noch nicht bereitsteht.

1888—1894 sehen wir hier Lansdowne als Schöpfer des „Imperial Service Corps", Elgin in Chitral Ordnung schaffen, die Pendschdeh-Spannung, das Vorgehen in den Pamiren den russischen Schatten über die Grenze werfen (274) (Abb. 73, S. 205).

1899—1905 schafft endlich Lord Curzon, geographisch und politisch gleichmäßig geschult, die zwei eigenen Grenzkörper, die er für Indiens Fernschutz von innen her für notwendig hält: die Nordwest-Grenzprovinz, vorläufig mit dauerndem Erfolg, und Ostbengalen mit Assam nur vorübergehend, wo gegen den östlichen Teil der Himalaya-Grenze viel später und viel dünner Völkerströme anbranden (Taishan und Tibeto-Birmanen im 6. Jahrhundert und 1228 und 1540, wo aber der chinesische Volksdruck und Staatsrechtsanspruch z. B. auf Bhamo, Arakan dahinterstand). Im Osten blieb ihm, angesichts der inneren Schwierigkeiten in Bengalen, der gleiche Erfolg wie im Nordwesten versagt; doch ist Tibet auf Younghusbands Weg in die anglo-indische Machtsphäre geglitten.

Der Weltkrieg und der dritte Afghanenkrieg, unmittelbar an ihn anschließend (vielleicht eben doch aus den Anregungen des Weltkrieges im mittleren Osten im langsameren Rhythmus Asiens hervorgegangen), mußten nun zeigen, wieweit Lord Curzons Schöpfung den Stürmen der Praxis gewachsen war. Sie hielt sich gut. Schon während des Krieges (275) waren in Hazara (120 km östl. Peshawar am oberen Indus, Januar 1915) beim Chagharazai-Stamm um Oghi, in Malakand (60 km nördl. Peshawar) bei den Orakazai, bei den Afridi und an der Kurramgrenze Unruhen; ebenso in Chitral, Dhob und Wasiristan, das sich später in einem regelrechten Aufstand erhob. Dies alles konnte die Grenzprovinz innerhalb ihrer Schutzorganisation ausparieren. Das war natürlich unmöglich beim dritten

Afghanenkrieg, der bei der Unruhe im indischen Hinterland ein solches Aufgebot von Etappenschutz nötig machte, daß an der afghanischen Grenze kaum die notwendigsten Truppenkörper im Feld gehalten werden konnten, und am 8. August 1919 in Rawalpindi ein wenig rühmlicher Friede zur Beendigung des seit 2. Mai währenden Feldzugs geschlossen werden mußte. Er befreite Afghanistan gegen sehr bescheidene Gegengaben völlig von der bisherigen Bevormundung seiner Außenpolitik und löste es aus dem indischen Glacisgürtel zwischen Tibet-Kaschmir-Chitral im Norden und Kelat im Westen.

Zwiespältigkeiten innerhalb der Grenzorganisation, wie zwischen ihr und der Regierung in Simla, die reichlich ihren Anteil an der Schuld für den ungünstigen Ausgang des seit langer Zeit wichtigsten Grenzkrieges an der indischen Nordwestgrenze haben, enthüllte Arthur Moore in „Lessons of Afghan War" (Peshawar, 7. April 1922). Die „Times" (4. Mai 1922) sprachen davon: Lord Reading habe mit Weisheit und Voraussicht das Staatsschiff durch die getrübtesten Wasser seit der Mutiny gesteuert. Seine geschickte Art persönlicher Information in den Landschaften, die seit der Arier, Alexanders, Mahmuds des Ghazneviden, Timurs, Babers, Nadir Schahs Zeiten als Tore Indiens gelten, wird gerühmt. Klar ist der geopolitische Zusammenhang dieser Grenzkonstruktion mit Stehen oder Fallen des indischen Reiches vor den Augen der Wissenden; das macht alle Vorgänge dort politisch-geographisch so interessant. „Viel hat sich geändert, aber die ewigen Berge ändern sich nicht; die Pfade, auf denen die ersten Eroberer niederstiegen, sind dieselben geblieben. Aber Naturbollwerke müssen verteidigt werden, und von Rußland angeregt, versuchten die Afghanen ihre Kraft an ihnen..." „Nicht die Berge allein sind unser Schutz, sondern der Charakter unserer Beziehungen zu den verschiedenen Stämmen der Bergbewohner! Waziris, Afridis, Mahsuds..." Das ist die Erkenntnis der überragenden Bedeutung einer grenzbewußten Organisation als Nutzung jedes noch so starken natürlichen Schutzes.

Wird es unter dem Eindruck so selbstverständlicher Grenzerfahrung erprobter Grenzverteidiger dem Geographen auch nur möglich sein, z. B. zwischen der Angliederung der Rest-Ostmarken Preußens an andere Provinzen oder ihrer Selbständigerhaltung um jeden Preis in eigenem Grenzkörper als Grenzmark Posen-Westpreußen zu schwanken? Was immer damit an wirtschaftlichen Opfern zu bringen sein wird, das muß der Gesamtstaat tragen, wenn er nicht seine Verstümmelung besiegeln will.

Es ist sehr charakteristisch, daß hier eine Trennung der international und der national gerichteten Parteien automatisch eintreten mußte. Wenn auch die neue Provinz nur auf 7789 Quadratkilometer 312 000 Einwohner hatte, entzweigeschnitten nur 30 km an breiteren Stellen, an schmäleren 5—10 km breit war, — die eigene grenzbewußte, grenzlebige Organisation war es, auf die es hier ankam und die ein abhängiger Kreis, eine Untergliederung nicht ersetzen kann.

Wen ein geschichtliches Vorbild der indischen Nordwestprovinz, des Ostmarkenrestes zur vergleichenden Betrachtung reizt, der findet es wiederholt in der Geschichte der römischen Grenzbildungen im Norden, auch der beibehaltenen Provinznamen von Provinzen, die im Hauptraum aufgegeben worden waren, wofür Trajan ein Vorbild ist (276). Aus unserer engeren süddeutschen Heimat beschreibt einen solchen Fall Narziß: „Bayern zur Römerzeit." In seinen Abschnitten: Rätien und das römische Maingebiet; Militärorganisation und Zivilverwaltung; Bürgerliches Leben; Römerstraßen; Kohortenlager und Feldbefestigungen; Pfahl-Limes (Teufelsmauer!), dann von 7—16: Wichtigste Römerorte und Kastelle, in 17: Römische Kultur, 18: Christianisierung, sind merkwürdige Analogien zu diesem so aktuellen Problem behandelt.

Zusammen mit der reinen Limes-Literatur und anderen Spezialarbeiten ist eine solche Leistung ein Zeuge für das Goethewort: „Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht...", wenn wir römische Provinzialorganisation von Südbayern mit Lord Curzons und Readings neuesten Schöpfungen und der bitteren Notwendigkeit der Ostmarkenreste oder vielleicht kommender des bayerischen Nordgaues vergleichen. Aber ein großer Reiz mehr kommt in die Heimatkunde durch eine solche lebendige Vertiefung in die Kulturgeschichte des Bodens, auf dem wir zu wirken haben; wir sehen auch seine Fragen und Aufschlüsse aus vergangenen Tagen angesichts viertausendjähriger geographisch-politischer Zusammenhänge nicht erschöpft!

Ein letztes, besonders hoch organisiertes Stück Grenze betrachten wir noch gesondert, das in seinen Verkehrsköpfen schon von Hellenen und Römern vorgetrieben wurde und schon lange vor ihnen von Kulturen, von denen sie selbst lernten (Tartessos!). Es ist die von Ratzel „Wachstumsspitze" getaufte und trefflich beschriebene Form, die mit dem Instinkt oder der Absicht gebildet ist, von hier aus ortsfremdes Leben in andersartige Lebensformen vorzutreiben. Der Ausdruck ist der Pflanzengeographie, der Biologie entlehnt, aber außerordentlich bezeichnend. Er findet sich wohl am häufigsten angewendet da, wo unterorganisierte, in Zersetzung begriffene Lebensformen mit neuem Leben durchdrungen werden, wobei natürlich bei der flächigen Ausbreitung des Lebens auf der einmal verteilten Erde immer „altes Recht irgendwie aufgelöst, neues geschaffen werden muß". Selbstverständlich kann es auch schwere Täuschungen über den Grad ersterbenden ansässigen Lebens und die Möglichkeit eindringenden fremden Lebens gerade bei fremdartigen Lebensformen geben, und das Abschnürungs- und Abstoßungslos der fremden Wachstumsspitzen in China ist ein sehr lebendiges Beispiel dafür. Namentlich Shanghai ist eine durchaus falsch konstruierte, sehr schwer wieder in Ordnung zu bringende fremde Wucherung am chinesischen Reichskörper (277). Die Groß-Shanghaifrage ist im Spätherbst 1937 in ihrer ganzen Gefährlichkeit aufgerissen worden.

Ohne Rechtsbruch und Rechtsbeugung geht es daher nur dort ab, wo es sich

um das Weitertragen des Lebens ins unbewohnte oder doch bisher für unbewohnbar gehaltene Gebiet hinein handelt (Ratzels Begriff der Anökumene, vgl. Kap. 5). Die größten und erfreulichsten Fortschritte der Menschheit sind allerdings mit Erweiterung der Ökumene verbunden, wenn auch gar nicht immer aus ethischen Motiven! Nur ist heute, wo sogar die Eiswelt der Polargebiete großenteils politisch aufgeteilt ist (unter Australien, Neuseeland, Britenreich, Kanada, Vereinigte Staaten, Sowjetbünde, Norwegen), wenig Spielraum mehr für derartige Großtaten der Erweiterung menschlichen Lebensraumes.

Auch die Grenze der Ökumene haben wir früher als relativen Begriff erkannt. Fast immer wird bei Grenzlandorganisationen darüber hinaus noch irgendein Lebensrecht, und sei es bodenvager Lebewesen, zunächst gekränkt oder beschnitten. Feine Grenzstudien sehen wir auch durch jede Erweiterung des Begriffs der Ökumene, durch die Einschränkung des Begriffs der vermeintlichen unbewohnbaren Erde durch die fortschreitende Kulturgeschichte eröffnet. Wir hatten gesehen, wie den Griechen das Pontos axeinos zum euxeinos wurde und wie die Küste desselben Schwarzen Meeres dann wieder zurückglitt zur geringen Wertschätzung durch Ovid in Tomi oder Puschkin in Bessarabien, der den Römer als Gesinnungsgenossen ansang und nicht ahnte, daß Euxinograd mit seinen Prachtgärten einst die Synthese feinster Kultur in ihrer beider Nachbarschaft bedeuten würde.

Wie verwandt war doch das mittelmeer-entstammte Ablehnungsverhältnis der Römer, für die mit der Rebe, der Edelkastanie, dem Efeu, der Pinie und Zypresse der Begriff der mit Genuß bewohnbaren Erde aufhörte, zu den germanischen im Winter nebeligen und verschneiten, im Sommer mückenwimmelnden Hinterwäldern, in denen heute weltberühmte Kurorte stehen, oder die Ablehnung der französischen Marschälle Napoleons gegen die schwäbisch-bayerische Voralpenlandschaft (278), in der nachher schon ihre Enkel Kneippkuren gebrauchten. Auch das verschiedene Verhältnis der Japaner, Chinesen und Russen zur nordischen Ökumene ist ein wichtiges politisches Motiv bei ihrer Grenzlandorganisation. Bei der Neubildung der Mansen aus Chinesen, Russen und Paläoasiaten mußten sich die Chinesen mit ähnlichen Fragen auseinandersetzen, wie sie einst unsere Kolonisation im Weichselland aufwarf. Auch die westamerikanische Landverbesserung, die Einführung frostharter Weizensorten, die Überwindung der Tsetsefliege, der Schlafkrankheit, wie früher der Malaria, der Eisbarrieren der Karasee, die Wiederbewässerung von Dürrland: das alles gehört zu den Grenzerweiterungstaten angewandter Erdkunde, durch lebende Grenzorganisation! Hier ist also eines der stärksten politisch-geographischen Motive an der Arbeit (279), bei der unser Volk um die Ergebnisse von mehr als drei Jahrhunderten seiner Entwicklung zurückgeschnitten worden ist. Grund genug, um ihr von jetzt ab vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken!

XXIV

DIE GRENZEN DES DEUTSCHEN VOLKES UND REICHES

Nur wenn wir uns mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit die Sprache der Tatsachen im Raum zu eigen machen, sind wir imstande, die Grenzen des deutschen Volkes und Reiches in ihrer offenbaren Nichtübereinstimmung im Lichte objektiver Grenzlandforschung zu sehen, den furchtbaren Eindruck ihrer Verstümmelung und Vergewaltigung als Ansporn zur Arbeit und nicht als Anlaß zur Verzweiflung zu tragen (280).

Nur wenn wir vorweg als gegeben hinnehmen, daß wir 1918 nicht nur in der Zeit mehr als drei Jahrhunderte der räumlichen Entwicklung verloren haben, sondern auch im Raume mit 72 697 qkm der Heimat und 2 650 000 der Schutzgebiete (281) einige der wichtigsten unserer Kulturlandschaften; daß wir als wehrgeographisch einigermaßen gesichert weder das ganze linke Rheinufer mit 31 313 qkm betrachten konnten, noch auf dem rechten eine Zone von 50 km Tiefe, daß wir auch an der Wasserkante jedes wirksame Schutzrecht auch auf 50 km Tiefe landeinwärts einbüßten und im Osten und Süden noch 1927 schutztechnisch alles Land preisgaben, das außerhalb des winzigen Dreiecks Sensburg—Königsberg—Marienburg in Ostpreußen liegt, und östlich oder südlich der Linie Konitz—Küstrin—Breslau—Brieg—Neiße—Waldenburg—Görlitz—Bautzen—Königstein—Hof—Neustadt—Regensburg—Donaueschingen—Neustadt i. Schwarzwald —, daß also nur ein zwischen Küstrin und Elbe, zwischen Frankfurt und Eger strategisch leicht abzuschneidendes Rumpfgebilde, die Luftdrehscheibe Europas blieb — nur dann fangen wir an, auf den Boden der Tatsachen zu treten (Abb. 75)! Dazu gehört, daß wir hochorganisierte Drohgrenzen, das Netz in fremder Gewalt befindlicher Eisenbahnen, internationalisierter Flüsse, raumfremder Kanäle so sehen, wie es bis 1934 hemmend auf unseren Volks- und Wirtschaftskörper gelegt war, nicht hinter dem Schleier der Selbsttäuschungen, mit dem die Tatsache deutscher Vollzugsorgane im Fremddienst viele blendete und täuschte.

Manche dieser Bewegungsbeschränkungen gingen weit über das hinaus, was man selbst nach dem Zusammenbruch von 1918/19 einem an sich selbst völlig irre gewordenen Volke abzufordern gewagt hätte, wie die Entmündigung der



Abb. 75. Reichsumzug und -verluste

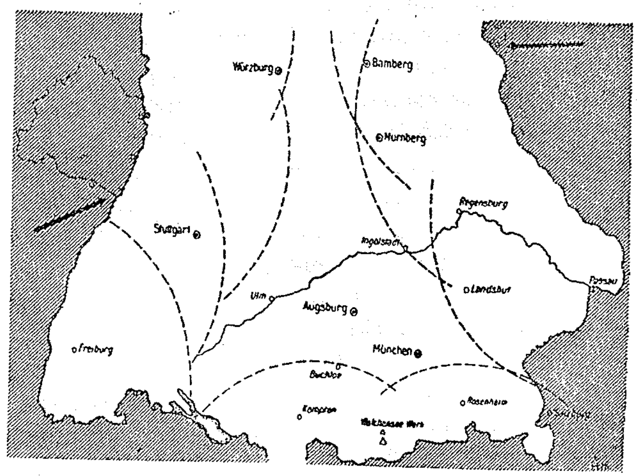


Abb. 76. Fremdfeuerbereich über Süddeutschland

Eisenbahnen von 1924 und die Grenzschutzverweigerung von 1927 für alles Land nordöstlich der mittleren Oder und südlich der Linie Brieg—Neiße—Glatz, für die wehrtechnische Entblößung des ganzen Siedelungsgebietes des bayerischen Stammes, so daß feindliche Kampfwagengeschwader widerstandslos nicht nur nach Wien, Linz, Graz, Innsbruck, sondern auch nach Regensburg, Straubing, Passau, München, Augsburg fahren konnten und daß fremde Mächte die Hand mit gleicher Gefahrlosigkeit und Sicherheit auf die Donaulinie zu legen vermochten, wie auf die Rheinlinie. Wie viele machen sich denn jetzt schon klar, wie bequem

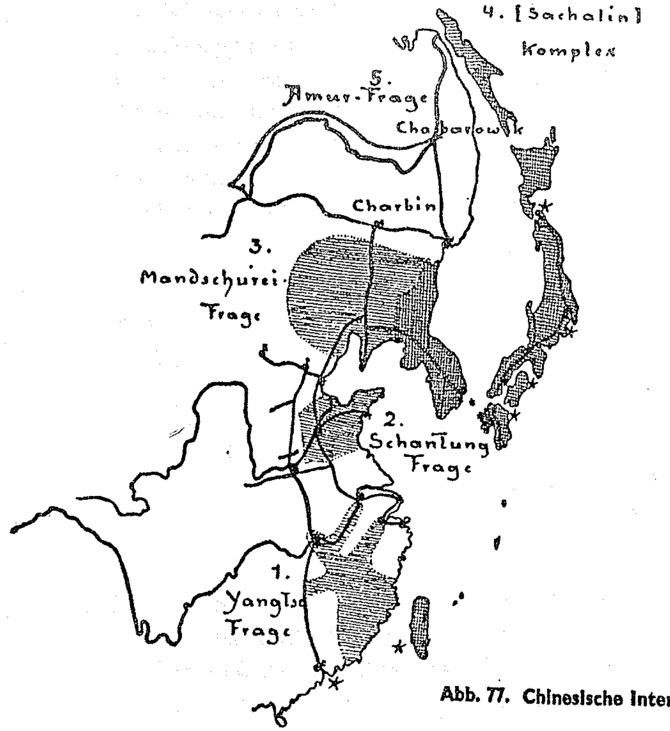


Abb. 77. Chinesische Interessensphären

man mit auf französischem Boden stehenden Geschützen nach Freiburg, Karlsruhe, Mannheim-Ludwigshafen schießt, mit italienischen nach Innsbruck, Garmisch-Partenkirchen, München? (Abb. 76, S. 213) – allerdings auch nach Zürich, Bern und Chur.

Nur wenn wir uns erinnern, wie die Vorkämpfer der chinesischen Selbstbestimmung noch vor wenigen Jahren mit den Zöpfen zusammengebunden zu Haft und Hinrichtung geführt werden konnten, wie Grenz- und Kernräume des uralten Reiches der Mitte als „Interessensphären“ mit fremden Farben und Flaggen bedeckt werden (Abb. 77), wie seine Ströme mit feindlichen Kriegs-

schiffen befahren wurden, seine Bahnen Fremden gehörten, wie ein goldenes Netz des Seezolls und seiner landfremden Verwaltung über dem Riesenlande lag, und wie dies alles unter einer Handlung des Willens, nur des wirtschaftlichen Abstoßwillens, allerdings von etwa 450 Millionen noch nicht einmal militärisch zusammengefaßter Macht, in einem Jahre zerbrach: dann konnten wir angesichts der Verlegung des Machtwirbels nach dem Pazifischen Ozean, der wirtschaftlichen Zyklone nach Amerika Hoffnung schöpfen, daß heute lebende Geschlechter auch bei uns einen rettenden Wandel schauen würden und haben es 1933–38 erlebt.

Die Voraussetzung dafür aber war die klare Empfindung und Erkenntnis der Unerträglichkeit des bestehenden Zustandes und das nüchterne Sehen dessen, was ist, in dem betroffenen Volke selbst. Bei der Suche nach einem deutschen Grenzbild in großen Umrissen tritt uns eines überzeugend entgegen (283): der Gegensatz zwischen der festen, zusammenhängenden Westgrenze des deutschen Volks- und Kulturbodens wie Sprachgebiets mit der vergleichsweisen Beständigkeit (relativen Konstanz) der westlichen Sprachgrenze (284) und der vielfach durchbrochenen, in drei Zungen sich weit ausstreckenden, labilen, kontaktmetamorphen Ostgrenze, mit ihren bis an die Wolga reichenden Streusiedelungen.

Das Gesamtbild ist freilich auch zur Zeit noch das eines wohl kaum übersteigerbaren allseitigen Rückzugszustandes, der überall verlorenes Kultur-, Sprach- und Volksgut hinterließ und nur an wenigen Stellen durch Neuschöpfungen wettmachte, was weithin bei der Weichheit der Rasse eingeschmolzen wurde und fremdem Leben zugute kam. Wir haben im Lauf unserer Arbeit einmal darauf hingewiesen, wie aufschlußreich die Aufgabe, aber wie schmerzlich deren Ergebnis wäre, die Spuren dieser Verluste, soweit sie in heute noch an der Karte haftenden Namen, Bauwerken, Wappen, Bildern unbestreitbar sind, zu sammeln und unserem Volke vor Augen zu halten, wie das z. B. K. C. v. Lösch und K. Trampler getan haben. Auch die Verluste unserer Sprachinseln würden hier zu behandeln sein (285).

Betrachten wir unter Anwendung der erarbeiteten Maßstäbe den Verlauf unserer heutigen Volksbodengrenzen, so wie sie Volz, Penck und v. Loesch in vortrefflichen Schöpfungen zusammenwirkender Schilderungs- und Kartenkunst vor Augen führen, so zeigen sie dieselbe launenvolle Vielgestaltigkeit, die auch in seinem verkastelten Innenraum unserm Volke zum Kulturreiz wie zum Machtverhängnis geworden sind. Man denke nur an die Scheidekraft der Rhön (286, Abb. 78, S. 216).

Schon eine allgemeine Betrachtung des Umzugs unseres Volks- und Kulturbodens mit dem schroffen Gegensatz seiner westlichen und östlichen Begrenzungsart würde uns die Gefahr unserer Spannungslage im Übergangsgebiet Innereuropas, die Unmöglichkeit des Gefühls des Gesättigtseins lehren — was unser geopolitisches Schicksal ist — und damit ganz von selbst die Unerträglichkeit der Dauer des jetzigen Zustandes. Diese Wirkung müßte schon der kartographische

Anblick, die bloße Empfindung unseres politischen Umzugs haben, wenn sie unserm Volk immer so lebendig vor dem geistigen Selbst stände, wie das Uyehara (287) von den Japanern behauptete, wie es dem Inder seine drei großen leitenden Grenzkategorien: Meer, Himalaya und Indusvorland so sehr erleichtern, wie es den Angelsachsenreichen gegenüber ihren Silbergürteln zur anderen Natur ward.

In keinem der vier Zerrungsräume der Alten Welt zwischen den „Räubern des Meeres und den Räubern der Steppe", wie sie uns aus der relativen Sicherheit seiner Inseln der Brite Mackinder so schonungslos aber wahr sehen lehrt, ist der in seinem Weltrundblick mit dem Gau abgeschlossene, zufriedene, sich und

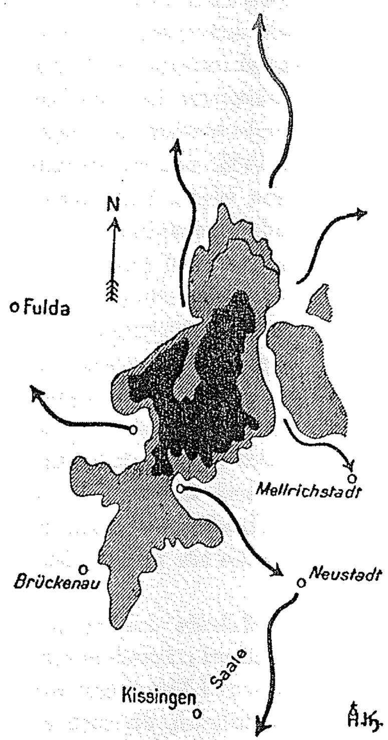


Abb. 78. Die Scheidekraft der Rhön

seinen Staat immer gesättigt wähnende Spießbürger eine solche Lebensgefahr für seinen Staat wie in Innereuropa. Nirgends aber ist dieser Typ so häufig, nirgends so schwer zu dem Grenzinstinkt aufzurütteln, den ich inmitten anderer Völker bei diesen, als ein wahres Feingefühl auch für Fernbedrohung, schon bei politischen Fernbeben habe selbsttätig aufzucken sehen.

Gelänge es, die Mehrheit unseres Volkes auch nur im Geiste seine heutige Machtgrenze entlang zu führen, so würde sie zunächst, wie wir das schon aus-

geführt haben, am meisten erstaunt sein, bis zur Machtergreifung der NSDAP. einen so großen Teil der Heimat, wie vielleicht ihre eigene (z. B. die Bewohner aller badischen Städte, Altbayerns mit München und Regensburg), sogar vertragsmäßig völlig außerhalb jeder staatlichen Wehr-Schutzmöglichkeit wohnen zu sehen: wie der Vogel auf der Stange – aber ohne die Möglichkeit, wegzufliegen.

Dann würden sie – allerdings zuweilen in kleineren Verhältnissen, als wir sie beim Suchen nach markanten Typen in den vorhergehenden Untersuchungen vorführten – der Reihe nach fast alle gefährlichen oder verderblichen Grenzarten und Grenzspannungen in Beispielen aus ihrem Umzug finden. Wir können uns also nicht, wie die meisten anderen Großvölker der Erde, hauptsächlich auf eine Art Grenze oder wenige vornehmliche Arten einspielen: den Silbergürtel des Meeres, wie Großbritannien oder Japan; Gebirgszüge von Himalaya-Mächtigkeit, wie der Norden des indischen Lebensraumes; anökumenische Zonen, Wüstengürtel und Bündelungen von Kettengebirgen, wie der chinesische Kulturboden oder weite Teile der Sowjetbünde; das von Waldgebirgen umgürtete Böhmen;

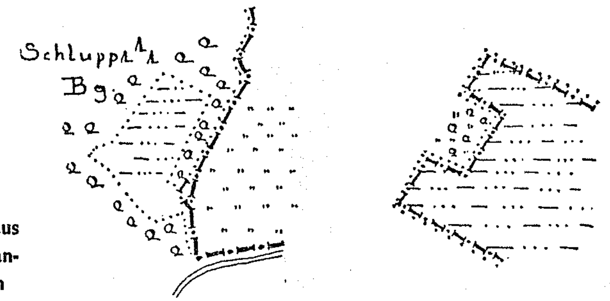


Abb. 79. Grenzanomalie von aus Flurgrenzen entstandenen Staatsgrenzen

das von Sumpfwäldern zu fast zwei Dritteln seines Umzugs geschützte Polen. Wir müssen uns beinahe mit allen Grenzarten abfinden, die in der gemäßigten Zone vorkommen, auf die wir nach dem Kriege beschränkt sind. Vor dem Kriege hatten wir auch alle Grenzformen der Tropen, ohne daß diese Tatsache dem politischen Vertretungskörper eines so spannungsreichen Staatsbodens jemals in seiner Verantwortungslast zum Bewußtsein gekommen wäre. Hochgebirgs-Urwald-Wasserscheiden tropischer Inseln (Neu-Guinea), Strommündungen und Flußläufe mit Galeriewäldern und Urwaldzonen (Rovuma und Kunene), Sumpfwaldgürtel (Kamerun), Vulkanmassive (Kilimandscharo), der Grabenbruch der ostafrikanischen Seen, abenteuerlich geformte Fluß- und Meerzutritte (Caprivizipfel, Sambesi, Kongo), Anomalien, wie die politisch-geographisch so außerordentlich ungünstig übernommene Oranjegrenze, die Exklave der Walfischbai befanden sich darunter; dazu kamen Scheiden weiter beherrschter Meeresteile und Seeräume, vulkanische Hochinselbogen (Marianen), Atollbildungen (Jaluit) und Korallenriffe als Barrieren. Unendliche Arbeit fleißiger Abgrenzungskommissionen hatte diese Grenz-

bildungen aus ursprünglich rohen Gradgrenzen, aus bloßen Interessenscheiden herausziseliert, und die geographische Kunst bei ihrer Auswahl wäre wohl besserer und treuerer Erinnerung wert, als die darin bewiesene kolonisatorische Leistung sie heute bei der Mehrheit des deutschen Volkes findet.

In dem Grenzsaum des Restrumpfes (467303 qkm Deutschlands, 78000 qkm Österreichs, zusammen rund 555000), der dem deutschen Volksboden wenigstens unter teilweiser Verfügung deutscher Volkheit nach dem Kriege von den 3150000 qkm des Deutschen Reiches und 675000 des Habsburger Staats von 1914 noch blieb, ist das als Grenzlandschaft einheitlichste Stück Kärnten. An dieser starken natürlichen Einheitslandschaft scheidet sich die östliche Grenzart ineinander verstrickter Streusiedelung, geradezu künstlich zerbrochener Landschaften von der viel geschlosseneren westlichen, jener „alten Mauer, vor der die herabgefallenen Stücke liegen", von deren Staatenbildungen keine mehr heute dem Reichsrest der deutschen Volkheit politisch nahesteht: Niederlande und Schweiz durch die Schuld der nur ihr Hausgut und ihr Familieninteresse bei der Liquidation des ersten Reiches in den Vordergrund stellenden Habsburger, Luxemburg und Elsaß-Lothringen durch die Schuld des zweiten Reiches der Hohenzollern, das sie nicht in seinen Bannkreis zu ziehen, noch weniger darin zu halten wußte.

So scheidet sich an Kärnten — nicht an der leider von innen her zerbrochenen Steiermark, was auch möglich gewesen wäre — der allgemeine westliche und östliche Grenztyp des deutschen Volksbodens. (Abb. 10, S. 39.)

Wir beginnen deshalb unter den hier errungenen Gesichtspunkten am besten gerade an dieser Stelle des Grenzsaumes eine kurze Umwanderung, die wir auch sonst von der Wasserkante aus landeinwärts ansetzen könnten. Aber wir würden in diesem Fall von einer durch den geschichtlichen Verlauf weit schlimmer verstümmelten und entgliederten Grenze der Nordmark ausgehen müssen, der zudem erst von 50 km landein an freie Schutzverfügung über den Volksboden zustand, während Kärnten — abgesehen vom Kanaltal — die einzige starke Vorkriegsgrenze des deutschen Volksbodens behauptete, die es heute noch staatlich ist: die Karawanken. Das war nur möglich dank der natürlichen Stärke dieser Einheitslandschaft im Grenzkörper, die selbst volksfremde, aber kulturzugewandte Mitsiedler zur Abstimmung für das deutsche Kärnten bewog (288). Jeder Deutsche müßte eigentlich einmal in seinem Leben dankbar auf der Karawankenhöhe und im Klagenfurter Ständesaal gestanden sein. (Vgl. für die folgenden Ausführungen auch Abb. 6–8, S. 30/31.)

Westlich der starken natürlichen Einheitslandschaft von Kärnten, an der die von Ratzel in der Idee geschaute uralte Mauer des ersten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation noch an der ursprünglichen Stelle aufragt — denn das Venezianische südlich der Karnischen Alpen war nie ein Teil deutschen Volksbodens —, folgen sich nun bis an die Wellen des Kanals und der Nordsee die „herabgefallenen Steine", in der verschiedensten Größe: das vergewaltigte Kernland der gefürsteten Grafschaft Tirol; das kleine, zur Schweiz abgetriftete Feudalrelikt Liechtenstein; die alten Kaiserpaßhüter: Graubünden, Worms, Veltlin, Claeven, die Urkantone, die Zähringerstädte Bern und Freiburg, und das so lange reichstreue Basel (289), heute alle Glieder der Eidgenossenschaft, oder auch ihr schon von der rückkehrenden romanischen Welle entrissen; Savoyen, gleichfalls ein Paßstaat; Mömpelgard, Wächterstaat der Burgundischen Pforte; das Elsaß, ein entrissener Teil der natürlichen Einheit der Oberrheinebene (290); Lothringen; das eingeschrumpfte Luxemburg; die alten Reichsbistümer Metz, Toul und Verdun; Lüttich, der Maashüter; das so heiß umstrittene Flandern, die Niederlande. Die — außer in Kärnten — überall zum Schaden Deutschlands rückwärts umgefallene Mauer aber erlag in der Ruine des Paßstaats Tirol der Forderung nach einer Wasserscheidengrenze, die der öffentlichen Meinung der Welt jenseits der Volks- und Rassengrenze durch Italien klug suggeriert wurde, während sich die Völkerscheide tatsächlich statt auf der Kammgrenze an der natürlichen Wehrlinie der Durchbruchsklammen (Salurner Klause) geschichtlich gefestigt hatte. Die Volkszusammenhänge und Weiderechte beiderseits des Kammes wurden dabei geopfert. Nebenan im Pustertal, wo sie den italienischen Ansprüchen abträglich gewesen wäre, ließ man die Wasserscheide als Grenze nicht gelten! (Paolo Drigo: „Claustra Provinciae.")

Während die kleinen ursprünglichen Paß- und Talstaaten der nördlichen Kalkalpen, wie Werdenfels, Berchtesgaden oder das den österreichischen und bayrischen Teil der bayrischen Hochebene verklammernde Erzstift Salzburg, zwischen dem erweiterten Paßstaat Tirol und dem in die fränkischen Stufen hinaussteigenden bayrischen Voralpenstaat aufgesogen wurden, blieb die zugleich als alemannisch-alpine Grenze gefestigte Scheide des Arlberg und der Montavon-Paznaun-Pässe zwischen Tirol und Vorarlberg auch politisch liegen, selbst als die verwandte Übergangslandschaft des Allgäu aus der westöstlichen Heerstraßenverbindung der österreichischen Stammlande mit Vorderösterreich, Breisgau und Sundgau entglitt. Vom Nordende Liechtensteins über den Bodensee — das alte Herzogtum der Alemannen an seiner natürlichen Zentrale: Konstanz—Reichenau schneidend — bis Basel erhielt sich dann unter stammverwandten Nachbarn eine von Gau zu Gau ursprünglich aus Kleingliederungen und der primitiven Alpen- und Hochrheingrenze gebildete Scheidung. Sie ward ein letztes Mal im Schwabenkrieg überprüft, bis auf unsere Tage in ihrem altertümlichen Stil, der nur unter guten Nachbarn möglich ist, also unter Lebensformen, die in Frieden miteinander leben wollen.

Am Rheinknie von Basel aber, an der Wende vom Hochrhein zum Oberrhein, vom reinen Kraftstrom zum Verkehrsstrom, schießt der seit Chur nur mehr an alemannische Laute gewöhnte, in seinem Einzugsgebiet gerade hier verengte Wasserlauf in sein größeres, heroisches Schicksal hinein (Abb. 80, S. 220). Hier ist es das Ringen zwischen der von den Romanen angriffsweise errungenen Idee der Strombarriere und der mit Gewalt zerbrochenen natürlichen Völkerscheide

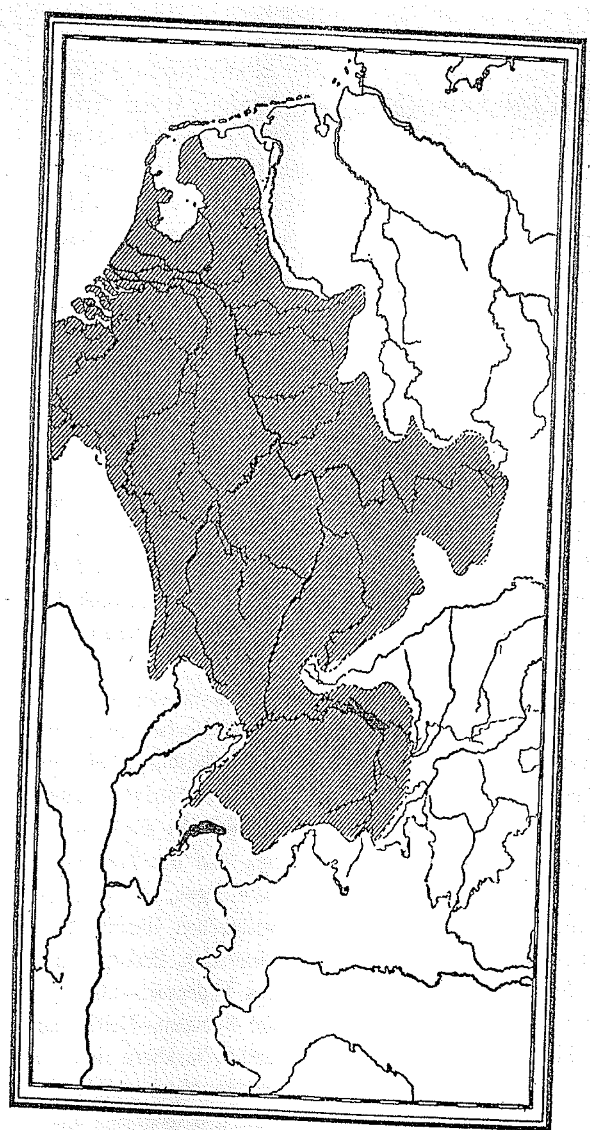


Abb. 80.
Das Einzugsgebiet des Rheinstromes

des Wasgenwaldes, das der Rhein- und Vogesengrenze seit Julius Caesar ihren blutigen und tragischen Zug verleiht. Denn am Wasgenwald hätten Plateaurand, Klimatrennung, Waldzone, Weiderechte, Bevölkerungswechsel und Sprachunterschied eine der selbstverständlichsten Naturscheiden zwischen großen Lebensformen des Erdteils natürlich ergeben. Wohl wird diese Naturschranke von zwei Völkerpforten durchbrochen: der Burgundischen Pforte und der Zaberner Senke.

Aber die Schmalheit ihrer verkehrsfreundlichen Spur von kaum je 10 km Breite wird weit überwogen von der Scheidekraft des sich über 260 km erstreckenden Bergzuges. Bitsch und seine deutliche Buntsandsteingrenze — die zugleich Wald von Hochflächen trennt — ist eine typische Gauscheide: eine gute Naturanlehnung für eine Binnengrenze, die als solche zwischen Elsaß und Lothringen auch lange Scheidekraft bewies, aber keine Großmachtgrenze. Nordwestlich von ihr führen nun, durch scheidende Zonen getrennt (wie das Vogel [291] ausführt), drei große Wanderstreifen gegen Moseloberlauf, Maas und Somme, auf die sich im wesentlichen der Vorstoß der Franken geworfen hatte. Seine Spur zeigt eine rückebbende Völkerwelle, die nun größtenteils, namentlich von den Reservat-Landschaften der westlichen und alpinen Rasse her aufgesogen, die weiteren „herabgefallenen Steine" zurückließ. Deren wichtigste Zinnenkrönung waren die von den protestantischen deutschen Fürsten an Frankreich verratenen Bistümer Metz, Toul und Verdun, vordem als Mosel-Maas-Riegel Bollwerke des Reiches. Eine starke Naturscheide, der Kohlenwald, der durch lange Zeiträume die Trennungszone zwischen Vlamen und Wallonen bildete, verdient noch eigene Erwähnung (292); dann wird durch die Adern des Kanalnetzes einst durchaus niederdeutscher, früher meerverbundener Städte wie Gent und Brügge die Nordsee erreicht.

Damit stehen wir an der Wasserkante, die ein im Gesamtverlauf seiner Küstenstrecke verkehrsfeindliches Stück der Nordsee in der Deutschen Bucht und ein verkehrsfreundliches, zur Abwehr fast ungeeignetes größeres Uferland der Ostsee am Kimbrischen Rücken scheidet. Auf dem Kimbrischen Rücken liegen zwei Flußgrenzen, die von Eider und Königsau, im Kampfe miteinander. Gegensätzlich als Wasserkante ist auch die Verwertung als Grenze zweier recht verschiedenen Küstengestaltungen, der tief eingebuchteten Förden mit den Städten im einspringenden Winkel im Osten und der vorgelagerten Inseln mit dem Wattenmeer im Westen. Ganz rohe Rechnungen seien hier nebeneinandergestellt, ohne begleitende Worte, damit die Zahlen reden, wie anderwärts die Steine:

	Luftlinie
Meerzutritt des Hohenstaufen-Reiches	ca. 5100 km
Deutschbeherrschter Nordmeerzutritt in der Blütezeit der Hansa .	„ 3700 „
Von Bildungen des Deutschen Bundes beherrschter Meerzutritt vor seiner Auflösung	„ 2400 „
Küstenlänge Deutschlands im Weltkrieg: ohne Kolonien 1330+1025. Nordsee und Ostsee	„ 1355 „
Küstenlänge Österreichs im Weltkrieg: an der Adria	„ 750 „
Meerzutritt deutschen politisch festgehaltenen Volksbodens nach dem Weltkrieg: 300+820	„ 1120 „
Küstenanteil des Stadt-Staates Danzig (unter polnischer außenpolitischer Vertretung)	„ 55 „

Helgoland war nach Vernichtung seiner Wehrbauten der langsamen, aber sichern und unaufhaltsamen Zerstörung durch die See preisgegeben; der Nord-

Ostsee-Kanal war entwehrt und schutzlos, ebenso wie die ganze Küstenlandschaft in 50 km Ausdehnung landwärts! Das war seewärts Adolf Hitlers Wehrerbe.

Das war die stumme Sprache der Wasserkante, deren rückpulsierendes Leben in den deutschen Volkskörper hinein noch 1901 eine Karte in „Petermanns Mitteilungen" (293) übersichtlich schildert. Dazu kam die Entdeutschung und künstliche Ausschaltung der wahren Anlieger in den Stromverwaltungen des Rheins, der Elbe, der Oder und Donau, wie der völlige Verlust von Weichsel und Memel.

Weichselmündungsstaat und Memelmündungsstaat könnten vielleicht, ähnlich den Erscheinungen der Westgrenze, wie auch die deutsche Reststellung in Lettland, Kurland, Estland als herabgefallene Steine eines wie im Westen nach rückwärts-einwärts zusammengefallenen Baues betrachtet werden, wenn sie nicht in Wahrheit zu fremden Wachstumsspitzen umkonstruiert worden wären. Danzig sollte irgendwie und irgendwann Polen in die Hände gespielt werden, Memel wurde schon jetzt durch einen jämmerlichen Verrat des Völkerbundes, der leider zu schnell vergessen worden ist, den Litauern als karger Ersatz für Wilna überantwortet. Weit eher wirkt als solcher Baublock einer alten Machtstellung die älteste und ehrwürdigste Kolonie der Ostwanderung unseres Volkes, Ostpreußen, so ähnlich, wie lange Zeit das Herzogtum Lothringen rings umflutet in der französischen Brandung stand. Ostpreußen ist die eine noch stehende Ruine der gewaltigen deutschen Siedelungszunge in der baltischen Moränenlandschaft, ein Rückzugsstadium des nördlichen der drei Siedelungskeile, die sich weit gegen Osteuropa vorschoben, deren zweiter das nördlich der Sudeten herumfließende, in Ostoberschlesien seiner Spitze beraubte Schlesiertum war, während die dritte durch Ober- und Niederösterreich die Donau entlang, durch Salzburg und die Alpenklöster und die Steiermark alpeneinwärts und zum Ostfuß des Gebirges drang.

Ihnen entgegen verzahnte sich zu einer wegen der vielen Streusiedelungen kaum scheidbaren Naht der polnische, tschechische und windisch-slowenische Gegenkeil. Das Unglück aber für die sich gegenseitig verneinenden und dennoch aufeinander angewiesenen Rassen ist in diesem weitgestreckten Streifen Zwischeneuropa, daß wichtige, an sich geographisch mögliche Verbindungen und Zusammenfassungen hüben und drüben politisch mißglückten. Dazu gehört auf deutscher Seite, daß es nicht gelang, bei der Rückkolonisation einen wirklich zusammenhängenden breiten Siedelungsstreifen in den heutigen Stromtälern und den Urstromtälern zu schaffen, und daß die Stärke des böhmischen Naturgebietes und seiner Waldfestung die durchlaufende Kolonisation des uralten germanischen Ostwegs zwischen Oder und March-Donau verhinderte, der in Frühzeiten der germanischen Geschichte geradeso wie in Böhmen aus mangelhaftem politischen Instinkt teilweise leergewandert worden war. Es ist ja eigentlich der mittlere Wanderweg, also ein innerer Ostweg im Gegensatz zu jenem Randflußpfade, der einst die Waräger von der Düna über Kijew zum Dnjepr und nach Byzanz führte,

und er war in seiner mährischen und Odersenke als Handelsweg zu den Germanenstämmen schon den Griechen wohl bekannt (294). Eine große Rolle spielt bei der Bildung der germanischen Ostgrenze an der Weichsel der Gegensatz zwischen Moränenrücken und waldfreien Lößlandschaften, die bei den ersten Westwanderungen der Germanenstämme als Wanderstreifen bevorzugt wurden, und den bei der Rückkolonisation zur Siedelung beliebteren, besseren, aber schwieriger zu rodenden und zu bearbeitenden Böden der Waldlandschaften des Urstromtals und seiner Verbindungswasserläufe und Kanäle. Beim Rückfluß der Kolonisation in den Stromtälern und Niederungen hat neben beschränkter Bauernkolonisation doch auch die städtische entscheidend mitgewirkt. Ihr stadtbildender, aber auch schon verstädterter, das platte Land nicht mehr überall bewältigender Zug aber half mit, den „diffusen" Charakter der deutschen Siedlung im Ostland, in Polen und Südosteuropa zu schaffen. Die Sprachinsel-Bildungen entstanden vielfach auf diese Weise.

Manchmal täuschte auch den deutschen Bauernsiedler — nicht nur den verstädterten — das Gefühl, durch deutsche Dynastien mit dem Stammboden, dem geschlossenen Volksgrunde noch verbunden zu sein, über die weiten Strecken hinweg, auf denen die Kultur- und Wirtschaftsverbindung hinter ihren Scharen tatsächlich doch schon abgerissen war. So war es im Königsboden des alten Siebenbürger Sachsenlandes, im Banat und in dem ähnlich wie das Egerland von einer vorgeblich deutschen Dynastie verhökerten Burgenland, das als einziges verlorenes Stück Volksboden nach dem Weltkrieg zu ihm zurückkehrte — freilich arg verstümmelt und seines natürlichen Verkehrsmittelpunktes Ödenburg und seiner sämtlichen Burgen, nach denen es heißt, beraubt (295).

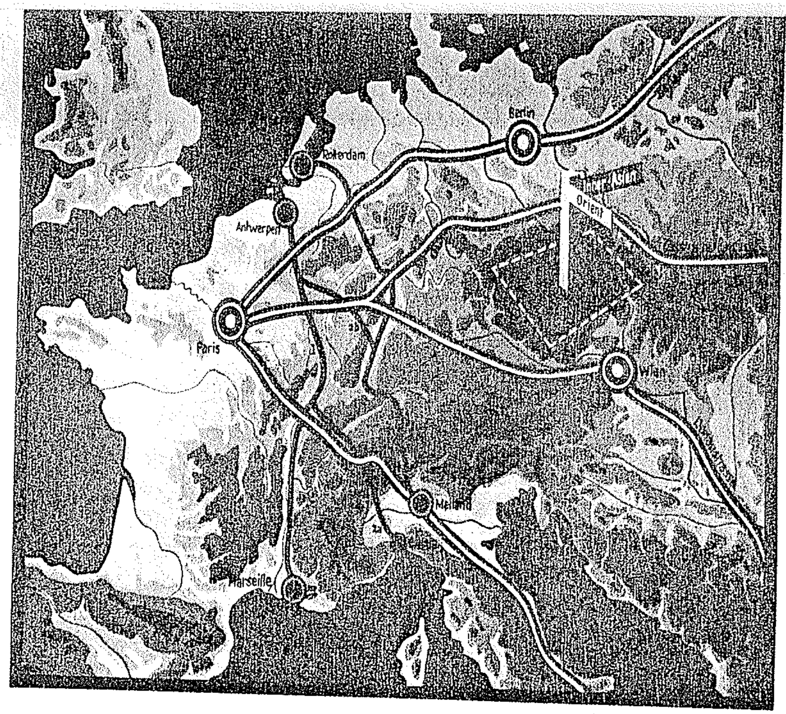
Fragen wir nach den letzten geopolitischen Gründen, warum — vom Grenzforscherstandpunkt her betrachtet — auf deutschem Volksboden die Einsicht des tragenden Staatsvolkes, die Kulturauffassung der Volkheit von den lebensnotwendigen und entbehrlichen Teilen eines bei solchem Volksgedränge an sich überall gleich heiligen Volksbodens, und die viel wacher beschützte Stammstruktur gerade in der Grenzschutzauffassung so sehr auseinanderklaffen? Fragen wir uns weiter, warum z. B. zu einer Zeit, wo Kaiser Karl V. den unersetzlichen Verlust der Schlüsselfeste der Westgrenze erkannte, sein Volk ihm hänselnd das Trutzlied singen konnte, daß ihm die wichtigste Grenzfeste, die „Metz" und die zentrale Feste, die „Magd" den Tanz versagt habe? Wir finden dann bei genauer Einzelprüfung als Grund die Tatsache, daß gerade in unserem Lebensraum die Binnengrenze und der Stammeswille zu ihrer Bewahrung fast überall stärker ist als der natürliche Außenschutz, das physische Organ der Außenhaut und das periphere Schutzgefühl — völkerpsychologisch und moralisch — des Reiches. Man hat uns Deutsche an mancher Stelle, wo man diese selbstmörderische Einstellung nicht begriff, geradezu national pervers gescholten (296).

Es ist Tatsache, daß man diese bis zur Selbstverstümmelung, bis zur Volks-

feindlichkeit gegenüber der eigenen Lebensform gehende Objektivität zugunsten fremder, uns vergewaltigender Völker und Staaten, dieses wunderliche Gemisch von politischer Kirchturmschatten-Beschränktheit in der Praxis und kosmopolitisch-übervölkisch verstiegener Phantasterei in der Theorie (das selbst in Naturen wie Goethe zuweilen dicht nebeneinander wohnt, während sich die Sachen längst hart im Raum stoßen), Söhnen geschlossenerer natürlicher Lebensformen kaum begreiflich machen kann. Wenigstens ging es mir so beim Versuch, leitenden Japanern unsern Zusammenbruch von 1918/19 in seinen seelischen Voraussetzungen zu erklären.

Auch die verkehrte Vorstellung, daß in einem Augenblick, wo sich das eigene Ruhebedürfnis im Grenzschutz geltend macht, dieser Zustand auch beim gegnerischen Nachbar eintreten müsse, und daß damit, also durch eigene Erschlaffung, die schlimmste Phase einer Raumkampfkrise überwunden sei, bedarf einer fortwährenden Bekämpfung bei uns Deutschen. Selbst so ernst zu nehmende Belege für den fortbestehenden Kampfwillen auf der Gegenseite, wie der Entwurf des zukünftigen Europa nach den serbischen Archiven (Anm. „Petermanns Mitteilungen" 1920 T. 34) fand keine Beachtung bei denen, die so gern internationale Versöhnungsworte glauben; und Graf Coudenhove-Kalergi konnte sein „Paneuropa" auf die dauernde Entgliederung Innereuropas unter weit verbreitetem Beifall aufbauen. Erst Loesch wies die Fehlkonstruktionen in diesem Bau nach (297). Daß diese als pazifistische Schöpfung aufgezäumte Paneuropa-Idee auch uns Raumberaubte in die bitteren Kämpfe um die Kolonien des französischen, belgischen und niederländischen Imperialismus hineinzerren würde, wollte man gerade in den Kreisen der Friedensfreunde gern übersehen. Dies alles fließt aus einer Quelle, von der ein wesentlicher Zufluß in der stark durch Binnengrenzen verkastelten Eigenart unseres Lebensraumes, ein zweiter in einer früh zutage tretenden Anlage unseres hochbegabten, aber zu schizophrenen Zusammenbrüchen neigenden Volkstums begründet ist (298). So werden wir einem dauernden Einfluß unserer landschaftlichen Umwelt, der sich mit einem nationalen Charakterfehler begegnet und zu gefährlichen Wellenhöhen steigert, auf der einen Seite durch unausgesetzte Erziehung und Aufmerksamkeit zu begegnen haben, die sich auf fremde Werbung und Vorbereitung schädlicher Ausbrüche zu richten hat. Auf der anderen Seite aber schöpfen wir gerade aus der Geschichte höchstbegabter Völker, wie Inder und Griechen, die ähnliche Charakterzüge haben, auch dort aus landschaftlichen Einwirkungen ursprünglich stammend und immer wieder durch sie verstärkt, eine Hoffnung! Sie fließt uns aus der geopolitischen Erkenntnis, die schon Ratzel uns vermittelt hat, von der größeren Dauer des Werkes mehrtypischer Einzelmenschen in Gruppen, vor allem aber der mehrtypischen Völker und Rassen in der Geschichte. Der eintypische erschöpft sich leichter: seine eintypisch kongeniale Stammlandschaft zeigt schneller (wie die mittelländische, wie die Mesopotamiens) ausgesprochene Zeichen der Erschöpfung, der

Abb. 81



Tafel IV. Die Saarpfalz in ihrer Grenzaufgabe

Abb. 81: **Die großen Straßenzüge Europas. Paris als Angelpunkt, das Reich als Durchzugsland.** (Geop. Reliefkarte 54, entworfen von H. Diehl.)

Abb. 82: **Frankreichs Vormarschlinien nach Osten.** (Geop. Reliefkarte 56, entworfen von H. Diehl.)

Abb. 83: **Die europäische Verkehrsscheide und Herrschlinie. Sie zeigt die entscheidende Bedeutung Saarbrückens.**

Abb. 84: **Die Sperrstellung der Saarpfalz. Ihr Verlust öffnet nach den Erfahrungen der Geschichte dem Gegner Mittel- und Süddeutschland.** (Geop. Reliefkarte 60, entworfen von H. Diehl.)

Abb. 85: **Die Riegelstellung Saarbrücken-Landau. Sie ist der letzte Schutz des Pfälzer Rheins und des Rhein-Main-Beckens.** (Geop. Reliefkarte 64, entworfen von H. Diehl.)

Abb. 86: **Wegelinien um die Senke von Kaiserslautern.**

Abb. 87: **Die Saarpfalz als Flankenstellung.** (Geop. Reliefkarte 63, entworfen von H. Diehl.)

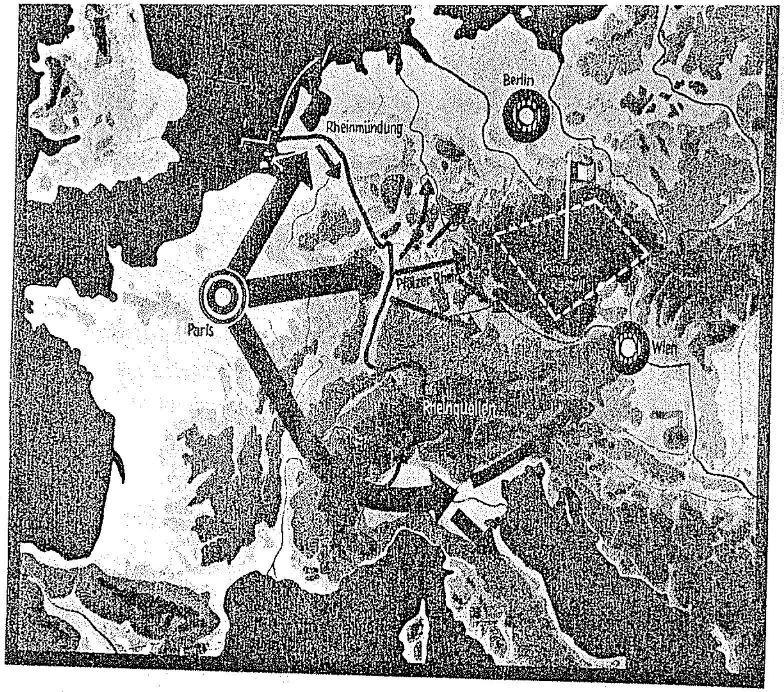
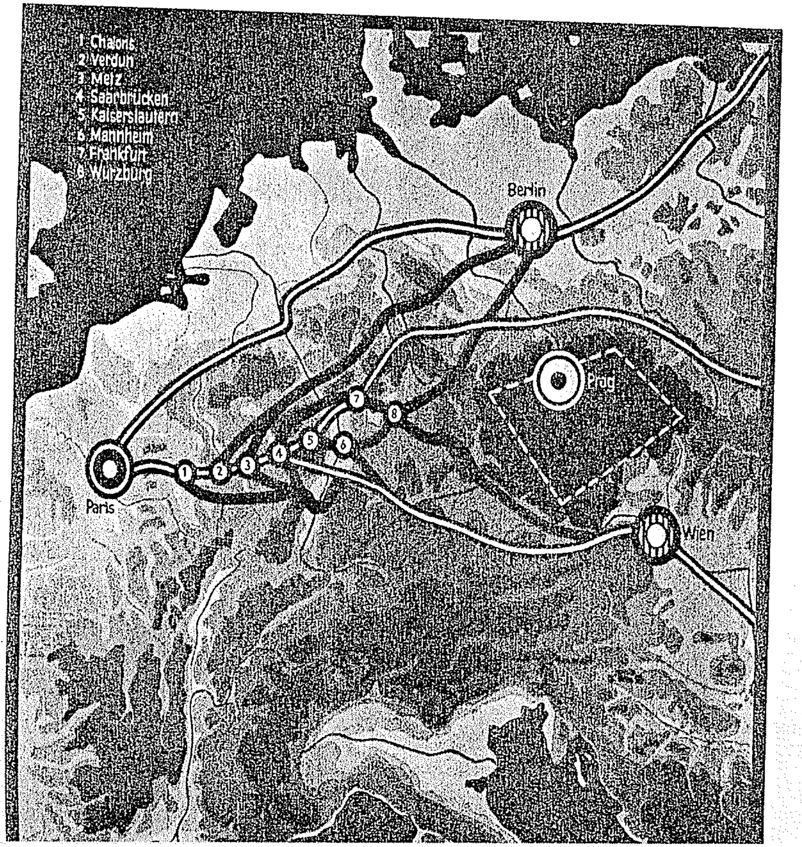

Rheinmündung
Berlin
Paris
Wien
Rheinquellen

Abb.
82


1 Chalons
2 Verdun
3 Metz
4 Saarbrücken
5 Kaiserslautern
6 Mannheim
7 Frankfurt
8 Würzburg
Berlin
Prag
Paris
Wien

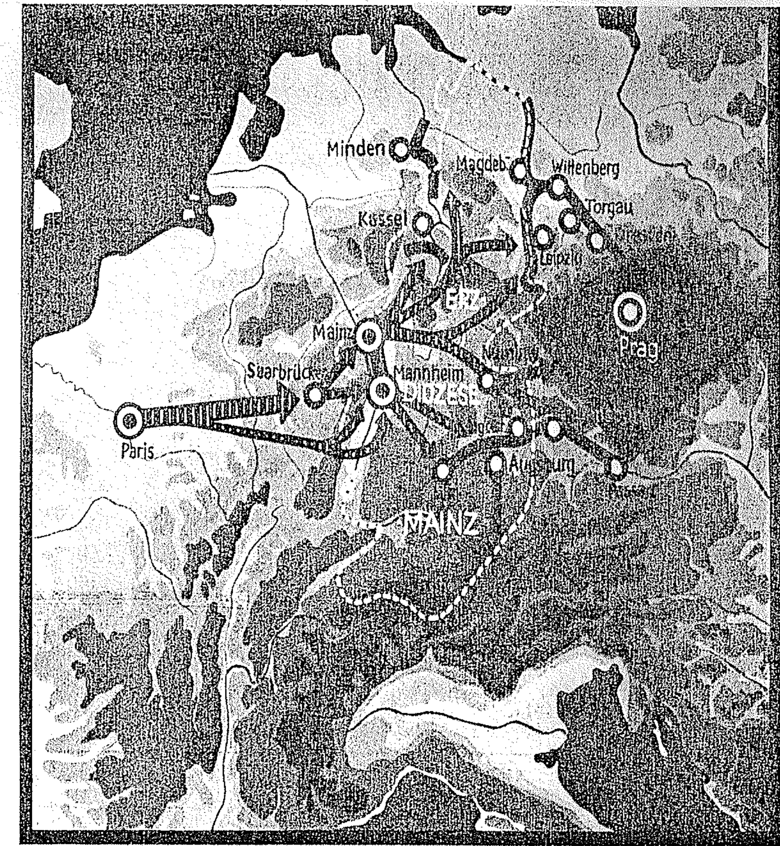
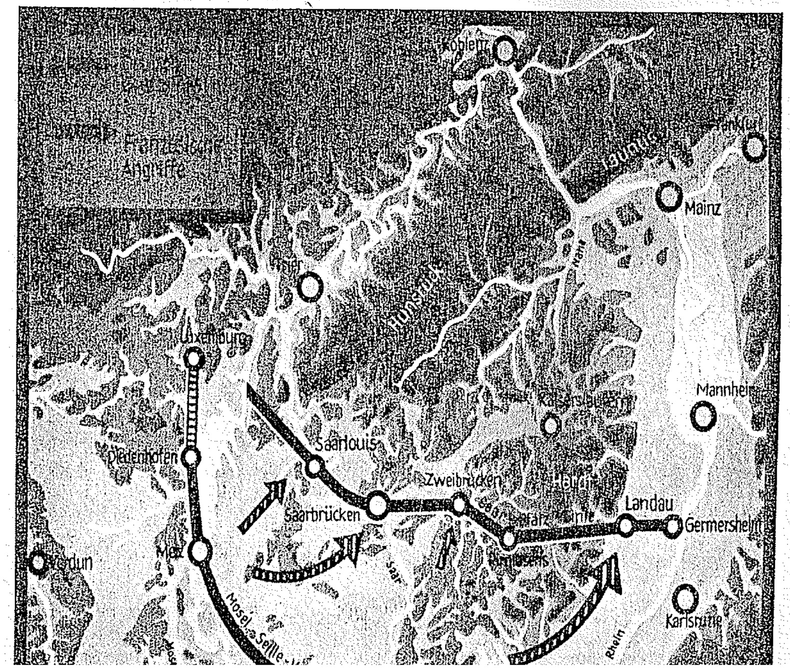

Minden
Magdeb.
Wittenberg
Kassel
Torgau
Leipzig
Mainz
Prag
Saarbrück
Mannheim
Paris
Augsburg
MAINZ

Abb.
84


Koblenz
Mainz
Luxemburg
Mannheim
Saarlouis
Diedenhofen
Zweibrücken
Landau
Saarbrücken
Germersheim
Verdun
Metz
Karlsruhe
Rhein

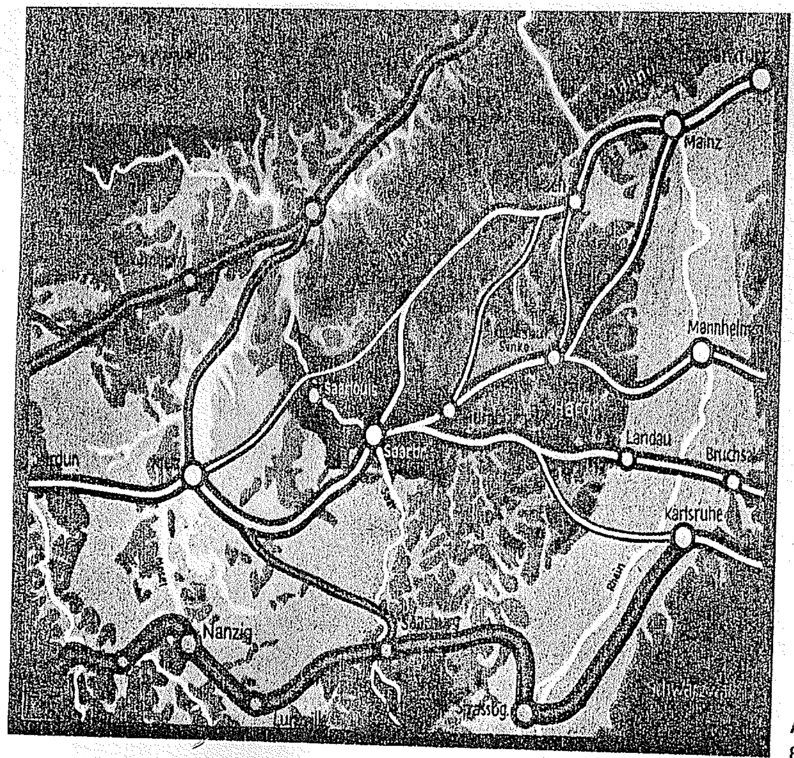
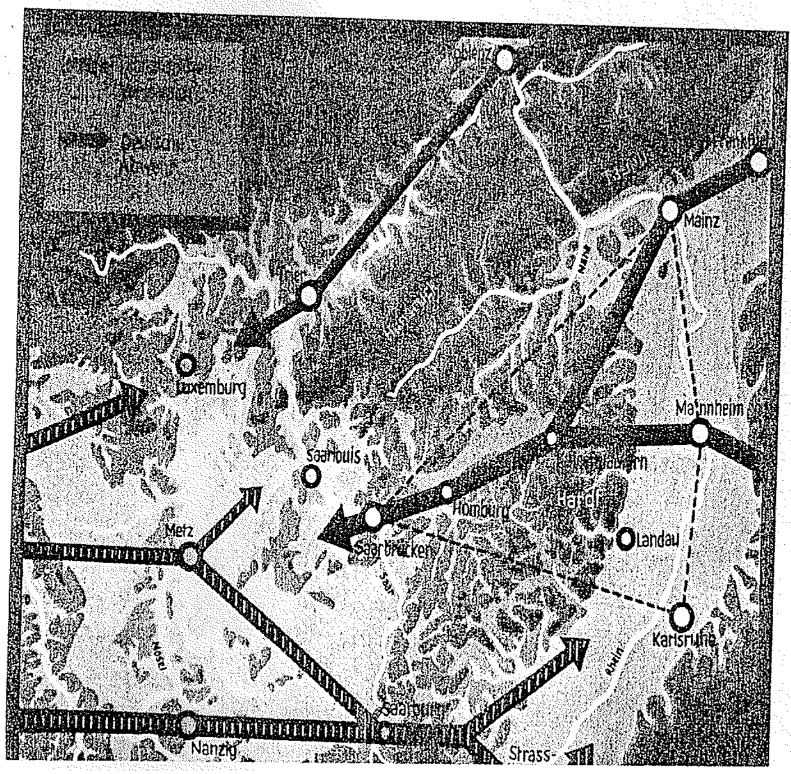


Abb. 86



Überwirtschaftung, und die Schöpferkraft der auf ihrem Boden Wohnenden erlahmt mit ihr. Bei mehrtypischen Menschen und Rassen aber steigen nach der Erschöpfung einzelner Teilräume Rassen- und Volksteile neu aus dem immer wieder sich regenerierenden großen Volksboden empor: ganze Landschaften dämmern und träumen darin noch in der stolzen Sicherheit, ihre Blüte erst noch vor sich zu haben, in wahren Frühzuständen dahin. So mag es kommen, daß Steine, die jahrhundertelang, vielleicht als zu störrisch und ungefüge, von den Bauleuten verworfen worden waren, wieder einmal zu Ecksteinen werden, die Grenzen erhalten, auf denen der sehr notwendige Neubau Europas und vornehmlich seiner Mitte in künftigen Jahrhunderten und Jahrtausenden wohlbewahrt ruht! Aber vorher freilich wird man noch allerlei Steine bewegen müssen, damit sie nicht auf eingemauertem Leben lasten, wie heute ringsum die Grenzen des deutschen Volkes und Reiches (299).

XXV

DIE BEDEUTUNG GEOPOLITISCHER BETRACHTUNGSWEISE FÜR GRENZDEUTSCHE PROBLEME (300)

Geopolitische Betrachtungsweise, die sich bemüht, politische Lebensformen im Lebensraum in ihrer Erdgebundenheit und Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung zugleich zu erkennen, hat für alle Grenzprobleme den großen Vorzug, daß sie gestattet, diese Fragen am ehesten frei von aller parteipolitischen Einstellung und weltanschaulichen Bedingungen voraussetzungslos, naturwissenschaftlich und biologisch richtig zu sehen und dennoch zugleich geschichts-philosophisch brauchbar, unverzerrt durch soziologische und staatswissenschaftliche Lehrmeinungen und den beträchtlichen Grad von Voreingenommenheit, den beide zu erzeugen pflegen.

Das ist aber gerade bei der doppelten peripherischen Funktion der Grenze eine Notwendigkeit, und noch weit mehr für den durch ihre Führung in seinen notwendigsten Lebensfunktionen biologisch in Nachteil gesetzten Partner, als für den bevorzugten. Denn an dem Benachteiligten wird es sein, das Empfinden und Urteil der Welt wach zu erhalten gegenüber einer biologisch falschen, daher für das Gedeihen der Gesamtmenschheit schädlichen Grenzführung wie z. B. in Oberschlesien. Der Begünstigte wird bestenfalls schweigen und besitzen, schlimmstenfalls aber durch Cant vorbeugend „den Quell der Wahrheit durch den Stab der Vorsicht" in seinem Sinne zu trüben unternehmen: eine Tätigkeit, die alle deutschen Grenzprobleme im höchsten Grad verwirrt hat, sogar in der eigenen Auffassung des geschädigten Volkskörpers.

Dazu kommt noch, daß die Einzelzellen der Grenzlandschaften selbst ein geopolitisch erfaßbares Eigenleben haben in Land, Gau und Einzelsiedelung, von dem zu ihrem größten Schaden die bedrohte, im Wachstum zurückbleibende Lebensform in der Regel weniger weiß als die wachsende. Sie wird sich naturgemäß für Landschaften interessieren, von denen sie hofft, daß sie ihr nächstens zufallen werden, die sie geopolitisch planmäßig unterminiert, „friedlich durchdringt", oder mindestens zu beeinflussen versucht, namentlich in den ihr verwandteren Teilen, Volkssplittern oder „sozialen Strata".

So handelt es sich also bei der geopolitisch betriebenen Grenzforschung um eine doppelte Untersuchung. Zunächst käme eine Forschung über die Grenzlebensräume und Lebensformen an sich: für Deutschland etwa Nordschleswig, Eupen-Malmedy, Saarland, Pfalz, Lothringen, Elsaß, Vorarlberg und Tirol, Kärnten, Steiermark, Burgenland, Mähren, der österreichisch-ungarischen Diaspora, alte Herzogtümer Auschwitz und Zator, Ostoberschlesien, Ostmarken, Danzig, Memelgau, bei denen es vor allem darauf ankommt, das starke Bewußtsein der Einheit in der Landschaft zu erhalten, namentlich bei solchen Ländern, die unsere Gegner mit gutem Grunde administrativ zu teilen suchen, wie Eupen-Malmedy, Elsaß, Tirol und Weichselgebiet.

Ein starker Länderinstinkt, Gaufestigkeit und Gemeindetrotz kann gerade bei Provinzialteilungsversuchen große nationale Erfolge erzielen, wovon wir nicht nur in Kärnten, sondern auch an dem mißglückten Teilungsversuch der Provinz Bengalen ein bemerkenswertes Beispiel sehen; denn deutsche Grenzlandschulung darf sich zur Schärfung ihres Blicks nicht nur auf deutsche Marken beschränken. Ebenso haben wir scharfe Wacht zu halten, daß die Versuche, „Mandatsgebiete" zu zerreißen und sie statt der immer noch vorzuziehenden internationalen Kontrolle ganz den Raubmächten in die Hände zu spielen, rechtzeitig zur Kenntnis der öffentlichen Meinung der Welt, namentlich der Vereinigten Staaten gebracht werden, die an der offenen Tür starken Anteil bekunden. Auch hier also ist geopolitischer Wachdienst dringend nötig.

Die zweite Arbeit gilt dann der Aufrechterhaltung der Beziehung abgetrennter und gefährdeter Teile zu dem Gesamtgefüge der größeren Lebensform, bei der wir sie erhalten wollen, in Kultur, Wirtschaft, Politik. Auch hier kann geopolitische Betrachtungsweise vor verhängnisvollen Fehlern schützen, wie wir sie gerade in Deutschland begangen haben. Mit gutem Grunde bildeten sich seit der deutschen Siedlung am Rhein überhaupt den Strom überspannende innerstaatliche Beziehungen überall da aus, wo kräftiges politisches Leben sich entwickelte: denn die germanische Idee wollte ja im Gegensatz zur romanischen den Strom nicht als Grenze, sondern als Lebensader ausbilden. Jede Rivalisierung von Bahnsystemen längs des Stroms, jeder schlechte Anschluß über ihn hinweg, jeder unterlassene Brückenbau, jede Verwendung des Stroms als Binnengrenze war also ein geopolitischer Fehler. Die Verewigung des Reichslandzustandes von Elsaß-Lothringen, von Bismarck als augenblickliche Aushilfe gebraucht, war der größte geopolitische Verstoß, den das Deutsche Reich machen konnte. Umgekehrt ist die Symbiose von Mannheim-Ludwigshafen eine der stärksten Klammern, die wir am Übergang des Oberrheins zum Mittelrhein besitzen, fast geeignet, die Wirkung der alten Pfalz am Rhein bis zu einem gewissen Grad zu ersetzen.

Ein geradezu abenteuerliches, geopolitisch lächerliches Unternehmen war der Versuch, den cisleithanischen Teil der Donaumonarchie bei einer ganz dünnen Hinterlandverbindung mit dem ganzen Verwaltungsgewicht Galiziens zu be-

lasten, während Ungarn sich des vollen Schutzes des als Glacis, nicht aber als peripherischer Teil eines Reiches behandelten Landes erfreute. Französische geopolitische Arbeiten, u. a. das bekannte „L'Europe et la question d'Autriche" von Chéradame, stellten denn auch schon 1902 die ungesunde geopolitische Struktur Cisleithaniens bloß, namentlich vom Standpunkt geopolitischer Grenzlandforschung, während man im deutschen Sprach- und Kulturgebiet dagegen die Augen verschloß. (Vgl. Abb. 55, S. 141.)

Andererseits ist eine bei uns fast vergessene und auch zur Zeit ihres Erscheinens nur in militärischen Kreisen beachtete französische Arbeit von Ténot: „La frontière" ein Vorbild, wie gerade nach tief empfundener Beeinträchtigung das Grenzbewußtsein wieder in einem Volk geweckt werden kann.

Der größte Vorteil geopolitischer Beschäftigung mit den nationalen Grenzgebieten ist aber, daß sie, ganz gleichgültig von welcher Parteistellung aus, mit Nutzen für jeden in der Volksgemeinschaft erfolgen kann und eine Gewähr dafür bietet, daß sich Verfechter der verschiedensten Weltanschauungen auf gewisse, sachlich unbestreitbare Tatsachen einigen können, wie das Vorwalten bestimmter Sprachen, Rassen, Bauformen in einheitlichen Grenzgauen, die Einheit auf gemeinsamen Verkehr angewiesener Landschaftstypen, die unzerreißbar sind, also einfach ein Zusammenwirken erzwingen. Es steht schon im Antlitz der Erde unverwischbar geschrieben, daß man über gewisse Tatbestände geschichtlicher, bevölkerungspolitischer Entwicklung, des Selbstbestimmungsrechtes einfach nicht auf die Dauer hinweggehen kann.

Da nun besonders die Vorgänge des verletzten Selbstbestimmungsrechtes, der Aufdrängung fremder Sprachen, des versagten Religionsunterrichtes in der Muttersprache, des Rückgangs der Ernährungskraft der Flächeneinheit (in Mandatsgebieten!) häufiger zugunsten des Unterdrückten, Landberaubten sprechen als zugunsten der Landräuber, haben wir ein höchst lebendiges Interesse, sie überall in scharfer Beleuchtung geopolitischer Betrachtung zuzuführen. Umgekehrt müssen wir die Gemeinsamkeit aller mit uns in gleiche Lage gedrängten Völker — je kultivierter, je künstlich entwehrter, aber unbestreitbar des Selbstbestimmungsrechtes würdig, desto besser — um den ganzen Erdball als Schicksalsgemeinschaft erkennen und deshalb mit Hilfe der Geopolitik studieren.

Wo dann zahlenstarke Interessengemeinschaft auf dieselben Gegner trifft, die Kultur, Macht und Wirtschaft vergewaltigen, da ergeben sich oft ungeahnte Möglichkeiten des Zusammenwirkens, die aber auch wieder geopolitischer Vorbereitung in der öffentlichen Meinung bedürfen (Achse Berlin—Rom).

Für die Art, wie solche geopolitische Vorbereitung positiv erfolgen kann, können als vorbildlich gelten: Ernst Tiessens geopolitische Studie über „Versailles und Fortsetzung" (K. Vowinckel, Berlin 1924), in der mehr für norddeutsche Betrachtung geeigneten Einstellung; die Arbeit von N. Krebs über Süddeutschland, K. Sapper über die Vogesengaue (Straßburg 1914, 1915), von R. Sieger über die

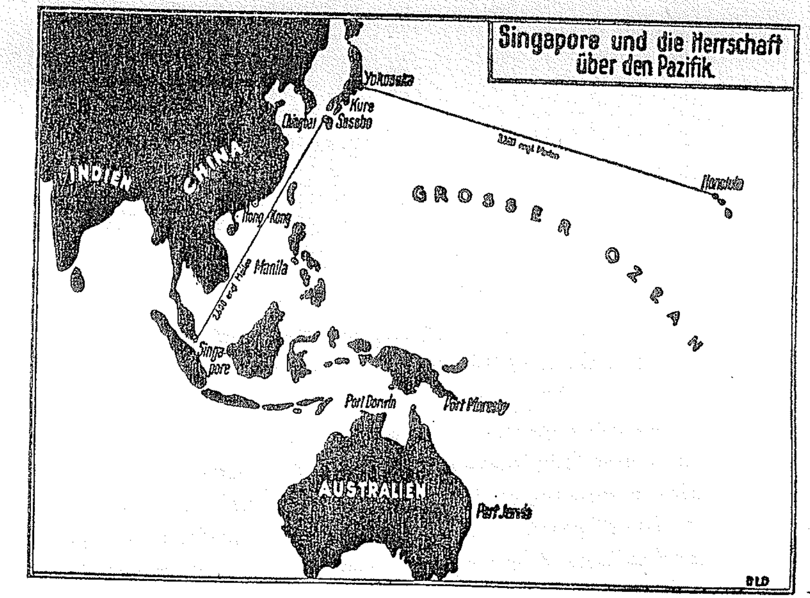


Abb. 88. Beispiel eines mit geopolitischem Blick gewählten Stützpunktes

Steiermark und Österreich im allgemeinen, von J. Sölch über die Tiroler Grenzführung in einer mehr für süddeutsche, mitteldeutsche und österreichische Auffassung wirksamen Weise.

Es gibt endlich auch eine Art **indirekter geopolitischer Erziehung**, die dahin strebt, an Beispielen, die dem Ressentiment ganz entrückt sind, etwa Indiens oder Ostasiens, Instinkt und Intellekt der Heimat zur Erhaltung der Grenz- und Lebensform zu schulen. Schon eine geschickte Auswahl fremder Arbeiten in guten Übersetzungen kann dafür höchst nützlich sein. Welche Lehren enthält doch für alle politischen Parteien Deutschlands, für die Probleme der Reichserhaltung und ihrer einzelnen Grenzgaue etwa Carthills „Lost Dominion", schlechtweg „Verlorene Herrschaftsfähigkeit" zu übersetzen (das wir deshalb

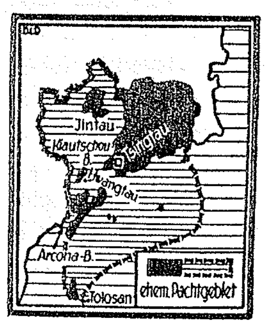


Abb. 89.
Tsingtau: Weder Stützpunkt noch Wachstumsspitze

einem rührigen deutschen Verlag für eine deutsche Ausgabe angelegentlich empfohlen haben [K. Vowinckel, Berlin 1924]).

Auch Russell in seiner Prophilippinen-Tätigkeit, Reid und Russell in ihrer chinafreundlichen, geopolitischen Arbeit, Sarkar als Vorkämpfer der großindischen Kulturbewegung, wie die wissenschaftliche Propaganda der Sowjets sind für uns nutzbar zu machen.

Hier finden sich mittelbar oder unmittelbar für deutsche Grenzlandarbeit verwertbar eine Fülle von Lehren, bei deren Ausziehung freilich große Vorsicht, örtliche Personen- und Sachkenntnis notwendig ist; und hier muß eben geopolitische Schulung den Hebel einsetzen.

Denn für Deutschland genügt längst keine Durchschnittsleistung mehr (die wir uns wohl früher in der Ausbildung unseres Außendienstes wie unserer politischen Führer auf diesem Gebiete gestatten zu können glaubten), wenn es hoffen will, den ihm nach seiner Volkszahl, Kultur-, Wehr- und Wirtschaftsleistung — leider nicht seiner politischen — gebührenden Platz unter den Weltvölkern wieder einzunehmen, zu denen es von 1918–1933 aus Mangel an Macht, Raum und Selbstbestimmung nicht mehr gehörte, aber seit 1934 wieder aufstieg.

Man sehe nur zu, wie sich die führenden Köpfe unterdrückter Völker, die jetzt im Aufstieg begriffen sind, gerade auf dem Gebiet der Völkerpsychologie, der Geopolitik, der naturwissenschaftlichen Beobachtung auch von scheinbar rein geisteswissenschaftlichen und willensbestimmten Anfängen aus selbst erzogen haben, von den Führern der Philippinen (Rizal), Jungindiens (Sarkar, Das, Lajpat Rai) und Jungchinas (Sun, Koo, Wu, Chiang) bis zu den geopolitischen Erziehern der Sowjetdiplomatie in Asien. Die Sowjets verfügen hier unzweifelhaft über einen ganz hervorragenden Grenzproblem-Beobachtungs- und Schulungsdienst, den erst kürzlich Sven Hedin (bei Besprechung von Oberst Koslows Hochasien-Expedition) und Erich Obst wieder hervorgehoben haben, und von dem solche Bücher zeugen wie der „Rote Gotha" (Jahrbuch für Wirtschaft, Politik und Arbeiterbewegung der Komm. Internationale) oder W. Doliwo-Dobrowolskis „Großozeanische Probleme" (russ.), Moskau 1924, endlich der Sowjet-Welt-Atlas.

In der Erkenntnis, daß eine Zeit geopolitischer Flurbereinigung, der Neuverteilung der Macht auf der Erde mit dem Weltkrieg nicht abgeschlossen ist, sondern angehoben hat, beginnt überall auf der Erde eine fieberhafte geopolitische Tätigkeit gerade in bezug auf Grenzprobleme, nach dem Shakespeare-Leitwort: „Bereit sein ist alles!" Wir hatten für die grenzdeutschen Probleme in der Zeit vor 1933 so gut wie nichts mehr durch Veränderung zu verlieren, aber außerordentlich viel zurückzugewinnen. Wir konnten uns nicht einmal mit dem Wort von Franz I. nach der Schlacht bei Pavia aufrichten: Es sei alles verloren, nur nicht die Ehre!

Gerade die Ehre war am meisten verloren worden, nicht im Kriege selbst, aber durch die Art, wie wir ihn als Gesamtvolk würdelos beendet haben und mit irregeleiteten Mehrheiten glaubten, Freiheit könne aus Unterwürfigkeit und Fahnenflucht erneut und geboren werden. Erst seit 1933 ist Ehre und Gleichberechtigung in der Weltgeltung wiedergewonnen, wenn auch noch nicht im Raum.

Achtung, Ehre und Macht waren wieder zu gewinnen — gerade in den grenzdeutschen Problemen drückt sich der Stand darin als im feinsten Manometer aus —. Das sind Güter, die nicht so sehr mit materiellem Wohlergehen zusammenhängen, als mit Mehrung und Wiederwerden der in breiten Volksschichten unterwühlten und vergifteten und zu erneuernden unwägbaren, volksseelischen Werte. Dazu hilft und rät weltüberschauende, geopolitische Betrachtungsweise mit ihren teils beschämenden, teils aber ermutigenden Vergleichsmöglichkeiten; sie führt wieder zuerst vom Dämmerzustand und Nichtwissen zum Wissen, und auf diesem einzigen Wege wieder zum politischen Können und Wollen, vor allem zu der verlorenen Sicherheit über sich selbst und seine Grenzen und ihre Probleme.

XXVI
ZUKUNFTSBETRACHTUNG UND SCHLUSSWORT

Indem er Zukunftsbetrachtungen und Schlußwort an eine Arbeit fügt, die neben wissenschaftlich erprobten und reich belegbaren objektiven Aufnahmen notwendig manches subjektive Werturteil umfassen mußte, wenn er überhaupt zu brauchbaren Abschlüssen, nicht nur zu einem großen „Non liquet" oder „Ignorabimus" kommen wollte, fühlt sich der Verfasser bestärkt und ermutigt, wenn er — seinen eigenen Arbeitsweg von der gewonnenen Höhe aus überschauend — andere, von ganz anderen Ausgangspunkten ansteigend, zu verwandten Ergebnissen kommen sieht und ihnen vorausarbeiten konnte.

So geht es zunächst mit einem Wort von Freyer, das ich, am Abschluß dieser Arbeiten in seinem gedankenreichen und geistvollen Buch: „Der Staat" (301) nach Bestätigungen suchend, fand: „Von außen gesehen — (und hier muß der Staat von außen nach innen gesehen werden, denn von außen nach innen wird er erbaut!) — ist der Staat nichts als eine geschlossene Kette von gesicherten oder verteidigungsfähigen Grenzen, von günstigen Glacis, von Marschstraßen und Flottenstützpunkten, von festen Plätzen und strategischen Bahnen, von Rohstoffquellen, Häfen, Märkten und Industrieplätzen, von Bevölkerungsausgleichen und arbeitsteilig zusammenwirkenden Provinzen..."

Von einem Vorkämpfer des Rechtsgedankens im Getriebe der Welt mit solchen Worten in seinen naturwissenschaftlichen und geschichtsphilosophischen Anschauungen bestätigt, tröstet sich auch der Vertreter der Grenzlandkunde, der nicht aus hastigem, voreiligem Trieb, aber mit schonender, Weistümer suchender Hand den Schleier vom Werdenden hebt. Soweit redliches Suchen der Wissenschaft dazu befugt, tastet der forschende Blick sich weiter von solchen Einsichten zu den Zusammenhängen zwischen labilen, noch der Auseinandersetzung harrenden Grenzzuständen der Menschheit und Hoffnungen Innereuropas; und hier ist ein hoffnungsreicher Zusammenhang unverkennbar. Wie aus dem Riesenbrand des sogenannten Weltkrieges von 1914 bis ? die Selbstbestimmung der unterjochten alten anderen Kulturerdteile emporgeblüht ist — als eine von den wahren Erregern des Kampfes ungewollte Nebenfrucht —, so könnte andererseits dieser

außereuropäische Auftrieb, durch Bindung der seine wahren Grenzen vergewaltigenden Kräfte, zur Entlastung des zusammengebrochenen Innereuropa beitragen.

Gerade dank allzu starren Verträgen, erlistetem Buchstabenzwang finden wir tatsächlich bei der Mehrzahl der Menschen alle Hoffnungen für eine lichtere Zukunft im riesigsten Maßstab auf Zerstörung von Grenzen gestellt, die ungerechte Vergewaltigung gezogen hat. Und hier wird sich bei der Gemeinsamkeit des Druckes früher oder später, wie zwischen Sowjetbünden, China und Panasiaten, auch zwischen den andern unterdrückten, erniedrigten, ausgebeuteten und täglich beleidigten Völkern das Gemeinsamkeitsgefühl und aus ihm die Möglichkeit gemeinsamen Handelns ergeben.

Selbst eine so pazifistische Persönlichkeit, die so sehr der Erhaltung des gegenwärtigen Rechtszustandes unerhörter Erniedrigung uralter, zahlenstarker Kulturvölker in unwürdiger Raumenge sich angepaßt hat, wie Graf Coudenhove-Kalergi, der Vorkämpfer der Paneuropa-Idee, schreibt ausdrücklich, daß er sich nicht denken könne, wie die Auseinandersetzung über die Abgrenzung der farbigen und weißen Rassen im indopazifischen Raum, zwischen so dichtbevölkerten, druckerfüllten Menschenbrutstätten und so menschenarmen, menschenhungrigen Reserveräumen der Erde, wie zwischen den Monsunländern und Australien, oder dem über den Pazifik imperialistisch ausgreifenden pazifischen Angelsachsentum ohne Krieg vor sich gehen solle. Er glaubt nur, sein Paneuropa — trotz der belastenden Zugehörigkeit des belgischen, niederländischen und französischen Kolonialreiches — dieser Auseinandersetzung fernhalten zu können. Aber welchen Grund haben wir noch in Innereuropa, als selbst maßlos Ausgebeutete, ein vor uns verriegeltes überseeisches Ausbeutungsland durch schweigende Zustimmung im Besitz uns feindlicher schonungsloser Ausbeuter erhalten zu helfen, etwa gar durch Teilnahme an Verbänden, die solche Ungerechtigkeit verewigen wollen? Wir wollen einmal den Zahlennachweis in ganz roher Rechnung für alle am Niederbruch der augenblicklichen Grenzfiktionen interessierten Millionen der Menschheit erbringen und dann zusehen, wie furchtbar ihre zahlenmäßige Überlegenheit ist, wie also eine echt demokratische Abstimmung über die gegenwärtige Verteilung von Macht und Raum auf der Erde und ihre Abgrenzungen ausfiele!

Den mindestens 100 Millionen unzufriedenen Deutschen gesellen sich da etwa 450 Millionen des chinesischen Volksstaats, 363 Millionen Inder und die 170 Millionen der Sowjetbünde, die 25 des französischen Kolonialreiches in Hinterindien und die 62 des niederländischen in Insulinde, die 12 Millionen Filipinos, die 4½ Millionen von Ceylon, die es alle in der Überzahl ihrer Organe der öffentlichen Meinung, in großen Kongressen schon ausgesprochen haben, daß sie die gegenwärtigen Grenzfügungen der Menschheit abändern wollen. Und außer diesen Millionen, schon an sich eine Mehrheit, sind selbst große Mächte der Gegenwart sehr in der Schwebe, wohin sie sich bei einer grundsätzlichen Auseinandersetzung

schlagen sollen, wie die 45 Millionen Italiens, die 100 Millionen des großjapanischen Reiches, in denen noch 22 Millionen Koreaner inbegriffen sind, die man außerdem um ihre Meinung befragen müßte. Die Stimme Ägyptens und der Nordafrikaländer hat sich auf dem Kongreß in Brüssel zu deutlich vernehmen lassen, als daß sie den Erhaltern des gegenwärtigen Zustandes beigesellt werden könnten, so wenig wie die Türkei Kemal Paschas, das Irak, mit seiner wiederholt wegen ihres Protestes aufgelösten Volksvertretung, oder die mit den Sowjets rückversicherten Staaten Persien und Afghanistan und neuerdings der entgliederte arabische Großraum oder das mit Dreiteilung bedrohte Palästina. Auf die Zustimmung der Mehrheit der angeblich ja zur Selbstbestimmung berufenen kleinen und großen Völker der Erde also können sich die Wahrer der Grenzen von heute nicht berufen. So bleibt ihnen lediglich der Rechtstitel der Gewalt, der Macht, der Berufung auf des milden Spinoza hartes Wort: „Quisquis tantum juris habet, quantum potentia valet!" „Jeder hat so viel Recht in der Welt, als seine Macht vermag." Es wirkt aber kläglich, wenn der Nutznießer aus Gewalt nach einem internationalen Büttel schreit, wie wir das von Ausbeutern und Unterdrückern gegen Unterdrückte erlebten, die sich eben gegen Gewalt vor allem mit der Wirtschaftskraft ihres Abwehrstreiks wehrten, wie von 1925 bis 1927 in China, oder durch bloßes „Nichtpaktieren mit dem Bösen" der Fremdmacht, wie bei der indischen Gandhi-Bewegung oder bei Japans und Italiens Reichserweiterungen.

Allerdings, wer ohne vorgehaltene Brillen mit fremder Brechung und Färbung in diese Verhältnisse und die furchtbare Ungerechtigkeit hineinsah, die sie enthüllten, der wird zugeben müssen, daß der Silberstreifen am Sehkreis, der uns so oft vor schweren Gewittern als „false dawn" vorgetäuscht wurde, rötlicher gesehen werden muß, als den augenblicklichen Trägern der Macht und den Grenzhütern der Erde lieb ist. Es ist mehr von Weltuntergangsstimmung darin, als namentlich die Rückversicherungen zum gegenseitigen Schutze der Mittelmäßigkeit Wort haben wollen, zu denen sich in Ländern, auf deren Boden der Parlamentarismus nicht ursprünglich gewachsen ist, die politischen Parteien jeglicher Mitte immer mehr entwickeln.

So muß gerade der geopolitisch Geschulte feststellen, daß diejenigen, die den Untergang des Abendlandes am auffälligsten zu vermeiden trachten, in ihrer lauen Einstellung zu Grenzfragen vieles tun, um ihn herbeizuführen. Umgekehrt sind es oft diejenigen, die des wildesten Radikalismus verdächtigt werden, die scheinbaren Zertrümmerer von Tafeln, wie z. B. die Vertreter totaler Staatsanschauungen, die geistigen Führer des chinesischen Südens und entschlossene Grenzkämpfer, die vielleicht zuweilen gegen ihre Wünsche manches vollbracht haben, um durch gerechte Neulegung von Grenzen ein haltbareres Gefüge der Zukunft aufzurichten. Sie wirken dann als entschlossene Grenzkämpfer, tapfere Markscheider zwischen nationaler, völkischer, grenzenwahrender und internationaler, rassenaufhebender, grenzenverwischender Weltanschauung.

Denn es gibt feige und müde Zeiten, die sich auch über starke Länder und tapfere Völker einschläfernd und kraftvergiftend legen, so daß sie das Raumerbe und die Wachsmöglichkeit der eigenen Kinder verschlafen und vertun. Und in solchen Zeiten erwirbt sich kein Verdienst um sie, sondern versündigt sich an ihrer besten Lebenskraft, wer ihnen nach dem Schnabel redet und sie in der Hypnose versinken läßt, und es wird Pflicht, sie wie Schlafwandler unablässig anzurufen, bis sie hören und aufwachen, um ihre Grenzen zu wahren und zu weiten.

Das Recht zu solchem Anruf fließt wohl noch überzeugender als aus rein wissenschaftlicher Arbeit an Grenzproblemen aus der Tatsache, daß man ein Leben lang ehrlich für diese einst so weiten und stolzen Grenzen seines Volkstums nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege, nicht nur mit Feder und Stift, sondern auch mit der Waffe, in Ost und West, gestritten, und sich selbst als kleinen Stein in die Masse der Marken seines Volkes geworfen hat. Und wenn dieses Volk jeden, der ihm guten oder bösen Rat in seinen Grenzfragen gab, geprüft hätte, wo er denn stand, wenn immer seine Grenzen auf dem Spiele waren, es würde über die geographische und politische Wacht an seinen Grenzen besser beraten worden sein.

NACHWEIS FÜR BENÜTZTES UND EMPFOHLENES SCHRIFTTUM ÜBER DIE „GRENZEN"

VORBEMERKUNG ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Die Nachweise sind bewußt in dem Zustand gelassen worden, in dem sie zuerst zur Auseinandersetzung Anlaß gaben und anregend auf die Gestaltung der „Grenzen" in einer Zeit tiefster Erniedrigung des deutschen Grenzzustandes wirkten.

Denn jene Seelenstimmung und der aus ihr hervorgehende volkspolitische Auftrieb bei der wissenschaftlichen Untersuchung der Grenzfragen dürfen auch in besseren Tagen niemals aus dem Bewußtsein eines Großvolks schwinden, auf dessen Volks- und Kulturboden dieselbe Hochspannung lastet, die Friedrich den Großen als verspotteten „roi des frontieres" zu Höchstleistungen zwang.

Aus diesem Grunde ist nicht versucht worden, ein glücklich vorübergegangenes Weltengewitter in den freundlicheren Farben späterer Beschreibung zu zeigen, und dadurch die Kraft des ersten Eindrucks im Nachkriegs-Schrifttum über die „Grenzen" abzuschwächen.

EINLEITUNG

1. „Eintagsfliege!" — So hat Theobald Fischer in seinem sehr bemerkenswerten Aufsatz: „Das Deutsche Reich in seinen heutigen Grenzen: eine Eintagsfliege!", Geographischer Anzeiger, Justus Perthes, Gotha 1900, Nr. 1, S. 1, das Bismarckische Vorkriegs-Reich genannt: „geographische Gesetze, die der Mensch wohl eine Zeitlang außer Wirksamkeit setzen, aber nie aufheben kann, bedingen, daß es wieder zerfällt, oder sich weiter entwickelt, bis annähernd sich die Staatsgrenzen auf Landesgrenzen stützen und damit allein dauernde werden können..." In den Gedankengängen dieses Aufsatzes lag eine der stärksten Anregungen zu der vorliegenden Arbeit!

I. DIE GRENZE IN DER GEOGRAPHISCHEN ANSCHAUUNG

2. Dr. Gustav Braun: „Deutschland", 1. Aufl., Berlin, Bornträger 1936, S. 311.

3. R. Sieger: „Die geographische Lehre von den Grenzen und ihre praktische Bedeutung." Verhandlg. des XXI. Deutschen Geographentags. Reimer, Berlin 1926; und an vielen anderen, später angezogenen Stellen seines reichen Lebenswerkes, in dem gerade die Auseinandersetzung mit Bild und Wesen der Grenzen einen breiten Raum einnimmt. Wer übernimmt die Sammlung dieses Lebenswerkes?

4. Besonders aufschlußreich in dieser Richtung sind u. a. die persönlichen Aufzeichnungen Napoleons I. und seiner Unterführer beim Überschreiten von Grenzzonen in der „Correspondance de Napoléon" oder den zahlreichen guten französischen Gen.-Stabs-Werken, u. a. Alombert et Colin: „Campagne de 1805 en Allemagne", mit zahlreichen Briefbelegen; Moltke: „Briefe aus der Türkei", Ges. Schriften, Bd. VIII; aus neuerer Zeit Schilderungen und Zeichnungen in Sir Jan Hamilton: „A staff officer's scrap book", Edward Arnold, London 1906, oder im „Bilder-Atlas" d. phot. Abtlg. d. jap. Gen.-Stabs 1905 über die kulturpolitische Grenze Koreas und der Mandschurei oder Sachalin.

5. Weitere Anregungen zu diesem Abschnitt fanden sich in den Bildbeigaben zu F. Ratzel: „Die Erde und das Leben", Bibl. Inst., Leipzig-Wien 1901 u. a. o., in G. Braun: „Deutschland", Berlin, Bornträger 1916 — darin der Bayer nur schmerzlich vermißt, daß S. 306 der altbayrische Landschaftsbegriff des „Innviertels", des „Chiemgaues", des „Ruperti-Winkels" dem bewährten

Bildschöpfer entging: eine Schuld des bayrischen Stammes, der, seine althergebrachten Landschaftsnamen für selbstverständlich haltend, sie auf Karten einzutragen unterließ. Daß sie Grenz- und Kern-Landschaften zugleich sind, macht den Chiemgau, wie den Huosigau (der Ammer) als Grenzlandschaftstypen bemerkenswert. K. Sapper: „Geologischer Bau und Landschaftsbild", Vieweg, Braunschweig 1917. K. Linnebach: „Die gerechte Grenze im deutschen Westen", 42 Karten, Berlin 1926, Rhein. Beobachter-Verlag; Dr. H. Cürlis: „Versailles-Vertrag", Film (200 m), I. Teil. Territ. Bestimmungen. Schicksal der Grenzen. Institut f. Kulturforschung, Berlin 1919. „Deutschlands Wasserwirtschaft", R. Hobbing, Berlin 1921; F. König: „Von der Not des Elsässertums in Geschichte und Gegenwart", Hochland 1920, IX, gaben weitere wertvolle Einzelanregungen.

Aus angelsächsischem Bereich: E. H. Hill: „The geography of international frontiers", London, Geogr. Journal Roy. Soc. 1906, II, S. 145, Bd. 28; James Logan Mack: „The border line", Edinburgh 1925, und die prächtige Darstellung einer der schönsten Grenzlandschaften Indiens durch die Feder von Younghusband und den Pinsel von Molyneux: „Kashmir", London, Black, 1911.

II. VOM BIOGEOGRAPHISCHEN WESEN DER GRENZE; GRENZ-EMPIRIE

6. Beobachtung von Schauinsland auf der Vogelinsel Leysan. Angezogen in F. Ratzel: „Erde und Leben", II. Bd., S. 595, als Beispiel für die Wirkung der Raumnot.

7. Z. B. „Erde und Leben", II. Bd., S. 550.

8. Lucretius Carus I, Vers 659, 965ff., 995 bis etwa 1045.

„Omne quod est igitur nulla regione viarum
finitum est..."

und

„si quis procurrat ad oras
ultimus extremas jaciatque volatile telum
id validis utrum contortum viribus ire
quo fuerit missum mavis longeque volare,
an prohibere aliquid censes obstareque posse?

Welche Freiheit der Vorstellung gegenüber der landläufigen seiner Zeit und einer viel späteren liegt darin!

9. F. Ratzel: „Höhengrenzen und Höhengürtel", erstmals V. f. Erdkunde, Leipzig 1895, dann Kl. Schriften, Bd. II, S. 173, München 1906, R. Oldenbourg, veröffentlicht.

10. F. Ratzel: „Erde und Leben", II. Bd., S. 676.

11. Zu diesem Abschnitt noch weiter: G. Braun: „Mitteleuropa und seine Grenzmarken", Leipzig 1917, Quelle & Meyer. Mit fesselnder Besprechung durch R. Sieger, Petermanns Mitteilungen 1918, S. 88; Dr. E. Czuber: „Die statistischen Forschungsmethoden", Wien 1921, L. W. Seidel & Sohn; Dr. Wilhelm Winkler: „Das Statistische Seminar über Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Kulturfragen des Grenzlanddeutschtums an der Wiener Universität" in „Mutterland", I, 3. Ein Beispiel für glückliche Verbindung: H. Aubin, Th. Frings, J. Müller: „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden", Bonn 1926. Richthofens „Überflügelungsfaktor" findet sich in „Das Meer und die Kunde vom Meer".

III. RECHTSBUCHSTABE UND LEBENSDRANG

12. Vgl. die Arbeiten von Fawcett darüber, dann des Institut of International Affairs, London, namtl. 1937.

13. Graniza, die Grenze, ist nordischer Entlehnung; mjescha, der Rain, aber der umstrittene Markbegriff der Ukraina (Randland, Saumland, Kantenland), ein großes, geschichtliches Motiv der russischen Entwicklung; an ihrem Südrand saß die eigenartige Markwächterbildung der Kosaken, die Siätsch, der Saporoger, der Stromschnellenüberwinder, der geborenen Grenzkämpfer. Eine abschließende Arbeit über den Grenzbegriff in der russischen Geschichte und Volksphantasie ist mir leider nicht bekannt.

14. Vieles davon ist in Bauernfeind: „Vermessungskunde", Bd. II, S. 348ff., berührt.

15. E. Zeller: „Religion und Philosophie bei den Römern", Berlin 1866.

16. Vgl. die bischöflichen Rechte von Seo de Urgel im Protektorat über Andorra, das sich die heute noch mittelalterliche Kleinstadt trotz mehrmaliger Einnahme durch die Franzosen gemeinschaftlich mit Frankreich zu erhalten wußte; oder die zähe Verteidigung seines bischöflichen Rechtes an der Saar durch den im Elsaß geborenen Bischof Korum von Trier. Vgl. Frankf. Ztg. v. 25. Febr. 1922: „Frankreich und die Trierer Bischofswahl!"

17. H. Aubin, Th. Frings, J. Müller: „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden", Bonn 1926, Röhrscheid, 77 Abb. u. Karten über Festbräuche, bes. jahreszeitl. Feuer.

18. „Petershüttly, ein Friedensziel in den Vogesen", von Dr. K. Kiesel, Berlin, Reimer, 1918, weist sie schon am urdeutschen Namen an der Vogesengrenze nach; die Tatsache der Besiedlung der penninischen Täler durch Nicht-Italiener.

19. Vgl. u. a. E. v. Wertheimer: „Friedenskongresse und Friedensschlüsse im 19. und 20. Jahrhundert", Berlin 1917, Ullstein, oder „Handbuch der Politik", Bd. VI, Urkunden, Berlin 1926: „Beispiele formgebender Staatskunst", auch „Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie", herausgegeben von K. Strupp, Berlin und Leipzig, W. de Gruyter, 1924 ab.

20. So u. a. im Verhältnis zwischen Ver. Staaten und Philippinen, wie es z. B. Russell beleuchtet, oder Emil Kimpen in: „Die Ausbreitungspolitik der Ver. Staaten von Amerika", Berlin 1923, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, und neuerdings Scott Nearing und Joseph Freeman in „Dollar-Diplomatie", Kurt Vowinckel, Berlin 1927.

21. Vgl. Stellung von Roussillon in Eugène Ténot: „La Frontière", Paris, Rouam 1893, S. 367.

22. „Go, get you home, you fragments . . ." Shakespeare, Coriolanus Act I, 226.

23. Die Untersuchungen vor allem von Gradmann über das Verhältnis von Limesforschung und Germanenwald regen hier besonders an. Eine Gedankenreihe springt auf, deren unmittelbarer Zusammenhang mit Clausewitzens „Stärkere Kampfesform und Kampfesform des Stärkeren" anklingt, wenn wir an das lineare Ausbauen seiner imperialistischen Grenzstellung durch das Staats- und Rechtsvolk der Römer an den Enden seines mittelmeerischen Raum-Optimums denken, und an das Heranschlagen der nordischen, germanischen Völkerwellen dagegen bis zum Zusammenbruch. Für die geistigen Oszillationen der romanisch-germanischen Grenze vgl. J. C. Bluntschli: „Römische Weltherrschaft und Deutsche Freiheit", Berlin 1872, S. 11; für die angelsächsische Synthese Bernard: „Imperium et libertas!" London 1901.

Rückschritt und Untergang, Rückbildung von Kulturgrenzen finden sich fein untersucht bei Dr. Heinrich Schurtz: „Urgeschichte der Kultur", Bibl. Inst., Berlin-Leipzig-Wien 1912, S. 78 bis 93. Vergleiche mit Spengler liegen nahe. Auf große Ruinenlandschaften bezogen, ist F. K. Endres: „Ruine des Orients", gut gesehen; die geisteswissenschaftliche Seite des Problems findet sich angeschlagen in K. Hildebrandt: „Norm und Verfall des Staates", Dresden 1921; auch bei Freytag-Loringhoven: „Die staatlichen Grenzen in Europa", Deutsche Verl.-Anst. f. Pol. u. Geschichte, Berlin 1921.

Die beiden vollkommensten Untersuchungen des Problems für innere Grenzen von Stämmen innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft unserer Tage sind wohl: Dr. W. Peßler: „Niedersächsische Volkskunde", Hannover 1922, neben anderen Untersuchungen des vorbildlichen Kulturbodenforschers, und H. Aubin, Th. Frings, J. Müller: „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden", 77 Abb., Bonn 1926, Röhrscheid.

Ähnliche Arbeiten für Alemannen- und Bayern-Stamm sind im Gange, zu Abschlüssen aber noch nicht verdichtet, vielleicht am weitesten vorgeschritten in Dr. Bruno Schweizers- (Diessen) Dialekt-Grenzkarten im alemannisch-bayrischen Übergangsgebiet. Eine Probe davon gibt die Bespr. d. XIII. Ber. d. Kommission f. d. Bayrisch-österreichische Wörterbuch, Wien 1926, in „Teuthonista", III. Bd., Heft 2/3, Bonn 1927, F. Klopp.

Für die Formen von Grenzveränderungen siehe die in 19 geg. Lit.

IV. VOM SCHRIFTTUM ÜBER DIE GRENZE

24. Pet. Mitteilungen 1896, S. 102 und 103, Ziff. 4.

24. O. Maull: „Geographische Staatsstruktur und Staatsgrenzen", Kartographische Zeitschrift 1919. Vor allem: „Politische Geographie", Berlin 1925, Bornträger, namentlich S. 133ff. und 602ff. und Fig. 609.

26. A. Dix: „Politische Geographie". I. Allgemeiner Teil. II. Politische Geographie der Gegenwart. München u. Berlin 1911; „Politische Erdkunde", Breslau 1922; Helmolts „Weltgeschichte", Bd. I—VIII, Bibl. Inst., Leipzig-Wien 1913; E. Schöne: „Politische Geographie", Leipzig 1911ff., B. G. Teubner, S. 49—67.

27. Roy. Soc. Geogr. Journal 1914.

28. Roy. Soc. Geogr. Journal 1916 u. a. O.

29. U. a. in „Géographie de l'Histoire".

30. F. Ratzel: „Kl. Schriften", Bd. II, S. 350. „Ethnographie und Geschichtswissenschaft in Amerika."

31. Annual report American Historical Association. Washington 1893.

32. American Historical Review 1896.

33. F. Ratzel: „Kl. Schriften", Bd. II, S. 524 und 525.

34. George Etsujiro Uyehara: „The political development of Japan 1867—1909", London 1910, Constable & Co., S. 7, 10, 15, vor allem: 17 und 18: ein für die Gesamteinstellung des japanischen Volkes zum Grenzumzug seiner staatlichen Lebensform höchst wertvoller Einblick.

35. R. Sieger: „Grenzen" in „Deutsche Arbeit", 21. Jahrgang, Heft 3, Dezember 1921, Reichenberg-Berlin.

36. R. Sieger in den Verhandlungen des XXI. Deutschen Geographentages zu Breslau.

37. Belegt in Chéradame: „L'Europe et la question d'Autriche." Paris, Plon-Nourrit 1901, S. 6 u. a.

38. Förster: „Zur Geographie der politischen Grenze." Mittlg. d. Ver. f. Erdkunde, Leipzig 1892.

39. A. Dix: „Politische Erdkunde." Jedermanns Bücherei, Ferdinand Hirt, Breslau 1922, S. 49 bis 51 und 76.

40. E. Schöne: „Politische Geographie." Teubner, Leipzig 1911, Aus Natur und Geisteswelt.

41. F. Ratzel: „Anthropogeographie", I. Bd., S. 171.

42. Dr. Otto Schlüter: „Ferdinand v. Richthofens Vorlesungen über allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie." Dietrich Reimer, Berlin 1908, S. 75 u. 90.

43. Jan Hamilton: „A staff officer's scrap book", s. o., I. Bd.

44. Um noch einige besonders leitende Stellen zunächst in den Werken von F. Ratzel zu nennen, führen wir an: in der „Anthropogeographie", I. Bd., S. 169, II. Bd., S. 83; in „Erde und Leben", II. Bd., S. 550, 606—617; in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten" das vierte Gesetz, S. 102 und 103 in Pet. Mittlg. 1896; in der „Politischen Geographie", S. 444 bis 528 und die Arbeit: „Über allgemeine Eigenschaften der politischen Grenzen", Leipzig 1892. Hermann Wagner schließt sich in der „Allg. Erdkunde", Hahn, Hannover-Leipzig I, bes. auf S. 825—831 Ratzel an; Sieger baut seine Namengebung fort.

Eine Früharbeit ist G. L. Petzet: „Zur Morphologie geographischer Grenzen", Globus, XXVII, 1875.

Wertvolle Durchblicke eröffnet planmäßiges Durchprüfen von großen Zeitschriften, vor allem von Petermanns Mitteilungen, auf den darin sich ausdrückenden Wandel der Einstellung zum Grenzproblem. Auch die Prüfung von Reiseschilderungen, Darstellungen von Kriegsereignissen, Tagebüchern in dieser einseitigen Absicht kann als fruchtbar nahegelegt werden. Man vergleiche etwa Goethes „Italienische Reise" mit Dr. Th. Stettner: „Eine Fahrt mit dem Lindauer Boten nach Mailand 1627" (5½—6 Tage), „Bayerland" 1905, S. 135 und 152, und dem Mailand-München-Flug, aus Josef Furttenbachs „Newes Itinerarium Italiae", oder man halte Goethes Valmy-Notizen zusammen mit des Dichter-Soldaten Jan Hamilton ersten Eindrücken aus dem ersten Aufeinanderprallen ostasiatischer und russischer Macht unter annähernd gleichen Erfolgsbedingungen, mit seinen Gefühlen beim Einbringen der ersten Gefangenen seiner Rasse durch die Japaner, die er begleitete, und den farbigen Erfahrungen Deutschlands am Rhein.

V. DIE SCHEIDEKRAFT UNBEWOHNBARER ERDRÄUME

LEBENSFEINDLICHE GRENZEN

45. F. Ratzel: „Über die Anwendung des Begriffs Ökumene auf die geographischen Probleme der Gegenwart." Verhandlungen d. k. Sächs. Akademie der Wiss., 1888, dann Anthropogeographie, II. Bd., S. 75, Einzelnes S. 3, 5, 6, 7, 9, 11, 13, 26, 38, 45, 55, über den Begriff der Anökumene S. 14, 60 u. 61, die anökumenischen Streifen; in „Erde und Leben", II. Bd., S. 597: Individualität der Lebensräume u. biograph. Grenzen gegen anökumenische; S. 612: Auffassung der Grenze als Kampfplatz.

46. C. Hassert: „Nordpolargrenze der bewohnten Erde." Diss. Leipzig 1892; die nord- und südpolaren Besitzergreifungen der Ver. Staaten, des britischen Reiches, der Sowjetbünde, Australiens, Neuseelands, Kanadas, die norwegischen in Spitzbergen; E. Schöne in s. „Politischen Geographie", S. 110, über die tropische Anökumene, die auch Sapper in seinen Wanderungen mit den Indianern durch tropische Hungerwaldungen schildert, oder auf S. 97.

47. Berger: „Geschichte der wissenschaftlichen Geographie der Griechen", II. Bd., S. 135 und folg.

48. F. Ratzel: „Höhengrenzen und Höhengürtel." Kleine Schriften, Bd. II, S. 173; eine der anregungsreichsten, auch später noch zu behandelnden Fassungen einer vertikalen Betrachtung des Grenzgedankens.

49. Rowland-Kalling: „Erlebnisse auf Sumatra." Zeitschrift f. Geopolitik, 1924, S. 785.

50. A. Schweitzer: „Zwischen Wasser und Urwald" und andere seiner Veröffentlichungen über

seine aufopfernde Tätigkeit in der tropischen Hyläa (Lambarene) enthüllen mit einer nicht in allen tropischen Reisebeschreibungen geübten Offenheit die ungeheuren Widerstände gegen weiße Arbeit in den Tropen, selbst wo sie von so hingebendem Heldentum geleitet und angespornt wird wie in diesem Falle.

51. Rußlands Ringen um Erweiterung der nordischen Anökumene bis zur Umrandung des Nordpazifik ist in K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", Berlin 1925, Vowinckel, auf S. 137 mit einer Karte, im Abschnitt X im Zusammenhang, und in den Lit.-Bemerkg. 82—88 mit Quellen belegt, die zu weiteren führen. Sie legen eines der wichtigsten Dauermotive der russischen Ausdehnungspolitik bloß, das sonst als arcanum imperii selten berührt wird.

Vgl. auch: Inrj Semjonow: „Die Eroberung Sibiriens", Berlin 1937, Ullstein.

52. Ph. Fr. v. Siebold: „Nippon", 2. Aufl., Würzburg und Leipzig 1897, II. Bd., S. 207ff., schildert die Reise des Mamia Rinso, die auf Befehl des Shoguns 1808, unter dem ersten Eindruck einer rauhen russischen Randberührung von der nordischen Anökumene her (in der Aniwa-Bucht), zur Aufklärung gegen diese russische Annäherung unternommen wurde. Ich habe in meiner Diss.: „Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans", München 1914, die Wirkung dieses jähen Aufgeschrecktwerdens des Inselreiches aus seinem Sicherheitsgefühl der Anlehnung an eine nordische unbewohnbare Landschaft, aus der keine Gefahr befürchtet wurde, auf S. 30 und den folg. zusammenzufassen versucht. Es führt dann eine logische Reihe von jenen Versuchen 1808 über Siebolds Bericht darüber von 1826 zum Russisch-Japanischen Krieg von 1904/5 und der Besetzung von Nordsachalin von 1919, endlich zu den Abkommen zwischen Japan und den Sowjetbünden und Chinas Rückgewinnungsversuchen an der chinesischen Ostbahn, schließlich zu den Fern-Ost-Wirren von 1931—34 und 1937. Aber auch das nordamerikanische Angebot einer Eisenbahn von Alaska nach Kansk, falls nur eine 50-Werstzone beiderseits der Bahn politisch und wirtschaftlich den Nordamerikanern eingeräumt würde, ist ein Teilstück jenes zähen Ringens um die Schutzanlehnung an die nordpolare Anökumene beiderseits des nordpazifischen Ozeans.

53. Paul S. Reinsch in „The Nation", New York, 3. Mai 1922, über mongolische Schutzzone und Gobi.

54. „Podsjol", vorherrschende Bodenart des nördlichen Rußland, heller, sandiger, wenig fruchtbarer Waldboden gemäßigten Klimas über Eiszeitablagerungen, im Gegensatz zu

55. „Tschernosjom", dem fruchtbaren, schwarzbraunen Steppenboden (vielfach über Löß) südlich etwa der Linie Lemberg—Kijew—Tula—Nischni-Nowgorod—Kassan—Perm-Ural.

56. Über den Gegensatz zwischen Küstenkulturen und Toriadja, den Negritos des Innern, u. a. Brüder Sarasin in ihren Schriften über Celebes und Bunkichi Horyoka: „Nihon oyobi Han Taiheiyo Minsoku no kenkyu", Tokyo, Januar 1927.

57. Ausgezeichnet in seinem Übergang in die ganze Weltanschauung dargestellt bei Reche: „Tangaloa", München 1926.

58. Eduard Sueß: „Das Antlitz der Erde", II. Bd., S. 256: Vergleichung der atlantischen und der pazifischen Umrisse.

VI. VOM „SILBERGÜRTEL". DAS MEER ALS GRENZE

59. Anläufe dazu finden sich in James Fairgrieve: „Geographie und Weltmacht", deutsch v. Martha Haushofer, Berlin 1925, Kurt Vowinckel, 67 Skizzen und Karten, in den Abschnitten V, IX, X und XI, dann XIX. Auch James Johnstone: „A study of the Oceans", London 1926, Arnold, versucht von der Ozeanographie her zu anthropogeographischen Methoden zu gelangen, Admiral Sir Reginald Custance in „A study of war", London, Bombay-Sidney 1924, von der Seestrategie her zu kriegsgeographischen Methoden im Stil von Clausewitz durchzustoßen. Mahan hat sie für das amerikanische Mittelmeer, Lautensach für die drei Mittelmeere zu lösen versucht, wie ich mit der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" für das größte Meer der Erde.

60. Z. B. in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", in Philippsons „Mittelmeerländern", oder von allgemeinen Gesichtspunkten in Richthofens „Meer und Kunde vom Meer", in Ratzels „Meer als Quelle der Völkergröße". Auch in den Meerdarstellungen neuerer Weltgeschichten, wie der von Helmolt.

61. Kurt v. Boeckmann: „Vom Kulturreich des Meeres", Berlin 1924, eine leider nicht ihrem wissenschaftlichen Rang entsprechend ausgestattete, höchst anregungsreiche Gesamtdarstellung der Kulturgeographie der Meere. W. Reche: „Tangaloa", München 1926, für die Südsee.

62. Hierüber enthält besonders Doflein: „Ostasienfahrt", Leipzig-Berlin 1906, Teubner, dankbar zu begrüßende Hinweise des ausgezeichneten

Beobachters an der japanischen Küste, wo er eben dem Gegenspiel der großen Strömungen und ihrer Grenzzonen reiche Eindrücke verdankte.

63. Vgl. etwa Gerhard Schotts Ausführungen über Max Grolls Tiefenkarten der Ozeane, Zeitschrift d. Gesellschaft f. Erdkunde 1913, Berlin, S. 388, besonders S. 395 über die Namengebung.

64. Arthur Dix: „Politische Geographie", Weltpolitisches Handbuch, 2. Aufl., Berlin-München 1923, R. Oldenbourg, Abb. 6 und 15—20; Umrandungen des Mittelmeeres, der Ostsee, des Indischen Ozeans.

65. Ostsee-Abkommen zwischen den Anlieger-Mächten. Vgl. auch: Dr. A. Merz: „Die Ostsee als Kriegsschauplatz", Leipzig-Wien 1917, mit Lit.-Angaben, und Dr. G. Wegemann: „Die Ostsee als germanisches Meer", Petermanns Mittlg. 1915, S. 89, Karte T. 18.

66. P. Langhans: „Die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Küsten zum Meere." Petermanns Mitteilungen 1900, S. 112, mit vortrefflicher Karte.

67. Dr. P. Lehmann: „Die deutsche Nordseeküste als Grenzwehr." Petermanns Mitteilungen 1915, S. 294. Ebenda S. 1, Dr. E. Obst: „Flandern", als Zelle einer Küstengrenze, in einer Auffassung, die wie eine vorgängige Miniatur zu dem großen Werke: „England, Europa und die Welt", Berlin 1927, Vowinckel, wirkt.

68. Hugo Grotius de Groot: „De jure belli et pacis", erstmals Paris 1625.

69. Schmitthenner: „Die japanische Inlandsee" im Hettner-Jubiläums-Bande.

70. Otto Maull: „Griechisches Mittelmeergebiet", Breslau 1922, Hirt, ist eine vorzügliche Darstellung der Ägäis als Bühne hellenischer Geschichte.

71. „Der Veneter Stadt, — durch Fügung göttlicher Vorsehung in den Wassern gegründet, von Wasserfluten umrauscht und gegürtet, bedient sich der Wasser als Schanze. Wer immer also, und in welcher Art den öffentlichen Wassern Eintrag zu tun gewagt haben sollte, der wird als Feind des Vaterlandes geächtet, und nicht geringere Strafe schlägt ihn, als wenn er die heiligen Mauern des Vaterlandes verletzt hätte!"

72. Die Arbeit von A. Philippson: „Die Typen der Küstenformen", Berlin 1893, Richthofen-Festschrift, und Gullivers „Shoreline Topography", haben wohl die morphologische Benennung der als Grenzen in Frage kommenden Küstenformen auf weite Sicht endgültig bestimmt.

73. Die Untersuchungen an den japanischen Häfen von L. Mecking in den Jahren 1926 und 1927 — zunächst mündlich mitgeteilt — sind in dieser Frage zu besonders interessanten Ergebnissen gekommen. Die bei einer Küstenentwicklung des Gesamtreiches von über 41 000 km eigentlich zu erwartenden zahlreichen Naturhäfen werden vor allem durch die Schwemmstreifen der einzelnen Zellenbildungen zwischen den ausstreichenden Gebirgen verringert, und die vielen Flußmündungshäfen verursachen für ihre Freihaltung und Austiefung große Kosten.

74. „Zum Freiheitskampf in Südostasien", München-Leipzig 1923, Dr. J. März: „Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen", weist zahlreiche Beispiele und das Schrifttum im einzelnen nach.

75. Gravelius: „Zur Anthropogeographie des Wassers." Mitteilg. Ges. f. Erdkunde, Dresden 1905, S. 25.

76. Furse-Septans: „Expéditions militaires d'outre-mer." Paris 1897. Charles Lavouzelle.

77. Hermann Wagner: „Lehrbuch der Geographie", 9. Auflage, I. Bd., S. 319, wo auch der Hinweis auf die grundlegenden Arbeiten von E. Sueß, F. Hahn und A. Penck u. a. sich findet.

78. F. Ratzel in „Erde und Leben", II. Bd., S. 292.

79. Dr. H. Keller: „Die Überschwemmungen in Flandern." Petermanns Mittlg. 1915, S. 171.

80. In der Halbinsel Liautung lebten, bei einer freilich sehr reich gegliederten Küste, einschließlich etwa 40 kleinerer Inseln, gegen $^{3}/_{4}$ Mill. meist Chinesen von den amphibischen Betrieben der Salzgewinnung, der Küstenfischerei und gelegentlichen Hafenarbeit.

81. „Mededeelingen van het Bureau voor de Bestuurzoeba de Buitenbezittingen" herausgegeben vom Encyclopadisch Bureau 1904—1914, namentlich Beilage XXX für die Rechtssprache der Außenbesitzungen, die eine sehr bezeichnende Abstufung zeigt, Beilage XXXVIII über die Küstenbefeuerung, ein für Grenzuntersuchungen von Küstengewässern sehr lehrreiches Blatt.

Auch die Truppenverteilung gibt höchst wertvolle Aufschlüsse über die Stellen, an denen anthropogeographische Spannungen lauern, Nähte zu verkleistern sind, oder wo man sich in sicherem Besitzrecht glaubt.

Gegenproben werden etwa von Tan Malakka in „Indonesija", Moskau 1925, angestellt. Die Stellen der Arbeiterunruhen des Jahres 1926 ließen sich z. B. danach erraten.

82. Josef Ponten hat an verschiedenen Stellen Forderungen der Kunst- und Baustoffgeographie aufgestellt, so im Anschluß an Dr. Bernhard Brandts Aufsatz über „Wesen, Grenzen und Ziele der Kunstgeographie". Meier-Gräfe: „Das Völkische in der Kunst." Frkf. Ztg. 1921, Nr. 243; E. Oberhummer: „Kunst der Renaissance in ihren Beziehungen zur Geographie", die Bespr. dazu in Roy. Soc. Geo. Journ., Bd. XXII, S. 540; Ernst Großes Arbeiten über das Verhältnis der japanischen zur chinesischen Kunst, die höchst interessante Sammelausstellung in Zürich 1922 über die westdeutschen Kunstgebiete zur Übergangszeit zwischen Gotik und Renaissance geben Fingerzeige, wo hier die Probleme liegen.

83. Die schönste Gegenüberstellung des bodenfreien und bodengebundenen Menschen vom geographischen Standpunkt bei F. Ratzel: „Die Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten", Pet. Mittlg. 1896, S. 105 und 106.

84. W. Krebs: „Die politischen Kompetenzen der Klimatologie", und „Dürren, Hungersnöte und Unruhen in China." Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Wien 1892 und 1895, mit guten Skizzen.

85. Eines der furchtbarsten Denkmäler der schweren Folgen falscher Vorstellungen über die wirkliche Natur einer Grenzlandschaft, in der man noch dazu fast ein Jahrzehnt mit voller geographischer Erkundungsmöglichkeit stand, sind die russischen Aufmarschpläne von 1901 bis zum Kriegsausbruch gegen Japan in Ostasien.

Sie finden sich abgekürzt dargestellt in Frh. v. Tettau: „Vorgeschichte und Geschichte des russisch-japanischen Krieges", I. Tl., Bd. I, Berlin 1911, Mittler & Sohn, bedürfen aber allerdings des Gegengewichts von quellenmäßigen Beobachtungen auf der anderen Seite im höchsten Grade. S. 73 und 74 enthalten einige ganz besonders treffende Bemerkungen.

86. Dr. Albert Heim: „Luftfarben." Zürich 1912.

87. „In jedem Kampfe werden die Augen zuerst besiegt."

88. Emil Lucka: „Urgut der Menschheit." Stuttgart, Berlin, Leipzig 1924, u. a. S. 291 und 292, wo uns nur die grenzenzerbrechende Kraft einiger Denker und Seher des Altertums, wie des Lucretius Carus, in ihrer raumweiten Auffassung zurückgesetzt scheint. S. 437 und die folgenden umgeben Begriffe, die wir als grenzsetzend in ihrer Naturgegebenheit herausmeißeln mußten, wieder mit dem flimmernden Glanz der sie umflutenden Ideen aus dem Urgut der Menschheit her. Was von S. 445—448 über die höchste Offenbarung ihrer Idee von Gletscher und Meer gesagt ist, offenbart auch, warum wir die Scheidekraft des absolut Lebensfeindlichen in seiner Starrheit vor die nur bedingte des Meeres trotz seiner „Leidenschaft" stellen mußten. Gerade Werke, wie die von Lucka, sind eine wünschenswerte Ergänzung zu den bodenbestimmten, erdverbundenen, naturhaften Methoden geopolitischer Betrachtungsweise, die ja nur etwa 25% des politischen Geschehens als von ihr aus bestimmbar ansieht, die andern drei Viertel menschlichem Willen überlassen muß!

Daß der Kampf um das Wasser längs einer Flußgrenze auch in jüngst besiedelter Landschaft seltsame Formen annehmen kann, beweist der Streit zwischen Kalifornien und Arizona um das Wasser des Colorado, dessen Unterlauf die Grenze zwischen beiden bildet. Kalifornien bedarf des Wassers zur Versorgung der großstädtischen Millionenbevölkerung von Los Angeles; Arizona will es dem produktiven Zweck einer weiten landwirtschaftlichen Bewässerungskultur widmen. Eine Einigung wird sich wohl nur durch sanften Druck aus Washington erzielen lassen; kleine Gewaltsamkeiten sind aber in diesem Streit ebenso möglich, wie sie sich in dem Kampf der Großstadt Los Angeles gegen die durch ihre Wasserleitung geschädigten Siedler von Owens Valley ereignet haben. Wir mußten deshalb die Colorado-Unterlaufstrecke unter die strittigen Grenzfragen (Anlage IX) mitaufnehmen, ebenso, wie auch die als unterirdisch schwer darstellbare Streitigkeit zwischen Baden und Württemberg um die Donau-Versickerung aus ganz verwandten Motiven stammt.

89. Es findet sich in Sum. theol. I, 60, 5a. Sonst ist zu sagen, daß mir kein überzeugendes Werk über die Psychologie der Grenze unter die Hand gekommen ist. Dafür natürlich außerordentlich viel Einzelanregung, vor allem aus den Werken von R. Sieger, namentlich dem kleinen Aufsatz: „Grenzen", in „Deutsche Arbeit", 21. Jahrg., Dez. 1921, Heft 3, aus Arbeiten von Sölch, aus Dietrich Schäfer: „Die Grenzen des deutschen Volkstums", Berlin 1919, K. Curtius, aus der Gesamthaltung der Encyclopaedia britannica, der nun hoffentlich bald eine Encyclopaedia germanica gegenüberstehen wird.

Von außerdeutschen Schriftstellern gaben viel: Sir Thomas Holdich, namentlich: „The use of practical geography illustrated by recent frontier operations", Roy. soc. Geogr. Journ., Bd. XIII, S. 465, wo sich das Wort findet: „... the absolutely immeasurable cost of geographical ignorance ...", dann Montesquieu, nur leider an vielen zerstreuten Stellen, die zusammenzufügen man ein eigenes Buch schreiben müßte. Er ist also nur fruchtbar bei sehr viel Zeit, die gestattet, seiner Auffassung des Verhältnisses von Gesetz- zum Grenzbegriff nachzugehen.

Im ganzen findet sich ein Überwiegen teleologischer Auffassung bis heute — die in vielem noch nicht über Lucrez hinausgelangt ist.

VIII. LANDGRENZEN UND VERKEHRSADERN

90. R. Langenbeck: „Die burgundische Pforte." Pet. Mittlg. 1915, S. 49. Muster einer verkehrsbetonten Einzeluntersuchung.

91. Hugo Hassinger: „Die mährische Pforte und ihre benachbarten Länder." Abhandlg. d. Geogr. Ges. Wien 1914, XI, Nr. 2.

92. Mackinder: „Lectures on the relations of history to geography in Europe and Asia." Geo. Journ. Roy. Soc. London, Bd. II, S. 157 und 261 — behandelt vor allem Verkehrs-Regionen-Druck und Grenzlandschaften der Alten Welt.

Sir Thomas Holdich, Lyde, Fawcett u. a. über indische Nordwestgrenzen.

93. Über die Rolle der Paßlandschaft von Shensi u. a. F. E. A. Krause: „Geschichte Ostasiens." Göttingen 1925, Vandenhoek & Ruprecht, I. u. II. Bd.; die halbjährige Belagerung von Sianfu, die unsägliche Leiden über die alte Stadt brachte, im Jahre 1926, beweist die seit dem Einfall der Tibeter bis an die Hwangho-Pässe immer wieder erprobte Wichtigkeit dieser Völkerpforte aus dem Wei- und Hwangho-Tal in die Lößebenen mit ihrer größeren Ausdehnungsmöglichkeit.

Die augenblickliche Einteilung der chinesischen sog. Marken findet sich u. a. in der Karte zu Georges Dubarbier: „La Chine contemporaine politique et économique", Paris 1926, Paul Geuthner; ebenda in Karte 2 eine Verkehrsübersicht.

94. In seltsamer Ähnlichkeit begegnen sich in dieser Anschauung die einsichtsvollen Vertreter viertausendjähriger Kultur, wie der große chinesische Vizekönig des Yangtse-Tals, Chang-chitung mit seiner Schrift: „Lernt! Lernt!" und der Vorkämpfer westamerikanischer Anschauungen in einem erst seit einem halben Jahrhundert verkehrserschlossenen Lande, der in Frank Norris' so höchst bezeichnendem Sozialistenroman „The Octopus" (Southern Pacific), London, Edinburgh, New York, Nelson & Sons, seinen kalifornischen Eisenbahnkönig gestehen läßt: „Die Eisenbahn baut sich selbst ...", weil er sich nicht anders, als der chinesische Großwürdenträger der ältesten noch lebenden Kultur nur als Vollzugswerkzeug notwendiger Verkehrsverlagerungen über Grenzen hinweg empfindet.

95. Dr. Rudolf Kjellén: „Das Problem der drei Flüsse", in „Studien zur Weltkrise", München 1917, Bruckmann, S. 75—90 — eine der inhaltschwersten und bedeutendsten geopolitischen Untersuchungen unserer Zeit auf kleinem Raum.

96. H. v. Wissmann: „Die westöstlichen Verkehrslinien Europas 1914 und 1934." 25. Zeitschrift f. Geopolitik, 1925, I. Bd., S. 311, Karte — eine ausgezeichnete Übersicht der Verkehrsstörungen und der Verkehrsfeindlichkeit, die durch die Pariser Vorortverträge über Europa verhängt wurden.

97. J. Wütschke: „Die geographische Verbreitung von Krankheiten", Tafel 4—7 zum Aufsatz: „Die geographische Verbreitung von Krankheiten." Pet. Mittlg. 1921, S. 53; mit zahlreichen Lit.-Angaben. Vgl. auch Oberhummer: „Medizinische Geographie." Lübeck 1909; K. Doye: „Medizinische Geographie", Pet. Mittlg. 1911, ebenda Poechs Pestkarten in T. 34 und 35.

Sappers Darstellungen zum deutschen tropenhygienischen Schrifttum, Ciraolos Vorschläge zur Herstellung von Weltkarten über Verbreitung von Erdbeben, Springfluten, Wirbelstürmen, Überschwemmungen, Lawinen, Feuersbrünsten, Heuschreckenschwärmen, großen Dürren, Hungersnöten, Seuchen usw., über die Dr. R. Montandon-Genf in Bern, 6. bis 8. Oktober 1923, der Geogr. Ges. berichtete; dann Harry Roberts: „A national health policy", London 1923, die Arbeiten von Muirhead, Jones, Sir Ronald Ross, M. Watson über die Bekämpfung der Malaria sind einige weitere Nachweise von Ansätzen zur Kontrolle des Seuchenverkehrs über Grenzen mit allen Kräften der medizinischen Geographie und vom Ernst des hier zu beobachtenden Eingrenzungskampfes.

98. Gedankenreiche Aufschlüsse zum Verhältnis von Landgrenzen und Verkehrsadern finden sich noch bei Edmond Demolins: „Comment la route crée le type social." Paris 1903, Firmin Didot in: „Les grandes routes des peuples. Essai de géographie sociale". Eine sehr schöne, kurzgefaßte Verkehrsgeographie der Straßen bringt Vidal de la Blache im III. Abschnitt seiner „Principes de Géographie humaine: La circulation".

Fischer, in Pet. Mittlg. 1920 „Kartographie von Vorderasien", III, zeigt, wie über alle Grenzhemmungen weg ein Strombild des Euphrat entsteht; ähnlich Heidenstam in „China Yearbook 1921/22" für den Yangtse.

IX. VON DER KUNST DES GRENZEN-ZIEHENS

99. K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans." Berlin 1925, Kurt Vowinckel, S. 147, Abb. 5, Geopolitisches Diagramm der Juan de Fuca-Grenze, in dem die Gradgrenze, an die reiche, meridionale Gliederung der pazifischen Küste heraustretend, plötzlich küstenlebig, organisch wird.

100. In der Amurlandschaft und sonst in Ostasien stand ich vor der Aufgabe, Plateauränder als Gebirge beschreiben zu zu müssen, weil sie in weltbekannten Karten (sogar mit den Anwohnern durchaus fremden Namen) standen und in einem Lexikon der Geographie deshalb nicht fehlen durften! Praktische Erfahrungen mit älteren japanischen, mit Kriegskarten können diesen Satz belegen!

101. In eigenen Arbeiten in der „Deutschen Rundschau" für das „Rheinproblem", die „Weichsel, eine gefährdete Verkehrsstraße"; in „Volk und Reich" 1926, „Zur Geopolitik der Donau" behandelt.

102. Norbert Krebs: „Länderkunde der österreichischen Alpen." Stuttgart 1913, J. Engelhorns Nachf. Eine der schönsten länderkundlichen Arbeiten, die wir im geographischen Schrifttum der Erde kennen, enthält fast unerschöpfliches Material zur Führung eines Kampfes um eine gerechte Grenze deutschen Volkstums in den Alpen und um verkehrstaugliche Grenzen in diesem wichtigsten Grenzkörper Europas.

103. Sieger und Sidaritsch in der „Kartographischen Zeitschrift", Wien 1921, Heft 9 und 10, S. 142—148. Sprachenkarte und Bevölkerungskarte von Robert Sieger. Begleitwort zu den Sprachenkarten (Tirol, Kärnten, Steiermark, Burgenland ...) von Marian Sidaritsch.

104. Sir Thomas Holdich in „On boundary making", in seiner Auffassung des Begriffes „Borderland" (so wie es auch Lord Curzon „On Frontiers", XXX, S. 501, sah), in den Veröffentlichungen der Roy. Soc. während des Krieges 1916 in den Bänden XII und XVII, gibt besonders wertvolle Erfahrungen zu diesem Abschnitt, denen sicher niemand vorhalten wird, daß sie progermanisch abgefaßt seien. Um so wertvoller sind sie, wo sie unhaltbare Grenzziehungen in Worten von einer Herbheit brandmarken, wie sie kaum der über das „Urteil" mit Freiheit dafür scheltende „Verurteilte" gebrauchen würde, wenn er die Freiheit dazu hätte.

X. VERHÄLTNIS VON NATUR- UND GEISTESWELT ZUR BIOLOGISCH RICHTIGEN GRENZE

105. G. E. G. Catlin: „The Science and Method of Politics", London 1926, setzt sich in diesem Werk mit den Beziehungen der Politik zur Geschichte, Ethik und Soziologie auseinander und untersucht, ob die Gesellschaftswissenschaften notwendig dauernd hinter den Naturwissenschaften zurückbleiben müssen.

106. Karl C. v. Loesch: „Paneuropa-Völker und -Staaten. Eine Untersuchung der geopolitischen Grundlagen." In: „Staat und Volkstum, Bücher des Deutschtums", II. Bd., Berlin 1926, Deutscher Schutzbund-Verlag.

Die ausgezeichnet zusammengefaßte, von trefflichen Karten unterstützte Beweisführung stellt sich mit Recht unter den Leitspruch von C. F. Meyer: „Es gibt politische Sätze, die ihre Bedeutung haben für kühle Köpfe und besonnene Hände, die aber verderblich und verwerflich werden, sobald sie ein frecher Mund ausspricht oder eine strafbare Feder niederschreibt ..." Karl C. v. Loesch durfte den großen Schatten beschwören —, aber nicht Alle, die das Wort Paneuropa „niederschreiben", tun es mit dem gleichen Recht!

107. Unter den Skeptikern stehen voran Spengler mit seinem „Untergang des Abendlandes", und Dingler: „Der Zusammenbruch der Wissenschaft." München 1926, Ernst Reinhardt.

108. Dr. A. M. M. Montijn: „Ein neues Völkerrechts-Prinzip." Haag 1919, Belinfante.

109. Über die Demarkationslinie der Päpste vgl. A. Baum: „Die Demarkationslinie Papst Alexanders VI.", Diss., Bonn 1890, und H. Wagner: „Lehrbuch der Geographie", 9. Aufl., I. Bd., S. 838.

Von 1493 und 1506—1845 wirkte die Fiktion unmittelbar, und sie wirkt mittelbar noch heute.

110. P. Streit: „Atlas hierarchicus." Paderborn 1913, mit 37 Fol.-Karten.

111. Z. B. Peßlers Abgrenzungen von Niedersachsen, wie sie dem 22. Deutschen Geographentag in Karlsruhe vorlagen.

112. E. H. Hills: „The Geography of international frontiers." Geogr. Journal Roy. Soc., London 1906, Bd. XXVIII, II, S. 145.

113. L. W. Lyde: „Types of political frontiers in Europe." Geogr. Journal, Roy. Soc., London 1915, S. 127ff.

114. In Japan wurde die neu-malthusianische Bewegung, die im Jahre der Konferenz von

Washington besonders eindringlich an das Inselreich herangebracht wurde, sehr genau geprüft. Japan kannte seine Stauungen in der Bevölkerungsbewegung, die es durch zwei Jahrhunderte fast auf der gleichen Volkszahl gehalten, in einem Jahrhundert nur um etwa 900000 Köpfe hatten wachsen lassen — ein Zuwachs, der nun bald in einem Jahre der verdoppelten Bevölkerung des Inselbogens erreicht wird. Eijiro Honjo (Prof. d. Universität Kioto): „The Population in the Tokugawa Era", hat die Grundlagen der jap. Bevölkerungswissenschaft übersichtlich zusammengestellt, Dr. Washio sie unter andern neu in der jap. öffentlichen Meinung berührt. („Transpacific", Tokyo, 9. April 1927.)

Dr. Otohei Inagaki errechnet erst in 276 Jahren eine Bevölkerung von 100 Millionen. 1929 sollen die heutigen 60 auf 62, 1940 auf 70, 1949 auf 75 angelaufen sein. 80 Millionen würden erst 1960, 90 Millionen 1997 und 100 im Jahre 2202 erreicht werden.

Die Verdichtung soll von einem Stande von etwas über $2^1/_2$ Millionen ein halbes Jahrtausend v. Chr., von einer Volkszahl von zwischen $4^1/_2$ und 8 Millionen zur Zeit d. Taikwa (645 n. Chr.) in der Reichsbildung um die Inlandsee erreicht worden sein.

Tatsächlich wird das Bevölkerungsproblem sehr bewußt behandelt, eine Einmischung von außen her aber sehr bestimmt abgelehnt.

115. „Heute sollte jeder europäische Staatsmann in Asien oder Amerika etwas von dem Raumsinn zu lernen suchen, der die Kleinheit der europäischen Verhältnisse und die Gefahr kennen lehrt, die in der Unkenntnis der großen außereuropäischen Raumauffassungen liegt. Es ist wichtig, in Europa zu wissen, wie sich die politischen Größen unseres Erdteiles von der Höhe asiatischer oder amerikanischer Raumvorstellungen ausnehmen. Europas Staatenwesen, mit asiatischem Blicke gemessen, kann zu Entwürfen von gefährlicher Kühnheit verlocken ..." So Ratzel in seiner politischen Geographie beim 14. Kap.: Die politischen Wirkungen weiter Räume.

Ebenda später:

„... Die Geschichte ist rückwärts gewandt und verliert daher leichter den Raummaßstab für die Gegenwart und die nächste Zukunft ..."

Schließlich schwingt sich die Darstellung zu den für uns eigentlich Wort für Wort wie ein Evangelium einschlägigen Ausführungen über den politischen Raumsinn auf, die unentbehrliche Voraussetzung zu Grenzerhaltung gegenüber raumweiteren Gebilden, wie viel mehr noch zur Wiederherstellung einer Lebensform in lebenswürdigen Grenzen wären.

XI. ERZIEHUNG ZUM GRENZGEFÜHL

116. George Etsujiro Uyehara: „The political development of Japan", 1867—1909, London 1910, Constable, — namentlich in den Schlußsätzen seiner für die japanische Volkspsychologie und ihre Einstellung zu Grenzfragen höchst kennzeichnenden Einleitung: „... In der ganzen Geschichte von Japan gibt es nur einen Augenblick drohender Invasion ..." Er spricht vom „drachenförmigen Umzug der Inseln", der sich als lebendiges, suggestives Umrißbild in jedem Schulkind schon einprägt; er schreibt (S. 15) von dem „Instinkt der Selbsterhaltung" und „das japanische Volk wird sich instinktiv jeder Gefahr bewußt, die sein nationales Dasein bedroht, weil sein Land immer vor seinem Bewußtsein vorherrschend dasteht ..." „Es bedarf dafür keiner beständigen Warnung oder Aufreizung gegen eine andere Nation."

117. Willy Hellpach: „Geopsychische Erscheinungen." 2. Aufl., Leipzig 1917, Engelmann. Namentlich ab S. 167, Klimawechsel. S. 116, 130, 175, 183 u. a. wurden an eigenen Kriegs- und Tropendiensterfahrungen nachgeprüft und zutreffend gefunden. „Geopsychologische Selbstbeobachtungen tun uns in viel größerer Fülle not, als sie heute vorhanden sind ..."

Gerade für Siedelungsoptima, Grenzräume sind durch sie an Hand des vorstehenden Buches bei wissenschaftlich verlässiger Durchführung sehr wertvolle Anhaltspunkte zu gewinnen. Eigene Erfahrungen, die Hellpachs Ausführungen bestätigen, sind z. B.:

Zu S. 116 die erschlaffende, bedrückende Wirkung der Lothringer und nordfranzösischen Laubwälder auf ihren Lehmböden auf die in Waldlagern stehenden bayrischen Truppen, im Gegensatz zu der viel mehr euphorischen der ebenso dichten Vogesenwälder! Zu S. 183: die deutliche Euphorie des Kontinentalen beim Eintritt in kontinentales Höhenklima nach den Monsunregen 1909 in Korea und der Mongolei, 1910 in Sibirien. Euphorie des Karpathenwinters gegen einen solchen im atlantischen Niederland von Péronne oder Flandern.

118. J. Sölch: Die Auffassung der „natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie". Innsbruck 1924.

„Die Brennergrenze eine natürliche Grenze?"

in „Tiroler Heimat". Innsbruck 1924, Tyrolia.

119. F. Ratzel: „Die Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten." Pet. Mittlg. 1896, S. 105, über die großräumige Auffassung in der Staatenbildung, die von See-, Wüsten- und Steppen-Völkern ausgeht. Auch in anderen Werken ist das Motiv immer wieder angeschlagen, so in Pol. Geographie, 3. Aufl., S. 179, in der Anthropogeographie, Bd. II, S. 178.

120. Joh. Bühler: „Die Germanen in der Völkerwanderung." Leipzig 1922, Insel-Verlag.

121. Dr. H. Jung: „Römer und Romanen in den Donauländern." Innsbruck 1877, Wagner; H. J. Bidermann: „Romanen und ihre Verbreitung in Österreich." Graz 1877.

122. R. Borchardt: „Prosaschriften." Berlin 1920, E. Rowohlt, in seiner Behandlung des Gegensatzes zwischen romanischem und germanischem Landsitz in der „Villa".

123. Der Gegensatz des großrussischen Podsjol-Waldsiedlers und der kulturfarbigeren südrussischen, ukrainischen Steppe ist in F. Ratzels Pol. Geographie, 3. Aufl., S. 179, berührt. Weiteres bei Leroy-Beaulieu, bei Hettner: „Rußland", Leipzig-Berlin 1916, 3. Aufl., u. a. S. 343 „Fremdherrschaft in der Ukraine", S. 123; namentlich aber 68—70.

124. Dr. W. Wüst: „Der Lamaismus als Religionsform der hochasiatischen Landschaft." Zeitschrift f. Geopolitik, 1924, Bd. I, S. 295.

125. Dr. Josef Ponten: „Anregungen zu kunstgeographischen Studien." Pet. Mittlg. 1920, S. 89, bes. S. 90.

126. K. Haushofer: „Das Japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung." Wien 1921, S. W. Seidel & Sohn.

127. Vgl. auch G. E. Uyehara in dem unter 116 beschriebenen Werk „Political Development of Japan" und Dr. Hans Ueberschaar: „Die Eigenart der japanischen Staatskultur." Leipzig 1925, Theodor Weicher. Eingehend besprochen in Zeitschr. f. Geopolitik, 1925, I. Bd., S. 172 bis 178.

128. Z. B. in Campeano: „Militär-Psychologie", Bukarest 1904, Einleitung u. a. über Psychologie collective et individuelle, unter Kritik von Le Bon u. Worms; oder in Ribot: „L'Imagination créatrice", Deutsch, Bonn 1902.

129. Ribots Anspielungen in der „Imagination créatrice" auf das Verhältnis großer Führernaturen, wie Napoleons, zu der Benutzung dieser Kraft, um Menschen über ihre Grenzen hinaus zu führen, die Reizempfindung natürlicher und künstlicher Grenzen zu steigern, würden (etwa an der Correspondance Napoleons geprüft, oder aus seinem Werdegang verstanden, wie in Colin: „Education militaire de Napoléon") von hohem Wert für eine verfeinerte Fortbildung der Erziehung zum Grenzgefühl sein.

Ähnliches ließe sich aus Lord Curzons ganzem Lebenswerk im Verhältnis zum indischen Glacis-Gedanken, aus Mahans Erziehungsarbeit an den Vereinigten Staaten gegenüber den Seeräumen des amerikanischen Mittelmeeres und dem Pazifik gewinnen, auch aus der Wirkung von E. Ténots später zu erwähnendem Werk: „La Frontière", der Arbeit der deutschen Grenzlandinstitute, wie namentlich Dr. Max Hildebert Boehm (Deutsche Grenzlande, s. Abschn. XXIV), und Dr. Wilhelm Winkler, Wien (Schriften des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien).

XII. KÜNSTLICHE GRENZEN

130. Dr. Alexander Supan: „Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie." Leipzig 1918, Veit & Comp.

Bei allen Einwänden, die dem gedankenreichen Alterswerk entgegenschlagen, ist eine Auseinandersetzung mit ihm ein politisch-geographisch überaus fruchtbares Tun. Unsere Nachkriegserfahrungen mit Japan, den Ver. Staaten, Australien und China —, lauter Staatenbildungen von unverkennbarer Zellenstruktur — werden zunächst den Satz nicht gelten lassen wollen: „. . . die Zellenstruktur ist der Entwicklung eines großen, machtvollen Staates am gefährlichsten."

Ähnlich geht es wohl einigen Aussagen über die Grenzen, z. B. über die Unsichtbarkeit als Voraussetzung künstlicher Grenzen, und über die Binnengrenzen, als lediglich der Legislative zuzuweisende Grenzen!

Dagegen ist der Druckquotient (S. 59—61) eine wohl fortzubildende Weiterführung Wagnerscher Gedanken.

131. Hanslick: „Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen West-Beskiden." Gotha 1907, Petermanns Mitteilungen, Erg.-Heft 158.

Grund: „Der Kulturzyklus an der deutsch-polnischen Kulturgrenze." Wien 1918.

H. Praesent: „Russisch-Polen." Petermanns Mitteilungen 1914, II, S. 259.

132. R. F. Kaindl: „Grenze zwischen west- und

osteuropäischer Kultur." Karte I, Pet. Mittlg. 1917, S. 6.

133. Bismarcks Verhältnis zu Lassalle — an dem innere Grenzen sich ganz vortrefflich studieren lassen, deren Verkennen schließlich beider Werk schädigte — lehrt positiv und negativ, wieviel darauf ankommt, soziologische Grenzen verkehrsfreundlich zu erhalten!

„. . . Machthaber und Fordernde: Bewegungen, welche Forderungen gegenüber Machthabern aufstellen, ist so zu begegnen, daß das Berechtigte in ihnen von oben her freiwillig verwirklicht wird, möglichst bevor die Bewegung in die breiten Massen dringt. Dadurch wird die Autorität als Wahrer des Rechtes gestärkt. Andererseits werden die Hetzer ihrer wirksamsten Agitationsmittel beraubt und verlieren diejenigen der Anhänger, welche nur um der berechtigten Forderungen willen mitgingen. Der freiwillig Gebende kann sagen: Ihr erhaltet euer Recht bis zu der Grenze des Gerechtfertigten, versucht ihr aber darüber hinauszugehen, so werdet ihr mit allen zu Gebote stehenden Machtmitteln bekämpft.

Läßt sich hingegen der Übergeordnete Berechtigtes erst abtrotzen, so verliert er an Ansehen, die Gegenseite erkennt ihre Macht und versucht infolgedessen auch Ungerechtfertigtes zu erzwingen. Hat die Gegenseite einmal völlig die Gewalt in Händen, so liegt es nahe, daß sie das Recht zu ihren Gunsten beugt, mit der Begründung, sie handle nur nach dem Vorbild der bisherigen Machthaber. Man vergesse nie, daß sich auf die Dauer der Stärkste nicht gegen das Recht, immer in des Wortes weitester Bedeutung, zu stemmen vermag. Er vermag es um so weniger, je berechtigter die Forderungen, je dringender die Reformen sind, und je stärker infolgedessen der Wille auf der andern Seite, diese durchzusetzen." (R. Hess.)

Eine Frage der Grenzerkenntnis liegt also auch hier zugrunde.

134. Ein Blick etwa in Petermanns Mitteilungen genügt, wenn 1914, II, S. 259, von Praesent die polnische Grenze, 1915, S. 373 und 417, von Borries die Westgrenze, 169, von Günther Belgien, 1, von Obst Flandern, 217 und 233, von Pfaundler die österreichisch-italienische Grenze behandelt wird.

135. N. Krebs: „Die politisch-geographische Struktur der neuen Staaten Europas", im Handbuch d. Politik, 3. Aufl., Bd. V, Berlin-Grunewald 1922, und die ganze Haltung dieses und ähnlicher Handbücher, die Tätigkeit von Penck an der polnischen, Sieger an der Südmark, Volz an der schlesischen Grenze, und die Grenzleistung der „Mittelstelle" sind erfreuliche Beweise dafür.

Manches über das Vorbereiten künstlicher Grenzen durch kluges Scheiden von Imponderabilien wurde auch vom Gegner gelernt. Einige Glanzleistungen der französischen Rheinpropaganda weckten stärkere Gegenkräfte, wie Rebouls Äußerung im „Temps", 12. März 1922, Nr. 22134, über „die französische Zollgrenze am Rhein", im Rhein. Beobachter, 2. April 1922, Nr. 14; G. Blondel: „La Rhénanie, son passé, son avenir", Paris 1921; J. Aulneau: „Le Rhin et la France", Paris 1920, und Barrès viel berufenes „Génie du Rhin" riefen eine nicht vorhergesehene Abwehr auf den Plan, wie Ernst Bertrams gediegene Gegenschrift: „Rheingenius und Génie du Rhin", Bonn 1922. So kam es endlich zu den gegenstrebigen, stärkeren Lebensäußerungen, die allein Grenzen auf imponderablen Standmarken zu wahren vermögen.

XIII. GRENZABSTUFUNG NACH DEM POLITISCHEN GEWICHT, NACH RAUMGRÖSSE UND RAUMWERT DER ZU SCHEIDENDEN RÄUME

136. „Urbanismus", Verstädterung ist als die Gefahr für gesunde Bevölkerungspolitik, die in dem einseitigen Wachstum der Großstädte und ihrer Aussaugung des Umlandes liegt, verhältnismäßig spät erkannt worden.

In seiner geographischen Bedingtheit hat den Urbanismus F. Ratzel in „Die geographische Lage der großen Städte" u. d. ff. Aufs. ab S. 437 im II. Bd. d. Kl. Aufsätze behandelt; Helge Nelson in „Geogr. Studien über die schwedischen Städte und stadtartigen Orte und ihre Lage." Lund 1918; Erich Schrader: „Die Städte Hessens." Jahrb. d. Geogr. Ges., Frankfurt 1922, und dort die dahingehenden Arbeiten von Braun, Geisler, Gradmann, Hassert, Hassinger, Hettner und Rein gewertet. Julius Baum und A. v. Hofmann kamen vom kunstgeographischen und historischen Standpunkt dazu.

Die Gegenseite vom Dorfe her behandeln: Connel „History of the Constitution of Towns"; Harold Peake: „The English village, Origin and decay of its community." London 1922; H. Rebensburg: „Das deutsche Dorf." München 1913, Piper.

Wie groß die Gefahr der Verstädterung auch in Kolonialländern ist, wird durch die rund 36

Millionen, die in den Ver. Staaten, rund 2,7 Mill., die in ihrem pazifischen Teil 1920 in Groß- und Mittelstädten wohnten, durch die Verstädterung Australiens bezeugt.

In Großbritannien wohnten 1921 über 50 % der Bevölkerung in Städten oder Gruppenstädten von über 100000 Einw. (in U. S. Amerika erst 26 %, in Deutschland 48 %); 35 % wohnten in den Massenansammlungen von über 1 Million.

Groß-London zählte 7476200 (Groß-New York 6657500 Einw.).

Die Gruppenstädte der Kohlenindustrie und Hafengebiete:

Groß-Manchester	2351200
Birmingham	1707500
West-Yorkshire (Leeds)	1380500
Glasgow	1243800
Liverpool	1195000,

wobei aber Manchester und Liverpool bereits städtegeographisch ineinander zu fließen anfangen und z. Z. vom anthropogeographischen Standpunkt neben Wuhan die gefährlichste Siedelungshäufung der Erde darstellen. Vgl. Skizze für die Grenzübergänge innerhalb von Gruppenstadtbildungen.

137. Ein Druckquotientverfahren für Grenzdruckermittlung und Vergleichung ist von Hermann Wagner und Robert Sieger ausgebildet worden. H. Wagner: „Lehrbuch d. Geogr." 9. Aufl., I. Bd., S. 830 u. 831 (Grenzentwicklung). R. Sieger u. a. in: „Die geographische Lehre von den Grenzen und ihre praktische Bedeutung", Berlin 1925, S. 209 u. 210, mit seiner Stellung zur „Grenzverlängerung" in der Penck-Festschrift.

138. Untersuchungen von Otto Jessen in Tübingen (die mir mündlich mitgeteilt wurden) werfen darauf ein besonders scharfes Licht. Für die orientalische Beeinflussung der Bewässerungsmethoden der iberischen Halbinsel weiter: Jean Brunhes: „L'Irrigation", Paris 1902; Vidal de la Blache in „Principes de Géographie humaine", Paris 1923, S. 93ff.; E. Reyes Prosper: „Las Estepas de España y su vegetation." 1915.

139. Ein hundertjähriges Dasein mit solcher Belastung fristete Moresnet zwischen Belgien und Deutschland; nach dem Kriege von 1914 sind Memel, Ost-Oberschlesien, Wilna so belastete Gebiete in Europa; Sickim, Wasiristan in Indien; der Raum von Jehol, Sachalin in Ostasien; Ili und Ferghana in Zentralasien; Acre, Tacna-Arica in Südamerika; die Neuen Hebriden in der Südsee.

140. Kennzeichnend für den wissenschaftlichen Ernst, mit dem man solche Fragen des Grenzzellenbaus in Frankreich behandelt, ist die lange Abwägung der „Belfort-Frage". Als im Jahre 1871 nach dem Deutsch-Französischen Kriege Elsaß-Lothringen als deutsches Reichsland von Frankreich abgetrennt worden war, hatte das Territorium Belfort als Rest des Departements Haut-Rhin den Charakter eines Departements beibehalten, um dadurch gewissermaßen symbolisch anzudeuten, daß man französischerseits diese Lösung der elsaß-lothringer Frage nur als ein Provisorium betrachte. Inzwischen sind die damals abgetretenen Provinzen wieder an Frankreich zurückgefallen und die alten, aus der Revolution stammenden Departementsbezeichnungen wieder eingeführt worden; das Territorium Belfort war jedoch trotz seiner verhältnismäßigen Kleinheit noch selbständiger Verwaltungsbezirk geblieben. Diesem Zustand ein Ende zu machen, wurde der Gedanke erwogen, Belfort entweder durch Zuteilung einzelner Kantone des Elsaß und der Franche-Comté zur Präfektur eines neuen Departements von normaler Größe zu machen — (man sieht, wie wenig der französische Zentralismus Zellen von ungleicher Größe verträgt!) —, oder aber zum Stand der Dinge vor 1871 zurückzukehren und Belfort wieder mit dem Département du Haut-Rhin zu vereinigen (wobei es freilich wieder einmal mit diesem abgehen könnte). Man hätte zu diesem Zweck die jetzigen vier Unterpräfekturen Rappoltsweiler, Altkirch, Gebweiler und Thann (mit ihren urgallischen Namen!), die früher einfache Kantonal-Hauptstädte waren, als solche aufheben, also schwer beleidigen müssen. Das im alten Umfang wiederhergestellte Oberrhein-Departement würde dann nur die zwei wichtigeren Unterpräfekturen Mülhausen und Belfort zählen. Der andere Plan ging dahin, Montbéliard (das alte deutsche Mömpelgard der Württemberger) und verschiedene Kantone der Haute-Saône mit Belfort zu einem neuen Gau zusammenzufassen. Der Gemeinderat von Belfort — ungern seine Hauptstadteigenart missend — wollte diesen „Rhin" taufen, wurde aber von dem Elsässer Oberreiner als Angreifer auf ein elsässisches Recht zurückgewiesen, mit dem Gegenvorschlag „Ill-et Rhin", weil Belfort zum Sundgau gehöre, in dem die Ill entspringe, die als keltischer Flußname besonders zur Taufe berufen sei. Auch Allaine und Lizaine (die beiden Flüsse des engeren Belforter Festungsbereichs) und der Ballon d'Alsace wurden zur Namengebung vorgeschlagen, die in Frankreich nun allgemein auf Flüsse und Berge zurückgeht.

Jedenfalls zeigt die Anomalie von Belfort, wie sorgfältig man in Frankreich diese Frage der Grenzstruktur behandelt und wie sehr man Ab-

stufungen nach Raumwert und Raumtiefe Rechnung trägt.

141. Nur ein Zusammenhalten der beigefügten Skizze der nordirischen Gaueinteilung etwa mit den Berichten, die Macaulay in seiner berühmten „Geschichte von England" zu Ende des XII. Abschnitts über die Ereignisse in Enniskillen, Newton Butler und Londonderry mit der ganzen politischen Leidenschaft schildert, die sich dort noch an jeden dieser Orte haftet, gibt ein Bild von der historischen Druckbelastung dieser Gaugrenzen und der Spannung an diesem „gefährlichen Eck" (A dangerous salient!). Die Namen Londonderry, Enniskillen, Newton Butler einerseits, Donegal, Strabane, Clady, Magheramona, Belleck, Clones andererseits sind so mit Kampferinnerungen belastet, auch Tyrone und Fermanagh innerlich so national gespalten, daß eben eigentlich nur Londonderry, Antrim, Down und Armagh sichere Ulster-Mehrheiten haben, allerdings auch bei einer Auslieferung an den Freistaat schwerster Unterdrückung sicher gewesen wären.

142. Für die Einheit der Oberrheinebene Dr. Metz: „Die oberrheinische Ebene und das Elsaß" in W. Volz: „Der westdeutsche Volksboden", Breslau 1925, S. 24.

143. Karl Kiesel: „Petershüttly. Ein Friedensziel in den Vogesen." Berlin 1918, Dietrich Reimer, mit ausgezeichneten Quellennachweisen, ein Kabinettstück der Behandlung einer einzelnen Grenzstelle in ihren geopolitischen Grundlagen. Es verzeichnet furchtbare Unterlassungssünden; namentlich in der geistigen Einstellung zu einer angeblichen Schutzgrenze, die keine war!

Vgl. Anm. 17 zu S. 5; S. 6 und 7.

144. Zur Groß-Hamburg-Frage vgl. u. a. Walter Dauch: „Das Problem Groß-Hamburg." Berlin 1922. Aufsatzfolge: „Das beengte Hamburg." Frkf. Ztg. 66. Jahrg., Nr. 742, 748. Das Angebot, das Gebiet des Geestrückens zwischen Hamburg und Bergedorf (Schiffbeck u. a.) gegen die hamburgischen Gemeinden Wohldorf-Ohlsted und Groß-Hansdorf-Schmalenbeck auszutauschen, rund 3000 ha mit 17000 Einw., hatte die Zustimmung des Kreises Stormarn gegen Abtretung der Walddörfer gefunden. Das Entscheidende sind aber die Hafenflächen. Es ist also kein Grenzabstufungsproblem nach der Größe, sondern nach dem Wert der zu scheidenden Räume, wodurch eben Werturteile in den Vordergrund treten und sachliche Lösungen in den hamburgischen Grenzfragen gegen Preußen erschweren.

145. Die Groß-Shanghai-Frage ist mit Planunterlagen behandelt in „Far Eastern Review", Shanghai 1926, September-Heft.

146. Die Stelle lautet: „Die Eroberung zerstörte bei den Alten oft die Völker in ihrer Gesamtheit; aber wenn sie dieselben nicht ganz zerstörte, ließ sie ihnen doch die lebendigsten Gegenstände der Anhänglichkeit: ihre Sitten, ihre Gesetze, ihre Bräuche, ihre Götter. Das ist nicht das gleiche in modernen Zeiten. Die Eitelkeit der Zivilisation ist quälender als der Stolz der Barbarei. Dieser sieht auf die Masse, jene prüft mit Peinlichkeit das Detail. Die Eroberer des Altertums, zufrieden mit einer allgemeinen Unterwerfung, informierten sich nicht über das Privatleben ihrer Sklaven noch über ihre örtlichen Beziehungen. Die unterworfenen Völker fanden sich, zum mindesten in ihren entlegeneren Landschaften, zu dem zurück, was den Reiz des Lebens ausmacht, zu den Gewohnheiten ihrer Kindheit, den geheiligten Bräuchen, dieser Umgebung von Erinnerungen, die trotz der politischen Unterwerfung einem Land den Hauch der Heimat läßt und erhält.

Die Eroberer unserer Tage, Völker oder Fürsten, wollen, daß ihr Reich nur eine einige Oberfläche zeige, auf der das stolze Auge der Macht spazierengehen kann, ohne irgendeine Ungleichmäßigkeit, die es verletzt, oder seinen Rundblick beeinträchtigt. Dasselbe Gesetzbuch, dieselben Maßregeln, dieselben Reglements, und wenn man es erreichen kann, schrittweise dieselbe Sprache: das ist es, was man als die Vollendung jeder Gesellschaftsorganisation ausschreit.

Eine Ausnahme macht die Religion: vielleicht, weil man über sie wegsieht, die man als abgebrauchten Irrtum betrachtet, den man in Frieden sterben lassen müsse. Aber diese Ausnahme ist die einzige; und man hält sich schadlos für sie dadurch, daß man, soweit man vermag, die Religion von den Interessen der Erde trennt. Für den ganzen Rest ist das Leitwort unserer Tage die Uniformität. Es ist schade, daß man nicht die Städte niederlegen kann, um sie alle nach demselben Plan wieder aufzurichten, die Berge nicht gleichmachen, damit das Terrain überall gleich sei. Ich wundere mich, daß man nicht längst allen Einwohnern befohlen hat, dasselbe Kostüm zu tragen, damit ihr neuer Herr keiner Unregelmäßigkeit und störenden Nuance mehr begegne.

Davon rührt nun für die Besiegten, nach dem Unheil ihrer Niederlagen, eine neue Gattung von Übeln her. Sie sind zuvor die Opfer einer Chimäre von Ruhm gewesen: sie sind in der Folge die Opfer der Gleichmacherei."

Hat hier nicht ein kluger Franzose vorweg eine Satire auf das neue Regime in Elsaß-Loth-

ringen geschrieben? In Polen? In Böhmen und Mähren? In Süd-Tirol? Ein Durchdenken der Vorschläge von Dr. A. M. M. Montijn (Haag 1919) wird uns viele Erfahrungen in neue Beleuchtungen rücken und dem politischen Geographen seine Mühe lohnen.

Eine vergleichende Betrachtung mit Bd. V des Handbuchs der Politik, Berlin 1922, vom Abschnitt 22 an wird sich empfehlen, worin Fragen der Neugliederung des Reiches, der Zusammenschluß Thüringens, Groß-Berlin und Groß-Hamburg behandelt sind, also diejenigen Grenzabstufungsfragen, in denen Deutsche noch eine gewisse Handlungsfreiheit besaßen.

XIV. VOM WERDEGANG DER GRENZEN

147. O. Maull: „Politische Geographie", S. 133ff. und S. 601ff., behandelt den Werdegang der Grenzen, mit reicher Literatur.

148. Freytag: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit." Illustrierte Ausgabe, I. Band.

149. Arbeiten von Hirth und später von Le Coq und Grünwedel.

150. Über Caesar, außer seinen eigenen Aufzeichnungen, die immerhin unter vielen anderen kongenialste Darstellung Mommsens im III. Bd. seiner Römischen Geschichte. Schade, daß dem Caesar als Staatsmann (Bd. III, S. 464) nicht ein Caesar als Grenzschöpfer zur Seite gestellt ist.

F. Gundolf: „Caesar." Berlin 1924, S. 57ff., über die Nachwirkung gerade der Grenzen schaffenden Taten Caesars in den betroffenen Landschaften.

151. Am kürzesten unterrichtet ausreichend über Shi-Hwang-Ti, ohne Vorliebe, eher durch die Abneigung der Konfuzianisten gegen ihn beeinflußt, F. E. A. Krause in seiner „Geschichte Ostasiens", I. Bd., Göttingen 1925, Vandenhoek & Ruprecht, auf S. 91—98, über seine Grenzmaßnahmen auf S. 94, die im Jahre 213 v. Chr. als Wall vollendete chinesische Mauer (2450 km), die bewußte Kolonisation nach Süden Nan-hai (heutiges Kwang-Tung) und Kuei-Lin (heute Kwang-Si) und darüber hinaus, nach Zentralasien im westl. Kansu. Der Gedanke der Aussendung einer Flotte nach den Inseln der Seligen von der Küste von Schantung aus hat vielleicht den sehr nüchternen Hintergrund eines Erkundungsvorstoßes in den Küstenmeerkorridor. Wenn man in Japan an eine chin. Einwanderungswelle 217 v. Chr. glaubt, braucht das nicht nur ein taoistisches Märchen zu sein. Auch an die Gesandtschaften der Han hat man lange nicht glauben wollen, bis man ihre goldenen Siegel in Kiushu fand.

Der Glanz der Han-Zeit ist doch ohne die Grundlage von Shi-Hwang-Ti schwer denkbar, und ebenso schwer der Vorstoß von Pan Chao über Turfan, Chotan und Kaschgar gegen das Kaspische Meer, freilich auch die S. 121 geschilderte zweischneidige Maßnahme der Hereinnahme fremder Barbarenscharen in das Grenzverteidigungssystem (wie im alternden Rom!).

152. Hermann Giehrl: „Der Feldherr Napoleon als Organisator. Betrachtungen über seine Verkehrs- und Nachrichtenmittel, seine Arbeits- und Befehlsweise." Berlin 1911, Mittler & Sohn, S. 62ff., über Reisebeschleunigung nach Grenzlandschaften; S. 110 über Überwindung von Gebirgshindernissen zum Anschluß von Piemont. Anlage 11 zeigt, wie sehr der napoleonische Durchschnitt der Marschtageleistung die von 1866 oder 1870, auch viele von 1914—1918 übertraf.

153. Krause: „Geschichte Ostasiens" (vgl. 151); Abschnitt III, Bd. I ab S. 288, S. 304, Hunnen-Hiungnu-Annahme. Sicher ist, daß sich die von ihnen veranlaßte Yüechi-Welle die arische Welt entlang schob, und daß die Wusun, gleichfalls Gegner der Hiungnu, mit den Alanen (Yentsai, später A-lan-na) identifiziert und als erste von den Hunnen überrannt wurden.

Sicher waren die auf Caesar im Westen, Shi-Hwang-Ti im Osten zurückgehenden Grenzeinrichtungen die einzigen Auffangvorrichtungen gegenüber dem nordasiatischen Nomadengürtel, die sich bewährten; denn der indische, wie der vorderasiatische, nahöstliche Grenzsaum brach unter dem Druck ein.

154. F. Gundolf: „Caesar." Berlin 1924, S. 18.

155. Jinnichi Yano (Kioto-Universität): Gaiko Jiho (Diplomatische Rundschau), Tokio 1922, über die Grenzfragen Chinas. Januar-Nr.

156. Wladimir Arsenjew: „Russen und Chinesen in Ostsibirien." Deutsch von Franz Daniel. Berlin 1926, Scherl. 103 Abb., 1 Karte — zeigt ungewollt die stärkere Vitalität der Chinesen auch im Ringen um die nordische Halb-Anökumene und gibt außerordentlich wertvolle Anhaltspunkte zur Beurteilung des Ausgangs der Auseinandersetzung zwischen Chinesen und Russen als Siedler in Nordostasien.

157. A. Rein: „Der Kampf Westeuropas um Nordamerika." Gotha 1925. F. A. Perthes.

158. Brooks Adams: „The New Empire." Deutsch als „Das Herz der Welt", Wien 1909, S. 249 bis 253 u. a.

XV. WERTUNG DER GRENZEN NACH QUALITÄT UND TYPEN

159. Grenzentwicklung nach den Methoden von Hermann Wagner und R. Sieger, vgl. 137, nach den Methoden der Druckquotienten vgl. Supan (Anm. 130) S. 59. Immer mehr sollte die Statistik Wert darauf legen, auch die einzelnen Kernlandschaften und wichtigen Landesteile mit ihrer Grenzentwicklung in der Art zu bringen, wie das japanische Inselreich das vorbildlich in seinem „Résumé statistique de l'Empire du Japon" durchführt.

Sieger zeigt an dem einen Beispiel des Unterschiedes der niederösterreichischen Grenze gegen Osten an einem verwilderten Flußlauf und gegen Oberösterreich in einem alten Grenzwald, welche anthropogeographischen Werte sich aus diesen Zahlen gewinnen lassen, die für die Nachkriegsgrenzen nur an wenigen Stellen einwandfrei errechnet sind.

160. André Chéradame: „L'Europe et la question d'Autriche." Paris 1901; die mit 14 ganz eigenartigen Karten ausgestattete Grenzzerstörungsarbeit eines Mannes, der Cisleithanien von Grund aus kannte und erwandert hatte.

161. Bis in den Bereich der japanischen Staatsmythen hinauf reicht die Sage von der Verlegung des Sonnentempels von Nara nach Ise und die Deutung der japanischen Zeichen für Ise: Wo Menschen in der Ebene befriedet, ruhig ausgeglichen sind, wächst das Kind zur rechten Kraft!

Es wird als Ausdehnungssage von einem heiligen, geschützten Verteilungszentrum aus gedeutet und ist für jeden, der die ausgesprochene Schutzlage von Ise kennt, ein Beweis für ein außerordentlich früh in der Geschichte auftretendes Schutzlagenverständnis.

Auch quantitative Vorarbeit muß also immer unwägbare Werte mit in Betracht ziehen und kann der Werturteile nach Qualität und Typen nicht entraten.

162. F. Endres in Südd. Monatshefte 1919.

163. „Ick heiß Roeland. Wenn ick kleppe dan ist Brand. Wenn ick läute dan ist Sturm im Flandrerland." Darin liegt doch dasselbe germanische Freiheits-Trotzgefühl, wie in der Abwehr der Dithmarschen gegen die dänische Krone und ihre Vasallen.

164. J. Sölch: „Die Auffassung der natürlichen Grenzen in der wissenschaftlichen Geographie." Innsbruck 1924, Wagner.

165. C. B. Fawcett: „Frontiers. A study in political geography." Oxford 1918. Strenge Scheidung von frontier und boundary, functions of frontier und evolution of frontier, Grenzform und Grenzlinie.

166. „Trouée de Charmes" nannte man mit einem feinen Doppelsinn in der französischen Grenzbefestigung jene bewußt angelegte Falle für ein eindringendes Heer, die sich zwischen den zurückgebogenen Flügelbefestigungen von Toul und Neufchateau (die Mosel und Maas verbanden) und der Fort-Kurtine Epinal-Belfort in der Richtung auf Mirécourt-Langres auftat und nach dem Orte Charmes an der Mosel, zwischen Toul und Epinal, benannt war. Auf ihre Ausnützung war der französische Gen.-Stab ähnlich eingespielt, wie der deutsche von Moltke vor 1870 auf Marnheim, später auf Saarburg oder Masuren.

167. E. Grünfeld: „Hafenkolonien und kolonieähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea" weist das Typische der wunden Stellen im Umzug Ostasiens vortrefflich nach (Jena 1913, Fischer).

168. Einen Beweis dafür lieferten die Erfolge bolschewistischer Agitation in Java und Sumatra, aber auch in Malaya, die in der von Sarikat-Islam zum Sarikat-Rajat übergegangenen Landarbeiterbewegung 1926 ausbrach. Vgl. Tan Malakka: „Indonesija." Moskau 1924, Russ.

169. v. Niedermayer und Trinkler haben in ihren Fahrten in Iran solche Stellen treffend beschrieben, v. Niedermayer besonders bei seinen Reisen durch die persischen Salzwüsten und bei der Darstellung seiner Kriegsleistungen in Persien und Afghanistan.

Oskar v. Niedermayer: „Unter der Glutsonne Irans." Dachau-München 1925.

170. Eugene Ténot führt in seinem Werk: „La Frontière", Paris 1893 (das — zwar mit reichlicher militärischer Förderung — aber mit klugem Bedacht zur Wiederanregung des französischen Grenzgefühls nicht von einem Soldaten, sondern von einem Journalisten geschrieben wurde) die drei Typen der Frontière démembrée, neutre und naturelle als Haupteinteilungen der französischen Grenze vor.

171. Eine gauweise Wertung der Grenzen nach Qualität und Typen vorzunehmen, wie sie etwa für das obere Münstertal im Elsaß in „Petershüttly" vorliegt, für andere Gebiete in militärischen Grenzbeschreibungen, würde im ganzen Umzug des deutschen Volksbodens eine der vornehmsten Aufgaben landeskundlicher Art sein. Aus diesen Bausteinen könnte sich dann eine größere Zusammenfassung auf höherer Ebene erheben, die notwendige Voraussetzung einer bis in alle Einzelheiten erfolgreichen, immer wachen Verteidigung des Volksbodens wäre.

172. F. Ratzel: „Anthropogeographie", I, S. 210. Jean Brunhes in „L'Irrigation, des conditions géographiques." Paris 1902. Mein Hinweis auf die Gefahr leichteren Erliegens der auf Berieselung angewiesenen Ackerbauvölker (Reisbauer) vor rücksichtslosen Eroberern, die Berieselungsanlagen vernichten, in „Wiederaufstieg Südostasiens zur Selbstbestimmung". Berlin, Vowinckel 1924.

173. So hat Penck als wirksame Naturgrenze für Südtirol die Durchbruchsregion ins Alpenvorland herausgearbeitet.

174. Konrad Bouterweck: „Das Land der meridionalen Stromfurchen im indo-chinesischen Grenzgebiet." Mittlg. d. Geogr. Gesellschaft München, Bd. XIII, 2. Heft, 1918/19, das erst jüngst wieder auf seine Schwierigkeit gegenüber unmittelbarer Verbindung vom oberen Yangtse nach Indien, womöglich unter Vermeidung der gesundheitsgefährlichen oberen Irawaddy-Quellböden, untersucht worden ist. Zeitschr. f. Geopolitik 1927, I. Bd., Indopazif. Berichte.

175. Zahlreiche Werke legen dafür Zeugnis ab, zunächst allerdings mehr vom geschichtlichen Boden aus: Stegemann: „Kampf um den Rhein." Berlin 1924; Wentzke: „Rheinkampf." 2 Bde., Vowinckel, Berlin 1925. Ebenso das größere, im Entstehen begriffene Rheinwerk, zu dem mein Aufsatz: „Die geopolitische Tragweite der Rheinfrage", „Deutsche Rundschau" 1922, 2. Heft, ein Auftakt war. Mit einer umfangreichen Quellensammlung betätigte sich F. Levy: „Entwicklung des Rhein- und Maas-Systems", Freiburg 1921; vor ihm L. v. Wervecke: „Mittelrheintal", in den Mitteilungen der Ges. f. Erdkunde und Kol., Straßburg 1914.

Doch gelang es, die deutschen Forscher mit der Einteilung in Alpenrhein, Hochrhein, Oberrhein, Mittelrhein und Niederrhein auf eine einheitliche Linie der Stromgliederung zu bringen, von der nur die kleinräumigere französische Departementeinteilung Haut-Rhin und Bas-Rhin abweicht.

176. „All dies macht die Rio-Grande-Grenze zwischen den Angelsachsen- und Lateiner-Domänen in der Neuen Welt zu einer Zone von beachtenswerter Gefahr für den internationalen Frieden." So steht, wörtlich übersetzt, auf S. 141 der Nr. vom 22. Januar 1927 der größten britischen Wirtschaftszeitschrift „The Economist" zu lesen.

177. E. Keyser: „Der Kampf um die Weichsel." Leipzig 1926. K. Haushofer: „Die Weichsel, eine gefährdete Wirtschaftsstraße", „D. Rundschau" 1923, 2. Heft. A. Haushofer: „Der Staat Danzig." Z. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1926.

178. Der Hwangho, rund 4000 km lang und 980000 qkm entwässernd, hat seit 602 v. Chr. nicht weniger als zehnmal Mündungswechsel vollzogen, zum Teil so tiefgreifender Art wie der Wechsel zwischen einem Austritt südlich oder nördlich der Scholle von Schantung. Vgl. Dr. Albert Herrmann: „Das Problem des Hwangho." Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1916, 2. Heft. Unmittelbare Zusammenhänge von Hwangho-Durchbrüchen mit Unruhen sind 132 v. Chr., 1194 n. Chr., 1852 n. Chr. und 1917 nachzuweisen.

179. Für das Wiener Becken Arbeiten von Heiderich und Sieger.

180. Über die staatenbildende Kraft der Donau vgl. Vogel: „Rhein und Donau als Staatenbildner" in der Zeitschr. f. Geopolitik, 1924, II, und K. Haushofer: „Zur Geopolitik der Donau" in Volk und Reich 1925, mit Karten.

181. R. Kjellén: „Studien z. Weltkrise." München 1917, Hugo Bruckmann, übers. v. Stieve: „Das Problem der drei Flüsse: Rhein, Weichsel, Donau" — in seiner schwer zu übertreffenden, geopolitischen Zusammenfassung.

182. Für Mesopotamien die Arbeit von F. Hesse: „Mossul-Frage." Berlin, Vowinckel 1925, zu vergleichen mit

183. C. Uhlig: „Die bessarabische Frage. Eine geopolitische Betrachtung." Hirt, Breslau 1926 – eine umfassende Darstellung der Grenzlandfragen des ausgesprochensten Zweistromlandes in Europa.

184. Hinzuweisen wäre noch auf Hassert: „Die anthropogeographische und politisch-geographische Bedeutung der Flüsse." Zeitschr. f. Gewässerkunde 1899; Th. Arldt: „Natürliche Grenzen und staatliche Brückenköpfe." Zeitschr. f. Politik, IX, 1916: H. G. McKinney: „Intercolonial water rights as affected by federation." Sidney 1900.

F. Ratzel: „Allgemeine Eigenschaften der pol. Grenzen und der geogr. Grenzen." Berichte Sächs. Akademie d. Wissensch. 1892.

R. Sieger: „Staatsgrenzen und Stromgebiete." Dtsche. Rundschau f. Geogr. u. Stat. 1913/14, und „Zur pol.-geogr. Terminologie." Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1917.

N. Kercea: „Die Staatsgrenzen in den Grenzflüssen." Völkerrechtl. Abhandlg. Berlin 1916.

Dr. Ed. Seler: „Grenzstreit zwischen Kostarika und Kolumbia." Pet. Mittlg. 1900, S. 255, Karte, mag als Anhalt dienen, wie sich Wertverhältnis von Flußlauf und Flußgebiet ändert.

Dr. R. Hennig: „Die Fertigstellung der Amurbahn." Pet. Mittlg. 1918, S. 22, beleuchtet eine den Strom eigentlich mehr fliehende, sich nur

mit Stichbahnen ihm verbindende Strom-Parallelbahn in besonders gefährdetem Grenzland.

Th. W. Balch zeigt an „The Alasko-Canadian Frontier", Philadelphia, Allen, Lane Scott 1902, den Konflikt zwischen Küstenzutritt an einer zerlappten Küste und extrem durchgeführter Küstenketten-Crêten-Theorie, den auch Supan in seiner Pol. Geographie scharf vorführt, indem er das Kompromiß zwischen der amerikanischen und kanadischen Auffassung gutheißt, das 1903 den Streit beendigte. Der Wortlaut des russ.-span. Vertrags, wie des russ.-kanadischen wollte allerdings die Yukonländer vom alaskischen Küstenstreif fernhalten, hätte also einer starren Wasserscheidenauffassung formales Recht gegeben.

XVII. DIE HÖHENFORM, DER LANDAUFRISS UND DIE WASSERSCHEIDE ALS GRENZE

(HYDROGRAPHISCH-MORPHOLOGISCHE GRENZFÜHRUNG)

185. Philippson: „Studien über Wasserscheiden." Leipzig 1886.

186. Das Herausnehmen der Philippinen aus der naturgemäßen Zeitfolge und Tagbenennung ihrer Umwelt in das Datum der südamerikanischen Vizekönige Spaniens, die Tatsache, daß Sulu-Inseln, Formosa und Philippinen, denen doch wirklich dieselbe Sonne annähernd gleichzeitig aufgeht, fast drei Jahrhunderte lang um einen Tag auseinander waren, die Philippinen dagegen mit der Tagfolge des um die ganze Breite des Pazifik von ihnen getrennten Südamerika übereinzustimmen hatten, bezeugt wohl mehr, als viele Worte, eine Grenzsünde.

187. K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans." Berlin 1925, Kurt Vowinckel, S. 147ff.

188. Die Donauversickerungsfrage hat in kurzen Umrissen gut dargestellt Prof. Dr. Göhringer: „Die Donauversickerung." Karlsruher Tagbl.

118. Jahrg., Nr. 334 vom 3. Dezember 1921.

In einem trockenen Sommer gibt es angesichts der Versickerungsstellen bei Immendingen, zwischen Immendingen und Möhringen am Brühl und bei Friedingen und ihres unterirdischen Abflusses über mächtige wasserundurchlässige Jura-Ausbildungen zur 150 m tieferen Aachtopf-Quelle keine Wasserscheide zwischen oberer Donau und Bodensee wie Rheintal mehr!

Göhringer zeigt gut, mit einer einfachen Skizze, welcher Rattenkönig von privaten und zwischenstaatlichen Rechtshändeln an dieser intermittierenden Wasserscheide hängt.

Ähnliche Probleme würden sich im Karst, in dem Grenzgebiet zwischen Südslawen, Italienern und Albanern ergeben, wo solche Fragen viel weniger international harmlos sind, als zwischen Alemannen und Alemannen, wie hartnäckig sie auch in diesem Fall ausgefochten werden mögen.

Der neu aufgetauchte Gedanke der Ablenkung eines Teiles des Donauwassers der unteren Donau durch südslawisches Gebiet in das Ägäische Meer durch einen Kraft- und Schiffahrtskanal würde ein ähnliches Problem zwischen Südslawen und Rumänen aufwerfen, wobei sicher auch die Wasserscheidengrenze und ihre Veränderung zur Sprache käme.

189. Karl Kiesel: „Petershüttly. Ein Friedensziel in den Vogesen." Berlin 1918, zeigt auf S. 3 bis 7, welchen Reiz in dieser Richtung die Vogesengrenze übte. H. Steinitzer: „Zur Psychologie des Alpinisten." München 1907, gibt Aufschluß, wie verbreitet dieser Machtreiz des in die Tiefe Blickenden schon aus dem allgemeinen Verhältnis zwischen Berg und Mensch erklärbar ist. Vgl. auch Freshfield Douglas: „On mountains and mankind." Roy. Soc. Geogr. Journ., Bd. XXIV, S. 443.

190. Baber, 1483—1530, der erste Großmogul, der genialste Tagebuchschreiber der mohammedanischen Welt, schildert diesen Reiz immer wieder, seit 1505, dem er — von 1519 an die Penjab-Reiche angreifend — endlich 1526 in einer der vielen Schlachten bei Panipat genug tun konnte. „Baber-Nameh", deutsch von Kaiser, Leipzig 1828. Seit ihm sind die Gefahren des Tiefblicks von den Randgebirgen auf die indische Ebene von vielen nachgeprüft und anerkannt worden, zuletzt in merkwürdig verständnisvollen englischen Berichten über den Aufstand und die Befriedung von Wasiristan.

Als er Indien erobert hatte, war Baber eigentlich sehr von seinem Ziel enttäuscht und sehnte sich nach den Höhen, den Freunden und Rosen von Kabul zurück.

191. Die auswandernden germanischen Stämme pflegten sich ihre Rechte am Stammboden vorzubehalten. So auch die Vandalen, und der zurückgebliebene Volksrest ersuchte durch eine Gesandtschaft nach Karthago um Verzicht auf den nun wohl gegenstandslos gewordenen Anteil. Geiserich war schon dafür, ihn auszusprechen, als sich ein alter Häuptling dagegen wandte und den gewaltigen Seekönig zu sich herüberzu-

ziehen wußte, so daß man den Beschluß ablehnte, auf den Weidenanteil in der Heimat zu verzichten.

192. Vgl. u. a. Arsenjew, Anm. 156, auch Consten: „Weidegründe der Mongolen." Auch die gegenstrebigen chinesischen Markeneinteilungen von besonderen Grenzschutzlandschaften, wie sie bei Dubarbier, „La Chine Contemporaine" gezeigt sind. Auch die Abschnitte Mongolei und Mandschurei der China-Year-Books.

193. F. Ratzel: „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten." Pet. Mittlg. 1896, dann „Anthropogeographie", II, 429, 480.

194. Versuchen wir, die Anregungen, die beim Abschnitt XVII führend waren, noch einmal zu überschauen, so spielt das ganze seelische Verhältnis zwischen Bergen und Menschen herein, bis zu den schon erwähnten Arbeiten von Steinitzer zur Psychologie des Alpinisten, auch der Schrift von H. Gomperz: „Philosophie des Krieges." Gotha 1915.

Noch frei von dem Eindruck der Südtiroler Wunde am deutschen Volkskörper sind F. Ratzels grundlegende Aufsätze: „Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung", und „Höhengrenzen und Höhengürtel", in den Kl. Schriften, zuerst in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins erschienen, die eine Fülle von Einzelbelegen geben. (1889 und 1896.)

Damit ist ein kleiner Ausschnitt aus einer Lit. von überwältigender Fülle gegeben, der mit einer annähernd vollständigen Wiedergabe der durchgearbeiteten Gebirgskriegs-Literatur den Rahmen des Buches sprengen würde.

XVIII. PFLANZEN ALS SCHEIDE; VEGETATIONSGRENZEN

195. Besonders wertvolle Angaben über den Zustand der Grenzzonen zwischen China, Indien, Birma bei Kingdon Ward, in seinen Vorträgen über das Suchen nach einer unmittelbaren Verbindung zwischen oberem Yangtse und Assam unter Vermeidung der obersten Irawaddy-Quellböden. „China Express and Telegraph", London 5. und 12. Mai 1927.

196. R. Gradmann: „Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung." G. Z. 1901.

Derselbe: „Beziehungen zwischen Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte." G. Z. 1906, und vor allem: „Der obergermanisch-römische Limes und das fränkische Nadelholzgebiet." Pet. Mittlg. 1899, S 57.

197. Levy-Leyden: „Arbeiten über die Siedelungen in Flandern", v. O.

198. W. Volz: „Zwei Jahrtausende Oberschlesien in acht Karten dargestellt." Breslau 1920.

199. Zeitschrift f. Geopolitik 1927, I. Bd., Märzheft. Indopazifische Berichterstattung, S. 212, bringt nach Timesberichten und Privatnachrichten die geogr. wesentlichen Züge des gewiß bemerkenswerten persönlichen Grenzbegangs von Feldmarschall Sir William Birdwood längs der keineswegs sehr gangbaren birmanisch-chinesischen Grenze.

200. F. Ratzel: „Kleine Schriften", München-Berlin 1906, Oldenbourg, II. Bd., „Höhengrenzen und Höhengürtel", S. 173 ab, bes. S. 188 u. 189, in Würdigung der Beobachtungen von Wahlenberg.

201. Dr. Amerigo Hofmann: „Aus den Waldungen des fernen Ostens." Wien 1913, Wilhelm Frick. Mit ausgezeichneten Aufnahmen und einer vortrefflichen Darstellung der Vegetationsgrenzen d. japanischen Reiches, die wegen seiner Längserstreckung durch eine Reihe von Klimazonen die langsame Senkung der Klimagrenzen und Vegetationsgrenzen innerhalb des Reichskörpers von Süden nach Norden anschaulich zeigen und besonders überzeugend sind.

Hofmanns Werk ist nicht nur eine Fundgrube landeskundlicher Erkenntnis über Japan, sondern auch über Vegetationsgrenzen-Bestimmungen.

202. Ellen Semple Churchill: „Influence of geographical conditions on japanese agriculture." Geo. Journ. Roy. Soc., Bd. XL, S. 589.

203. J. Ponten: „Anregungen zu kunstgeographischen Studien." Pet. Mittlg. 1920, S. 89, bes. S. 90.

204. Septans: „Les Expéditions anglaises en Afrique." Paris 1895, Lavauzelle. Aschanti-Kriege von 1873—1874 und 1895—1896.

Furse-Septans: „Expéditions militaires d'Outre-Mer." Paris 1897.

205. Beobachtungen der Brüder Sarasin auf Celebes, von L. W. Puxley, H. M. Tomlinson, Parkinson, Hurley u. a.

206. F. Doflein: „Ostasienfahrt", S. 416 über Kampf zwischen Menschheit und Dschungel.

207. Maskierung der auf den Donon zuführenden Straße westlich von Straßburg, Bepflanzung der Straßen und Bahndämme in Elsaß-Lothringen als Schutz gegen Sicht mit Masken, in der Weise, wie sie mit geringen Kosten an Gürtelfestungen im Frieden vorgenommen wurde, hätte 1914 viel Blut gerade von Landwehr- und Landsturm-Truppen gespart.

Ein Seitenstück dazu ist, daß in dem wohlbepflanzten, von reichen Parkanlagen umgebenen Wladiwostok von 1904 ein törichter Befehlshaber die beste Deckung niederhauen ließ, weil er in vergangenen Zeiten einmal etwas von Räumung des Glacis gehört hatte.

1917 und 1918 holte man mit großen Kosten unvollkommen nach, was man z. B. an der von Chateau-Salins über Delme auf Metz führenden Straße, im Moseltal und Illtal an Pflanzenschutz in Grenzräumen versäumt hatte. Die elsässischen und Rheintal-Verkehrswege sind heute noch in dieser Richtung lehrreich.

208. Führend für die Beziehungen zwischen Pflanzen- und Menschengrenzen erscheinen mir Arbeiten von Scharfetter, namentlich ein Aufsatz über „Pflanzen- und Völkergrenzen". Pet. Mittlg. 1910, I, S. 121, der die Beziehungen zwischen Federgras und Hunnen, Magyaren, Avaren, zwischen castanea vesca und Romanengrenze erörtert. Aber beim Zusammenhalten der reichen pflanzengeographischen Sonderliteratur mit dem befruchtenden Einfluß, den sie auf die Erdkunde im ganzen, besonders auch auf den Grenzerhaltungsinstinkt in Heimatkunde und Geopolitik im großen geübt hat, gewinnt man den Eindruck, als ob sich hier noch lebendigere Verbindungen herstellen lassen müßten.

Douglas Freshfield: „On mountains and mankind." Geo. Journ. Roy. Soc. Bd. XXIV, S. 443, Younghusband-Molyneux „Kashmir" zeigen, wie sich vor ihrer Entzweiung Angelsachsen und Deutsche gerade in ihrem Verhältnis zu den Bergen völkerpsychologisch verstanden.

Die letzten bedeutenden deutschen Vorkriegsarbeiten über die wichtigsten Wasserscheiden- und Gebirgsgrenzen deutschen Lebensraumes sind: N. Krebs: „Länderkunde der österreichischen Alpen." Stuttgart 1913, reich an Stoff; O. Maull: „Die bayer. Alpengrenze." Marburg 1910. Petermanns Mittlg. 1910, Karte. C. Hoffmann: „Morphologische Studien im Wasgenwald." Mittlg. d. Ges. f. Erdkunde u. Kol.-Wesen, Straßburg 1916—1917, Bd. VI.

Über die wichtige überseeische Wasserscheidengrenze zwischen Argentinien und Chile (Schiedsspruch 1902), Pet. Mittlg. 1913, H. Steffen, „Westpatagonien", Stuttgart 1922.

Schon unter dem Schatten des Ringens um eine für selbstverständlich gehaltene Gebirgsgrenze stehen:

A. Penck: „Die österreichische Alpengrenze." Stuttgart 1916, Engelhorn, K. Sapper: Abschn. über „Gebirgsgrenzen" in Hettners Zeitschrift 1918, S. 123, und steht die ganze Kritik der Brennergrenze durch Penck, Sieger, Sölch und die ausdrückliche Anerkennung dieser Kritik durch amerikanische und britische Zeitungen, z. B. „Manchester Guardian", v. 2. Februar 1927.

Wehrwissenschaftliche Streiflichter in die Geographie warf Frobenius: „Strategische Bewertung der Kammlinie eines Grenzgebirgs." Pet. Mittlg. 1915, S. 55; umgekehrt ein Streiflicht auf wehrtechnische Fragen vom Standpunkt des erfahrenen geographischen Kenners vieler Wasserscheidengrenzen, namentlich auch nahöstlicher, A. Philippson: „Grenzfrage in den Vogesen", in seiner Besprechung von K. Kiesels „Petershüttly" in Pet. Mittlg. 1918, S. 76.

Eine französische Probe aus dem europäischen Kampf um neue Grenzführungen an und in Gebirgen lieferte E. de Martonne: „The Carpathians, physiogr. features controling human geography." G. R. Neuyork III, 1917, S. 417 bis 438. Karte.

Auch der Vergleich von Klimakarten, Vegetationskarten und Karten der politischen Lebensformen, Kulturkreise, Wirtschaftskörper ist außerordentlich fruchtbar, so, wenn aus Köppens „Klimakarte der Erde", Pet. Mittlg. 1921, auch die Grenzen und die Intensität der Selbstbestimmungsbestrebungen in den Monsunländern entgegentreten und gewisse trennende Zwischenzonen aus der indischen Wälderkarte abgelesen werden können.

Oder wenn man die Arbeiten von W. Krebs: „Dürren, Notstände, Unruhen in China. Die politischen Kompetenzen der Klimatologie", Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. XV 1892, S. 106 und 1895, mit ähnlichen Karten für Indien zusammenhält, und die Periodizität der Monsunvorstöße mit der von Hungersnöten und Unruhen in Beziehung zu bringen sucht.

In kleineren Verhältnissen waren F. Schmid: „Geographische und wirtschaftliche Bedeutung des Waldes und seine Einwirkung auf die Volksdichte", Straßburg 1913, in vergl. Untersuchung mit E. Wagner: „Regenkarten von Elsaß-Lothringen", Straßburg 1914, auf Grund eigener Erfahrungen im Elsaß in längeren Beobachtungsreihen wertvoll; dann E. Imhof: „Die Waldgrenze in der Schweiz", Leipzig 1900, um Ratzels Anregungen weiter auszubauen. Ebenso W. Köppen: „Baumgrenze und Lufttemperatur", Pet. Mittlg. 1919 — wenn man sich auch der Übersteigerung der Zeichnung nicht wird verschließen können.

Für den Zusammenhang der Forst- und Almrechte mit dem von Ratzel gezeigten oberen verkehrs- und siedlungsfreundlichen Gürtel in Hoch-

tälern verdanke ich der empirisch zusammengefügten Arbeit von J. J. Hibler: „Oberes Loisachtal und Grafschaft Werdenfels", Garmisch 1908, manche Anregung, und für eigene Beobachtungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz und auf Reisen zuvor B. Brandt: „Das Pripetbecken", Pet. Mittlg. 1918, S. 16—21 mit weiteren Quellen für die Grenz-Auswertung einer der wenigen vorbildlichen Sumpflandschaften am Rande Zwischeneuropas.

Der hohe Wert vergleichender Studien in der Pflanzengeographie für die Erkenntnis gerechter Abgrenzung menschlicher Macht, Kultur und Wirtschaft, wegen ihrer überaus wertvollen Analogien für die Anthropogeographie, ist wohl schon seit Humboldt und Bonpland über allen Zweifel erhaben; und wenn wir bedenken, daß wir auf der Hälfte der Landfläche der Erde verbreitet nur etwa 25 richtige Kosmopoliten, auf einem Drittel etwa 100 unter 2 bis 300000 Pflanzenarten haben, zumeist Unkraut, so liegt uns gerade für den Vergleich der am meisten Grenzen überschreitenden Menschenbrüder ein Vergleich nahe, der sehr zum Nachdenken anregt.

XIX. LEITPFLANZENGRENZEN DER WELTWIRTSCHAFT

STOSS VERSCHIEDENER WIRTSCHAFTSFORMEN. KULTURBEGLEITPFLANZEN ALS GRENZZEUGEN

209. Victor Hehn: „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa." Berlin 1874, ein seiner Zeit weit vorausgeeiltes Werk. Gerade die Einleitung des berühmten Buches ist ein Beweis, daß dauerndes Zusammenbauen von Geschichte und Naturwissenschaft, wie es Geographie und Geopolitik immer wieder fordern müssen, auch unter bedeutenden Führern von Natur- und Geisteswissenschaften keine Selbstverständlichkeit ist.

210. In Ägypten, im Sudan, in den Baumwollstaaten der Union, schon in Südchina, Indien, Korea fängt die anspruchsvolle, Latifundien erzeugende Gespinstpflanze an, oder hat es längst erreicht, die Autarkie, die Ernährungsfähigkeit der eroberten Erdräume aus dem Eigenen zu verdrängen.

Vgl. Goulding: „Cotton and other vegetable fibres." London 1917. John Todd: „The World's Cotton corps." London, Black 1915. Finch: „Geography of the World's Agriculture." Pierre Clerget: „La Géographie des textiles." W. R. Dunstan: „The present position of Cotton cultivation." Auch „Manchester Guardian Commercial" vom 29. 7. 1926 „Developments in East African Cotton-Growing" (Uganda, Tanganika. Karte).

211. Finch & Baker: „Atlas of American Agriculture." Wash. 1917. „Geography of the World Agriculture", 1917. Reed: Atlas über Frost und Saat. 1920. W. G. Simkhowitsch: „Hay and History." Political science quaterly. Neuyork 1913. XXVIII, Nr. 3, Sept. 1913 über das Ringen zwischen Natur- und Kunstwiese seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.

212. Brooks Adams: „Amerikas ökonomische Vormacht." Deutsch von Sachs, Wien, Leipzig 1908, S. 28, 29 über den Einbruch der Deutschen in den Londoner Zuckermarkt als Kriegsursache gegenüber den kubanischen Verh., und S. 42 ab: Englands Verfall in Westindien, namentlich 1849 bis 1853.

213. K. Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans." Berlin 1925. Kurt Vowinckel; S. 154. Grenzkampfwendungen Kaliforniens mit seinen veränderten Wirtschaftsstufen und Hauptwirtschaftspflanzen und Formen, zuerst im Rahmen des Ringens der Angelsachsen pazifikwärts, dann gegen Süden, endlich gegen die ostasiatische Einwanderung.

214. Rudolf Scharfetter: „Pflanzen- und Völkergrenzen." Pet. Mittlg. 1910, I. Bd, S. 121, bes. S. 123. Auch seine Bemerkungen, daß die Dattelpalme, wo die Herrschaft schon längst geschwunden sei, noch die Grenzen der Araberreiche verrate, findet sich in der Wirklichkeit seltsam erprobt.

215. Mündliche Angabe von Dr. Troll. Auch in seinem Beitrag zum Werk: Der Rhein — Sein Lebensraum — sein Schicksal. Hrsg. v. Karl Haushofer, Kurt Wiedenfeld, Hermann Oncken in Verbindung mit Paul Wentzcke — Berlin 1928 — Kurt Vowinckel Verlag. Vgl. Dr. K. Troll: „Xerotherme Einwanderer in der Münchener Flora." Mittlg. Bay. Botan. Gesellschaft 1920.

216. Bachmann, C.: „Karten der Reisverbreitung." Pet. Mittlg. 1912, m. Begl. Bericht Yamané: Tokyo chiukwai zashi (Mittlg. Geogr. Ges. Tokyo.) Karte.

H. Schumacher: „Der Reis." München 1917. Edwin Bingham Copeland: „Rice." London 1924, Macmillan. Schon v. Richthofen („China" I, S. 420) erwähnt die fünf heiligen Feldfrüchte Chinas: Reis, Weizen, Gerste, Hirse, Bohne, die der Kaiser zu Beginn der Ackerbestellung aussäte.

Dabei spricht für das Verhältnis von Weizen

und Reis im chinesischen Gebiet sehr vieles für einen späteren, vielleicht doch von Indien (Assam, wo die wilden Reisarten vorkommen) übernommenen Eintritt des Reisbaues in das chinesische Wirtschaftsleben, aus dem er jetzt so schwer fortzudenken ist.

Bowman: „The New World, Problems of pol. Geography." London-Sidney 1922 bringt in Bild 25 und 28 das Ringen von Reis und Weizen in Indien, in 21 Verhältnis von Regenfall und Hungersnot.

217. Unstead, J. Fl.: „Climatic limits of wheat cultivation." Roy. Soc. Geogr. Journ. XXXIX und XLII.

A. Opel: „Weizen und Weizenverbreitung." Pet. Mittlg. 1918, S. 176. Weizenkarte!

F. Lange: Landw. Stat. Atlas. Berlin 1917, Reiner.

Schindler: „Der Weizen in seinen Beziehungen zum Klima." Berlin 1893.

Maurizio, A.: „Getreidenahrung im Wandel der Zeiten." Zürich 1916. Pet. Mittlg. 1920, S. 39.

Schulz, A.: „Die Getreide der alten Ägypter." Abh. Naturf. Ges. Halle 1916. Schurtz schreibt in seiner Urgeschichte der Kultur" auf S. 254: „Unter den Gebieten der Alten Welt hat sich das ostasiatische Kulturreich am selbständigsten entwickelt ... Nur ein uraltes gemeinsames Gut besitzen Ostasiaten und westliche Welt, den Weizen!"

In größere Zusammenhänge stellen: Wojeikow: „La géographie de l'alimentation humaine." La „Géographie", XX. 1909. 15. X. und XII. und Lichtenfeld: „Geschichte der Ernährung." Berlin, Reimer, 1913, auch Otto Warburg und J. van Soemeren-Brand: „Kulturpflanzen der Weltwirtschaft", Leipzig, Voigtländer.

218. J. W. Gregory: „The dead heart of Australia." London 1906, Murray, und „The geogr. features that control the development of Australia." R. S. G. J. XXXV, S. 658.

Vgl. auch die Bewegung, die sich an die Theorien über die Austrocknung Innerasiens („Dead heart of Asia") knüpften, die neuerdings (Andersson) wieder aus zahlreichen Funden bestritten werden.

219. Atlas des Frosteintritts von Reid; Züchtung winterharter Weizensorten in Kanada.

220. H. Niklas: „Bayerns Bodenbewirtschaftung unter Berücksichtigung der geologischen und klimatischen Verhältnisse." Herausgegeben vom K. Statistischen Landesamt. München 1917, J. Lindauer (Schöpping), mit seinen 17 schönen farbigen Karten ist ein solches Beispiel.

221. Albrecht Penck hat, vor allem in einer Rede über das Zentralproblem der physischen Anthropogeographie vor der Akademie der Wissenschaften, das Problem im größten Stil gestellt; Gregory ist ihm für die angelsächsische Literatur am weitesten gefolgt. Wenn auch beide zu sehr verschiedenen Zahlen für den Zeitpunkt der Übervölkerung der Erde und das Maß des erträglichen Volksdrucks in den verschiedenen „Bonitäts"klassen des Nährbodens kommen, ist doch sicher die Abgrenzung der Räume mit erträglichem und unerträglichem Volksdruck nach beiden eine der folgenschwersten künftigen Aufgaben der Menschheit, die gerade Gregory, den Kenner des wichtigsten australischen untervölkerten Rückhaltraumes, mit begründeter Sorge erfüllt. J. W. Gregory: „The menace of Colour." London 1925, Seeley.

222. Unterlagen bilden, neben den Washingtoner Atlanten, F. Lange: „Landw. stat. Atlas", Berlin 1917, Reimer; Kritik dazu von Tiessen, Pet. Mittlg. 1918, S. 262; ebenda: A. Opel: „Verbreitung und Erzeugung von Weizen", S. 176, auch J. F. Unstead: „The climatic limits of wheat cultivation" und „Stat. study of wheat cultivation and trade." Geo. Journ. Roy. Soc. XXXIX S. 347 und 421, Bd. XLII S. 165 und 254.

XX. GRENZEN VON TIER- UND MENSCHENRASSEN

223. W. Scheidt: „Allgemeine Rassenkunde", München 1925, Lehmann, gibt in seinem Lit.-Verzeichnis von S. 462—511 eine ganz ausgezeichnet geordnete Übersicht des Schrifttums. Dazu etwa die Besprechungen von Lenz.

Sehr viel derber zeichnet z. B. Lothrop Stoddard: „Race realities of Europe", Neuyork 1924.

224. V. Hehn: „Kulturpflanzen und Haustiere." Berlin 1874. Schon bei Hehn finden sich feine Bemerkungen über das Zusammenfallen des Vorkommens von Rudeln wilder Pferde, auch Wölfe (Vogesen noch 1593!), von Scharen wilder Pferde (im schlesisch-polnischen Grenzwald 1132, in Masuren, bei Lyck noch 1543) mit wirksamen Grenzen. 1125 fängt Wladimir Monomach in den Sumpfwäldern des „Ross" (Scheide zwischen Russen und türkischen Polowzern) eigenhändig zwanzig Wildpferde.

Schon Hehn zeichnet mit seinem scharfen vorauseilenden Beobachtungsvermögen die Moskitoplage als Ursache der Wanderungen der Jagd- und Verkehrstiere, diese wieder als Ur-

sache der menschlichen Wanderungen und Grenzüberschreitungen. Er schildert das alte Germanien als wahrscheinlich ähnlich moskito-verseucht wie heute noch Sibirien: Teil der „Nomadenzone", von welcher es sich durch Wald- und Rodland zur Kultursteppe rückentwickelt.

225. Leo Frobenius: „Das unbekannte Afrika", München 1923, C. H. Beck und „Atlas Africanus". Belege zur Morphologie der afrikanischen Kulturen. Herausgegeben im Auftrage des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie von Leo Frobenius und Ritter von Wilm. München. Liefg. 1—3.

226. Arbeiten von Peßler-Hannover über die kulturgeographische und linguistische Abgrenzung des niedersächsischen Stammesbodens v. O. und ähnl. die mündlich und im Entwurf mitgeteilten zahlreichen Karten von Dr. Bruno Schweizer in Dießen über die Abgrenzung der alemannisch-bayrischen Dialektformen, namentlich zwischen Lechrain und Ammertal.

227. Karl Jaberg (Bern) und Jakob Jud (Zürich) über die schweizerisch-italienischen Sprachabgrenzungen; Bespr. Neue Züricher Zeitung, 23. Januar 1922, L. Gauchat.

228. Jules Guilliéron: „Atlas linguiste de la France." Paris 1902—1910. (Corse, Catalan.)

229. Vgl. W. Volz: „Der Ostdeutsche Volksboden." Breslau 1926, Hirt, u. a. und früher A. Pencks Karten zur Erläuterung der tatsächlichen Siedelungs- und Dichteverhältnisse auf von Polen beanspruchtem deutschen Kultur- und Volksboden in Ost-, Westpreußen und Posen; Karten von Volz für die gleichen Verhältnisse in Schlesien; auch Erich Keyser: „Der Kampf um die Weichsel", Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig 1926.

230. Lothrop Stoddard: „Race realities in Europe." Neuyork 1924; deutsch ebenso, wie „The Revolt against civilisation" (Der Kulturumsturz; Die Drohung des Untermenschen), München 1925, J. F. Lehmann.

Madison Grant: „The Passing of the Great Race." Neuyork, 4. Aufl. 1923. Deutsch als: „Der Untergang der großen Rasse." München 1925, J. F. Lehmann.

J. W. Gregory: „The Menace of Colour." London 1925, Seeley, Serv. & Co.

231. Dr. Hans F. R. Günther: „Rassenkunde des Deutschen Volkes." 6. Aufl. München 1924, J. F. Lehmann. Derselbe: „Kleine Rassenkunde Europas", 20 Karten, 353 Abb. München 1925, J. F. Lehmann.

232. W. Hellpach: „Geopsychische Erscheinungen." 2. Aufl. Leipzig 1917, Engelmann.

233. J. Bowman: „The New World. A study in political geography." London-Sidney 1922.

234. Zu diesem nur einige wesentliche Möglichkeiten der Arbeit streifenden Abschnitt verdanke ich wichtige Gesichtspunkte freundlichen mündlichen Mitteilungen von Prof. Stechow-München. So über die, der 11jährigen Sonnenfleckenperiode entsprechenden, periodischen Einwanderungen des sibirischen Tannenhähers, dessen weit nach Norddeutschland hinein, in Süddeutschland jedoch nicht fühlbare Grenzüberschreitungen (ein Ausweichen vor besonders starken Feuchtigkeits- und Bewölkungseinbrüchen in die nordasiatische Nomadenzone) seltsame Analogien zur Periode von Nomadenvorstößen zeigen. Streifenförmige Grenzüberschreitung und Streifenverbreitung findet hier gleichfalls Anwendung. Es ist die doppelte Periode, die nach Krebs' Arbeiten über Periodizität und Ausbleiben der Monsuneinbrüche und ihre anthropogeographische Rückwirkung auffällt. Vgl. Ferdinand Pax, „Wirbeltierfauna von Schlesien". Berlin 1925, Bornträger, S. 165 bis 167, besonders diese.

Von den bekannten drei Vogelzugstraßen nach Süden durch Westeuropa führen I und II über Gibraltar, III über Tunis. Dieselbe Form (Gibraltarenge), die Landmachtkörper und Landtiere (Nager, Raubtiere) scheidet, lockt die Flieger an! Ihre Entmachtung durch Vierteilung: Tangerzone, Spanien, Britische Doppelstellung, Franz. Druckgebiet, ist bezeichnend. Vgl. Jessens „Gibraltar".

Das Westwärtsziehen der Haubenlerche wie gewisser Grasarten als Folge des Kosakenzugs von 1813 ist bekannt. Weniger bekannt die Nachwirkung der alten Eiszeitverengung Mitteleuropas auf die heutige Mischzone einer pontischen und atlantischen Spielart der Tierwelt: Schwarze Krähe—Nebelkrähe, Sprosser—Drossel an der Elbegegend (wie Menschenrassen!). Einzelne paaren sich noch, andere haben sich so auseinander entwickelt, daß sie sich nicht mehr paaren.

Das Ergebnis eines einzigen Gespräches unter zwei, von ihren ganz verschiedenen engeren Arbeitsgebieten aus dieselbe Grenz-Erscheinung beobachtenden Forschern zeigt, wie unendlich viel noch zu tun wäre, wenn man mit allen Mitteln der Analogie die Grenzfragen der Menschheit sachlich angehen wollte, statt mit diplomatischen Zufallsgewalttaten, die ihre Korrektur in sich tragen.

William Marshall: „Deutschlands Tierwelt im Wechsel der Zeiten." In Virchow und Holtzendorff, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Bd. I, Heft 16, S. 48, Hamburg 1887, J. F. Richter und Robert Lauterborn in Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft Bayern, Bd. XV, Heft 1, S. 7—9.

XXI. VERLEGUNG DER GRENZEN IN IHREN POLITISCH-GEOGRAPHISCHEN FORMEN

235. W. Wundt: „Elemente der Völkerpsychologie." Leipzig 1912, Kröner, hat uns, u. a. S. 5, 359, 479 und 80, 482, scharfe Unterschiede zwischen Stamm- und Völkerwanderung, wie Stamm-, Volks- und Weltkultur machen gelehrt, bei denen freilich viele Widersprüche wach werden. S. 120 Stammwanderung, S. 286 Völkerwanderungen, in ihrem Gegensatz zu den Stammwanderungen der malaiischen Rasse, aus denen eben doch ein Großmachtkern ohne die Mittel der Völkerwanderungen gebaut wurde. „Keine der großen Kulturnationen ist ungemischt." S. 286! Gewiß — aber die japanische ist z. B. ohne Völkerwanderung entstanden. Ihr Reich wuchs tatsächlich aus dem Ferment von Stammwanderungen empor, typisch nach Wundts Beschreibung. Daher die Schwierigkeit, von anderen, aus Völkerwanderungen entstandenen Reichen verstanden zu werden, bei den U. S. wie beim Japanischen Reich.

236. F. Ratzel: „Politische Geographie", 3. Aufl. München 1923, Oldenbourg, herausg. von Oberhummer, S. 517—520; die entscheidende Stelle: „Anthropogeographie." II. Bd., S. 433: „Den größten Einfluß übt auf eine Völkergruppe der Übergang vom Land aufs Meer. Daher bezeichnet der Gegensatz von kontinental zu litoral und insular das Größte, was innerhalb einer Völkergruppe vorkommen kann.

237. K. Haushofer: „Das Japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung." Wien 1921, L. W. Seidel & Sohn.

238. Erich Obst: „England, Europa und die Welt." Berlin-Grunewald 1927, Kurt Vowinckel. S. 113—115 zeigt jene fast monopolartige Stellung des Britischen Reiches gegenüber den ergiebigsten Fischgründen der Welt (zu denen u. a. auch namentlich Kanada zählt), das nur in dem ostasiatischen Inselbogen, im Bereich der Malaio-Mongolen, durchbrochen ist.

239. Graf Hermann Keyserling: „Das Reisetagebuch eines Philosophen." München-Leipzig 1919, Duncker & Humblot. „Patriotismus ist das Tiefste des Japaners. Sein Verhältnis zu seiner Heimat, deren Größe, deren ruhmreichen Fortbestand bedeutet das gleiche, wie dem Inder sein Verhältnis zu Brahman, dem Chinesen seine Gliedschaft im All..." S. 452—454 über das metaphysische Liebesverhältnis der Japaner zur Nation in einem Gesamtzusammenhang, in dem mit seltener Einfühlungsfähigkeit ausgezeichnete Beobachtungen gerade an den kleinen Leuten, dem Bauern, gemacht werden, die — trotz der Industrialisierung — nach meinen eigenen Wahrnehmungen im Lande selbst auch heute noch für alles nicht Wurzellose richtig sind. Als „wurzellos" wurden 1926 freilich bereits $4^1/_3$ Millionen Menschen festgestellt.

Auch G. E. Uyehara spricht von „zärtlichen Gefühlen" gegen das Land.

240. Dr. Karl Strupp: „Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie." Berlin-Leipzig 1924, De Gruyter & Co.

Kurt Wolzendorff: „Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten." Berlin 1921, Engelmann.

241. John Bakeless: „The origin of the next war." London 1926, Jonathan Cape.

242. Starkes Hervortreten der Grenzliteratur über bestimmte Landschaften pflegt als Zeichen bevorstehender Verlegungen von Grenzen mit Recht beachtet zu werden. Wie scharf trat z. B. das Labile des russisch-hochasiatischen Grenzsaumes hervor, wie ich es schon in „Dai Nihon", Berlin 1913, E. S. Mittler & Sohn, mit Karten und Abschnitten belegt hatte. Gleichzeitig tat es Göbel: „Ural bis Sachalin", Berlin 1913, Reimer, R. Verbrügge: „Les confins sino-mongols", Brüssel 1913, etwas später M. Friederichsen: „Russisch-Centralasien", Pet. Mittlg. 1915, S. 428, 466, besonders S. 471 mit reicher Quellenangabe. Schon früher war von Geffken in Zeitschriften namentlich der Pendjdeh-Konflikt gut behandelt und aufmerksam verfolgt worden; Ratzel hatte auf das Entgegenwachsen der russischen und britischen Grenzen in Zentralasien mit einer Skizze hingewiesen, Consten später in seinen „Weidegründen der Mongolen" unhaltbare Grenzlagen gezeichnet.

Ebenso würde heute allein die Fülle einer künftigen Grenzveränderungen präludierenden Literatur in Mittel- und Zwischeneuropa das Bevorstehen unaufhaltsamer Grenzverlagerungen ahnen lassen.

Wenn ich von der in diesem Buch an anderer Stelle genannten Literatur über Rhein (Stegemann, Wentzcke,) Weichsel (Keyser, Kjellén), Donau (Sieger) absehe; wenn ich nur an die aka-

demischen Reden und kleineren Schriften der Brüder Aubin, von E. v. Drygalski, A. Penck, Dietrich Schäfer, W. Volz, Freytag-Loringhoven, H. Oncken und vielen anderen erinnere oder solche Serienarbeiten nenne, wie die Rundbriefe des Instituts für Grenz- und Auslandsstudien von Dr. Max Hildebert Boehm und des gleichen Autors: „Die Deutschen Grenzlande", Berlin 1925, Reimar Hobbing (6 Karten, 48 Abb.); die Ausgaben des Elsaß-Lothringer-Instituts in Frankfurt a. M., des Ausland-Instituts in Stuttgart, der Reihe: „Frankreich und der Rhein" (Frankfurt 1924, Englert & Schlosser), der „Festgabe rheinischer Dichter" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), der „Rheinischen Schicksalsfragen" (Reimar Hobbing, Berlin, frtlfd.), aber auch des Kampfes der Schweiz um die Freiheit ihrer Wasserwege mit einer bändereichen Literatur gedenke — so wird klar, daß Feuer ist, wo solcher Rauch aufsteigt.

Eine innerste Grenze verriet H. Spethmann: „Die Großwirtschaft an der Ruhr", Breslau 1925, Hirt — eine der geschlossensten und gedankenreichsten Zusammenfassungen des ungeheuren Problemdrucks einer plötzlich zum Glied einer Gewaltgrenze gemachten Herz- und Kernlandschaft, durch 27 Karten und Diagramme wirkungsvoll ergänzt. Wie schnell der Druck wieder nach außen rückte, verrät F. Eichhorn: „Frankreich und das Saargebiet", Berlin 1926. Reimar Hobbing, aber auch von ganz unbeteiligter Seite her etwa Guy Greer: „The Ruhr-Lorraine Industrial Problem." New York, Macmillan 1926.

Fügen wir zu solchen Symptomen etwa noch die Sammlung: „Grenzlande", Langensalza 1926ff. mit Heft I: Gustav Roethe: „Das geraubte deutsche Westpreußen"; Heft II: „Deutschland, Frankreich und der Rhein"; Heft III: Eduard Stadtler: „Elsaß-Lothringen", die ganze Riesenleistung der Deutschen Volks- und Kulturboden-Stiftung, den Kampf um die Südostmark, wie er von Graz, Innsbruck, Klagenfurt aus geführt wird, so verstehen wir, daß den Inhabern labiler Grenzen ihre eigene Vorbereitungsarbeit zum Bewußtsein kommt und daß sie — trotz allen Versicherungen eines müde gewordenen Durchgangszeitalters — die Notwendigkeit der Verschiebung so unwahrer Scheidemarken erkennen, so sehr sie sich dagegen sträubten.

Ähnlicher Rauch, wie im mitteleuropäischen Grenzsaum, steigt an der indischen NW-Grenze an der Rio Grande-Grenze, an den geraubten Wachstumsspitzen in den Monsunländern, von den US. amerikanischen Philippinen, dem franz. Indochina bis zu den Eindringungs-Hafen-Kolonien empor und verrät bevorstehende Verschiebungen, die auch zwischen den ostasiatischen Mächten ihren Schatten vorauswerfen.

Für Mexiko etwa: Francis Mc. Cullagh: „Into Mexico. A dangerous Frontier." „Manch. Guardian." 7. Juli 1927.

XXII. GRENZWEHR UND WEHRGRENZE

243. Thomas Babington Macaulay: „The history of England from the ascension of James the second", Chapter XXI 1695: „The scientific part of their operations (Siege of Namur) was under the direction of Coehorn, who was spurred by emulation to exert his utmost skill. He had suffered, three years before, the mortification of seeing the town, as he had fortified it, taken by his greatmaster Vauban. To retake it, now that the fortifications had received Vaubans last improvements, would be a noble revenge..." Es war die Glückswende der landschaftlich begründeten Befestigungs- und Festungs-Kampfesweise gegen die technisch-universale, deren Hauptträger Vauban war.

244. J. Colin: „L'Education militaire de Napoléon." Paris 1901, R. Chapelot — eine Fundgrube kriegswissenschaftlicher Feinarbeit über die Bildung eines wehrgeographischen Genies aus dem von ihm verarbeiteten wehrgeographischen Wissen seiner Zeit, seine Verarbeitung z. B. von Machiavelli und Montesquieu mit den landeskundlichen Eindrücken seiner Haupt-Kriegsschauplätze. Sie zeigt, welche enorme Gedanken- und Lesearbeit den scheinbaren Geistesblitzen die Schlagweite und Schlagkraft vorbereitet hat; aber auch, wie durchaus geopolitisch in unserm modernen Sinn Napoleons Vorbereitung war.

245. W. Wlaschütz: „Bedeutung der Befestigung in den Kriegen Napoleons." Wien 1905.

246. Angeli: „Erzherzog Karl als Feldherr und Heeresorganisator." Wien 1896. Carl von Österreich: „Ausgewählte Schriften." Bd. I—VI. Wien 1893ff.

247. General Carl von Clausewitz: „Vom Kriege." 5. Aufl. Berlin 1905. Ferd. Dummler. Mit Einführung von Graf v. Schlieffen. Sechstes Buch.

248. Der unerwartete Widerstand der winzigen, aber für Fuhrwerk kaum zu umgehenden Gebirgsfeste Bard, seit dem 11. Jahrhundert auf steilem Felsen über dem Ausgang des Aostatals, 391 m ü. M., als Grenz- und Paßhüterin bekannt, in der 400 Österreicher acht Tage lang den Vormarsch Napoleons im Mai 1800 aufhielten, hätte beinahe den Feldzug von Marengo zum Scheitern gebracht. Vgl. S. 51 bei Wlaschütz.

Die Einzelnotizen finden sich bei Wlaschütz: Beurteilung der Etschlinie, S. 71; Peschiera und das Problem der Flußverteidigung, S. 186; Gebirgssperre Bard, S. 51; die Verhältnisse in Polen, mit dem fünften Element des Drecks, der Rasputiza, beim Feldzug von 1807 (breiter bei Lettow-Vorbeck), der Bedeutung von Danzig, Thorn, der Passarge (S. 134); Der Stromlängsfeldzug von 1809, mit der Bedeutung von Passau, S. 179—180, der Donauflottille von 6 armierten Booten.

249. Clausewitz: „Vom Kriege", S. 247; vgl. die „Studien über Clausewitz" von Frh. v. Freytag-Loringhoven in Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn.

250. Moltkes Militärische Werke, Berlin, fortlfd. seit 1892, E. S. Mittler & Sohn, wie auch „Gesammelte Schriften".

251. Schröter: „Die Bedeutung der Festungen in der großen Kriegführung auf Grundlage der Moltkeschen Operationsentwürfe." Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn, im wesentlichen eine zeitgemäße Interpretation Moltkes.

252. „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit." Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Berlin 1905, E. S. Mittler & Sohn. Mit einem Atlas von 29 Skizzen.

253. Klar: „Französisch-deutsche Grenze", Wien 1892. Guter Atlas, 14 Skizzen auf besonderen Tafeln, die noch 1914 Wert besaßen.

254. E. Ténot: „La Frontière." Bordeaux-Paris 1893, bes. die Karte der schützenden Kurtine.

255. F. M. v. Donat: „Befestigung und Verteidigung der deutsch-französischen Grenze." Berlin 1894, — der bedauerlicherweise zuviel Geheimhaltung auf der Ostseite anhaftet, im Gegensatz zu der Fanfare von Ténot, der Plangenauigkeit des Österreichers Klar.

256. H. A. Brialmont: „Les régions fortifiées." Brüssel 1890; ferner die Schriftenreihe über Antwerpen von 1852—1858, die rumänische Befestigung von 1883, seine Ratschläge für die Schweiz, Bulgarien, die Türkei — und zuletzt, nach anfänglichen Maßregelungen, die Durchführung seiner Ideen in der Befestigung seines Vaterlandes Belgien, das aber nicht die entsprechende Organisation der lebenden Streitkräfte zur Häufung technischer Widerstände zu finden wußte.

257. Toilow: „Länderbefestigung." Hannover.

258. Lord Roberts: „Forty one years in India." London 1900.

259. Groser: „Lord Kitchener, story of his life." London 1901, und die ausgezeichnete Schilderung von Tiedemann über den Nilfeldzug, den er im Gefolge Kitcheners mitmachte. Über seine Wirkung in Indien persönliche Eindrücke.

260. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Berlin 1906 ab, Heft 37—38 „Erfahrungen außereuropäischer Kriege neuester Zeit." E. S. Mittler & Sohn. Die Bilder dieser Hefte nahmen in Mitteleuropa nicht für möglich gehaltene Erscheinungen des Weltkriegs vorweg!

261. Von Massenerscheinungen ist wohl mit Recht zu sprechen, da allein in meiner Handbücherei 70 Bände darüber stehen, die sämtlich zu Rate gezogen wurden, gegen deren Einzelaufführung sich aber der Verleger mit Recht aus Platzgründen sträuben würde. Die besten Beobachter bleiben auf japanischer Seite Jan Hamilton und seine Mitarbeiter („A Staff officer's scrap-book", 2 Bde.), auf russischer wohl Frh. v. Tettau, weil beide der Seelenstimmung und der Landschaft, der Geopolitik der Heere, die sie begleiteten, durch Einfühlung am nächsten zu kommen wußten. Die französische Erfahrung hat R. Meunier, die italienische Giannitrapani, die deutsche Löffler und Schroeter zusammengefaßt, soweit sie nicht in der Reihe von Anm. 260 zum Ausdruck kam. Die österreichische findet sich in den sehr guten Streffleur-Berichten.

262. N. F. Maude: „Moderne Strategie." Deutsch, Leipzig 1905. Das Buch hätte die deutschen Führer, die noch im Herbst 1914 nicht an Lord Kitcheners Millionenarmee glaubten, schon 1905 überzeugen können, wessen sie sich von dem Kampfwillen der Angelsachsen zu versehen hatten, und mit wie offenen Augen und wie vorurteilsfrei ein großer Teil der englischen Führer die erstarrten wehrgeographischen und wehrpolitischen Anschauungen der großen Kontinentalheere betrachtete. Vgl. auch Hamilton: „A staff officer's scrap-book", über die Unfähigkeit großer Heereskörper, ihren Konservatismus zu überwinden und auf Berichte einzelner hin formale Vorurteile abzustreifen — ohne dazu geradezu zwingende Katastrophen.

263. F. Seesselberg: „Der Stellungskrieg 1914 bis 1918." Berlin 1926, Mittler & Sohn, mit 268 Bildern und Karten — ein gedankenreiches und

umfassendes Werk, das weit über die Aussage seines Buchtitels hinaus zeigt, wie die Erfahrungen des Weltkriegs Gemeingut eines großen Volkes bleiben könnten und deshalb auch bleiben sollten; denn „was Menschen getan haben, können Menschen wieder tun"; es kommt nur darauf an, ihnen das Bewußtsein dafür zu erhalten. So kann sich das friedliebendste Volk der Welt wieder vor dem Zwang sehen, den letzten Rest seines verstümmelten Lebensraums gegen fremden Übermut oder fremdes „Sicherheitsbedürfnis" — (das bis zum Wunsch nach dauernder Versklavung Lebenstüchtigerer geht!) — wehren zu müssen und dabei ohne dieses Bewußtsein dazustehen.

264. Ténot, Eugène: Les nouvelles défenses de la France. La Frontière 1870—1882—1892, deuxième édition. LVI u. 392 S. Bordeaux 1893.

265. J. v. Verdy du Vernois: „Studien über den Krieg." „Ereignisse in den Grenzbezirken." Berlin 1891, E. S. Mittler & Sohn, Heft 1—3. Gegenspiel im Franz. Gen.-St.-Werk über 1870, Bd. I, II, III. Paris 1901. Chapelot.

266. K. Haushofer: „Die suggestive Karte." Berlin 1922. „Die Grenzboten", 81. Jahrg., Heft 1, S. 17—19, mit Karte.

A. Hillen Ziegfeld: „Karte und Schule." Berlin 1926, in: „Staat und Volkstum, Bücher des Deutschtums", II. Bd., S. 705.

267. Bei weiterer Verfolgung der im Abschnitt XXII umrissenen Fragen bleibt nichts übrig, als sich in die führenden Militärschriftsteller zu vertiefen, namentlich solche, die selbst als Grenzenzieher in der Praxis und als Wahrer tausendjähriger oder doch hundertjähriger Marken hervortraten, wie Caesar, Shi Hwang Ti, Friedrich der Große, Napoleon (in seiner vielbändigen Korrespondenz), solche Männer, die wenigstens als Gehilfen oder maßgebende Berater von Führern oder Körperschaften wirken konnten, wie Scharnhorst und Clausewitz, Jomini, Moltke, Brialmont und Sauer in der Alten Welt, Washington, Adams und Mahan in der Neuen; endlich Schöpfer großer Theorie, denen praktische Erprobung versagt blieb, wie Machiavelli und Montesquieu, auch Graf Schlieffen.

XXIII. KULTURGEOGRAPHISCHE UND POLITISCHE GRENZORGANISATION

268. Über die Leiden und das Lebensrecht Ostgaliziens vgl. z. B. Prof. Dr. Michael Lozynsky der ukrainischen freien Universität Prag: „Ostgaliziens Ruf nach Gerechtigkeit." Frkf. Ztg., 66. Jahrg., 27. Januar 1922, Nr. 71.

R. Kjellén: „Die politischen Probleme des Weltkriegs." Berlin-Leipzig 1916, B. G. Teubner, S. 68—73, die Frage der Ukraine, mit Lit.-Angaben über das aufgeteilte 36-Millionen-Volk.

269. C. Uhlig: „Die bessarabische Frage. Eine geopolitische Betrachtung", Breslau 1926, Ferd. Hirt, mit Angaben von Schriftwerken und Karten, ist die neueste Zusammenfassung der schwierigen Grenzfrage.

Vgl. dazu auch: „Der Dniestr als Grenze." Kölnische Zeitung, 64. Jahrgang, Nr. 424/425, über den wirtschaftsgeographischen Unfug der Dniestr-Sperre und seine katastrophale Wirkung für Bessarabien (das ehedem eben seine Fruchternten nach Rußland absetzte) und die Lahmlegung des Stromes.

270. Über die Wachstumsspitze: Ratzel in „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten"; Dr. Josef März: „Das Schicksal überseeischer Wachstumspitzen" in: „Zum Freiheitskampf in Südostasien", Kurt Vowinckel Verlag, 1923, bringt eine Übersicht über das ganze einschlägige Schrifttum.

E. Grünfeld: „Hafenkolonien und koloniEähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea." Jena 1913, Gustav Fischer, 3 Karten.

271. K. Haushofer: „Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft." Berlin, E. S. Mittler, 1913. Drei Karten, von denen das Blatt: Zur Frage der chinesischen Außenländer, die britische und russische Einflußzone an den Grenzen schon 1912 in den heutigen Verhältnissen zeigt.

272. Vgl. H. Fehlinger: „Das westliche Grenzgebiet Britisch-Indiens als strategischer Schutzgürtel." Pet. Mittlg., S. 143, Bd. 1915. — „Times" 9. August 1919 über den 3. Afghanenkrieg. Bericht von Oberst Roos-Keppel, „Indiaman" vom 4. Februar 1919 über die Bewegungen während des Weltkriegs an der indisch-afghanischen Grenze. „Times" 1922, Arthur Moore: „North-West-Frontier." „Lord Reading and India."

273. Jan Hamilton: „A staff officer's scrap-book", S. 8 u. ff.

274. Vgl. Erich Obst: „England, Europa und die Welt." Berlin-Grunewald 1927, Kurt Vowinckel, S. 76 und Skizze 9 zu S. 77: Englands Abwehr gegen die auf Indien gerichtete Expansion der Russen, in der nur die berühmte liegende 8 des Penjab nicht zum Ausdruck kommt, mit sonst ausgezeichneter geopolitischer Wirkung.

Vgl. auch F. Ratzel: „Politische Geographie", 3. Aufl., München 1923, Oldenbourg, Fig. 6 zu

S. 87: die einander entgegenwachsenden Teile von Russisch-Asien und Britisch-Indien.

A. Dix: „Politische Geographie." München 1922, Oldenbourg, S. 207, Abb. 23.

J. Wütschke: „Der Kampf um den Erdball." München 1922, Oldenbourg, S. 125ff., Skizzen zu S. 126, 141, 143, 144. — Alles Beweise, wie sehr das Problem zur skizzenhaften Darstellung lockte, der nur die kartographische in Deutschland nicht folgte.

275. Bericht von Roos-Keppel, auszugsweise „Indiaman" vom 4. Februar 1920. Aus persönlicher Erfahrung in der indischen Nordwestprovinz 1908—1909 weiß ich, wie zuständig der politisch-geographisch und ethnologisch ausgezeichnet in Theorie und Praxis des Grenzdienstes beschlagene Verfasser war.

276. Prof. Dr. Franz Narziss: „Bayern zur Römerzeit." Regensburg 1905, Pustet. Mit einer Straßenkarte und 84 Bildern.

277. Die Groß-Shanghai-Frage ist mit ausreichendem Planmaterial zur geopolitischen Beurteilung der Zusammenschlußfrage besprochen in der „Far Eastern Review" 1926, Bd. XXII, Nr. 7, Juli, S. 300 und 303: „Greater Shanghai" und „Deep-draft-wharves in the Whangpoo." Zu jener Zeit versuchte Marschall Sun-Chuan-Fang, der Kriegsherr der Yangtse-Mündungs-Landschaften, den hochbegabten Organisator des chinesischen geologischen Reichsinstituts, Dr. V. K. Ting, mit der Aufgabe dieser wichtigen Großorganisation an dem Haupteinfalltor Chinas zu betrauen. Aus der Skizze zu S. 301 geht namentlich die bösartige Hemmung der sogenannten Fairy Flats in der Yangtse-Mündung hervor.

278. Alombert-Colin: „La Campagne de 1805." Paris 1902, R. Chapelot, III. Bd., S. 809, 839, 840, 1041 u. a.

Auch Kommandant Saski: „Campagne de 1809." Paris-Nancy 1899, Berger-Levrault, enthält zahlreiche Proben, freilich auch die des musterhaften Grenzschutzbefehls des Herzogs von Auerstaedt (Davout), I. Bd., S. 310ff., über die Wacht im Böhmerwald und Bayrischen Wald.

279. Die japanische Kolonial-Organisation ist im Grunde nichts anderes als ein genial aufgebauter Grenzfernschutz eines Inselreichs und eines meerumspannenden, litoralen Reichskörpers, nicht ein Kolonialreich im Sinne des britischen, französischen, niederländischen oder auch der Ver. Staaten in den Philippinen. Am ehesten besteht noch Verwandtschaft zwischen den beiden führenden pazifischen Mächten in der Art ihrer ozeanischen Auffang-Vorrichtungen. In Guam und Yap durchbrechen sich zwei Seereichstypen, etwa wie sich Spinnennetze durchsetzen. Vgl. auch Goldschmidt: „Neu-Japan." Wien 1927.

Die chinesische Grenzmark-Organisation ist aus dem „China-Yearbook" der letzten Jahre, unter Beinahme der Geschichte Ostasiens von Krause zu erkennen; sie ist in flüchtiger, aber durchaus brauchbarer Skizze dargestellt in: Georges Dubarbier: „La Chine Contemporaine politique et économique." Paris 1926. Paul Geuthner, Karte 2, zu S. 288.

XXIV. DIE GRENZEN DES DEUTSCHEN VOLKES UND REICHES

280. Kart. Abt. d. Landesaufnahme: Die Grenzen des Deutschen Reichs nach dem 25. Juni 1919, in 8 Blättern, 1 : 300000, gibt die beste kartographische Unterlage einer solchen Betrachtung.

Gute Übersicht gibt: „Die Zerstückelung Deutschlands." Herausgegeben von der Grenzspende für Oberschlesien. Berlin NW 52, Schloß Bellevue. (Vereinigte Verbände heimattreuer Oberschlesier. Deutscher Schutzbund.) Eigt. Gea-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35, Potsd.-Str. 110. Ausführung Berliner Lith. Inst. Berlin W 35.

Treffsichere Diagramme und suggestive Skizzen von A. Hillen Ziegfeld finden sich in den Bänden: „Volk unter Völkern" und „Staat und Volkstum" des Deutschen Schutzbund-Verlages, Berlin, Motzstraße 22.

281. Auch die statistischen Zahlen müßten jedem Deutschen zur Hand sein. Sie finden sich u. a. in Winkler: „Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums." Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturboden-Forschung, Leipzig 1927, Verlag: Deutsche Rundschau, Berlin.

282. In Heft 6 der Zeitschrift für Geopolitik ist auf S. 491, I. Bd., 1927, eine Folge amerikanischer Spottbilder wiedergegeben, die Chinas Leiden unter den fremden Interessensphären offenbart, und die Illustration zu Senator Borahs Äußerung: „Die erhabenste Szene der Welt ist der Anblick eines großen, wieder zu seinem eignen Recht kommenden Volkes . . .", aber auch zu der schweren Arbeit, die es kostet, sich aus solchen Bindungen an allen Grenzen wieder aufzurichten.

283. Am knappsten gefaßt in einer Rede von E. v. Drygalski über die deutschen Nachkriegsgrenzen im Gegensatz ihrer westlichen und östlichen Ausbildung.

284. Mit guten Karten dargestellt in E. v. Borries: „Geschichtliche Entwicklung der deutschen Westgrenze." Pet. Mittlg. 1915, S. 373 und 417, Tafeln 49 und 58.

285. Vgl. z. B. Petermanns Mitteilungen 1920: „Das Sprachgebiet der Siebenbürger Sachsen einst und jetzt." S. 131 „Methodisches". Auch Petermanns Mitteilungen 1899, Tafel 7 und den Aufsatz von Paul Langhans: „Die deutschtschechische Sprachgrenze in Nordböhmen." S. 73ff.

286. Unter den vielen wirksamen deutschen Binnenschranken ist die Hohe Rhön mit ihrer Scheidekraft eine der am meisten hervortretenden. So stark ist der deutsche Lebensraum hier „verkastelt", daß aus den volkreicheren Vorlandschaften heute noch nicht der Bevölkerungs- und Viehstands-Ausfall durch den Dreißigjährigen Krieg z. B. im Heu-Streu-Tal gedeckt werden konnte, daß sich Binnenstaatsgrenzen an Feldbaugrenzen halten, in denen der schwächere und stärkere Boden heute noch in der bayrisch-hessischen Grenzführung zum Ausdruck kommt.

287. G. E. Uyehara: „The political development of Japan." London 1909, S. 15—17; Kokukwa; „Vaterland und Heimat steht vor dem Selbst."

288. Martin Wutte: Abstimmungskarten von Kärnten. Wutte: „Kärntens Freiheitskampf", Klagenfurt 1922, und die „Landeskunde von Kärnten", Klagenfurt 1923, von Lex, Paschinger und Wutte zeigen, wie schnell und stark das in sich geschlossenste Grenzland mit seiner Selbstverteidigung auch in der Literatur auf dem Plan war.

289. Unter den vielen rühmlichen Zeugnissen für das zähe Festhalten der berühmten alten Kulturzentrale des deutschen Oberrheins am Reich u. a. Burckhardt und Wackernagel.

290. Dr. Friedrich Metz: „Die oberrheinische Ebene und das Elsaß", u. a. in: „Der westdeutsche Volksboden", herausgegeben von Dr. Wilhelm Volz, Breslau 1925, Ferd. Hirt, S. 24 bis 36.

291. In ihren Darstellungen des „Neuen Europa" von Vogel und Wütschke annähernd gleichzeitig ähnlich gebraucht.

292. In Darstellungen von E. Obst und F. Leyden mehrfach ausgeführt.

293. P. Langhans: Die schöne Karte: „Die wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Küsten zum Meere." Pet. Mittlg. 1900, Tafel 10, zu dem gleichnamigen Aufsatz, dem der Verlag Reimar Hobbing in dem Sammelwerk von Sympher und Soldan: „Die Wasserwirtschaft Deutschlands und ihre neuen Aufgaben", Berlin 1921, eine bedeutende Ausgestaltung gegenübergestellt hat.

Ähnliche Arbeiten sind für die japanischen Häfen nach vorläufiger Mitteilung von Prof. Mecking in Vorbereitung.

Der Unterschied zwischen potamischer (deutscher) und litoraler (japanischer) Einstellung macht sich dabei geltend.

294. Vgl. H. Hassingers bereits erwähntes Werk über die Mährische Pforte und die zahlreichen Arbeiten über den Warägerweg, die östliche Kulturgrenze von Kaindl u. a.

295. Über das Burgenland vor allem R. Sieger in verschiedenen Arbeiten.

296. Vgl. F. Endres in Südd. Monatshefte 1919.

297. Dr. Karl C. v. Loesch: „Paneuropa—Völker und Staaten", in: Staat und Volkstum; Bücher des Deutschtums, II. Bd., Berlin 1926, S. 7 bis 50.

298. Solche schizophrene Zusammenbrüche führten den Undank der befreiten Germanen gegen Hermann den Cherusker herbei; sie zerbrachen Marbods Reich; einen solchen schildert Prokopius von Cäsarea als besonders typisch an Gelimer, dem Vandalen; auch beim Niederbruch des Ostgotenreichs waren sie im Spiel; und ein besonders klar und nüchtern überlieferter Fall ist die Schlacht Julians gegen die Alemannen um Hausbergen bei Straßburg, wo die den berittenen Führern neidigen Gemeinfreien durch Gebrüll vor der Schlacht ihre Führer zum Absitzen nötigen und dann im höchsten Gefahrmoment ohne Übersicht einem Hinterhalt des römischen Feldherrn erliegen. — Von jenen Eingangstoren der Germanen in die Geschichte führt eine schmerzliche, aber fast ununterbrochene Reihe zu den an Husaren übergebenen starken Festungen von 1806, neben dem rühmlichen Gegenbeispiel von Kolberg und Graudenz, und leider auch zu den Rückzugserscheinungen innerhalb des deutschen Feldheeres von 1918, z. B. in Polen, und den Torheiten der Soldatenräte. Wogegen doch z. B. der Entwurf des zukünftigen Europa nach den serbischen Archiven schon bekannt war (Petermanns Mitteilungen 1920, T. 34)!

299. Eine zusammenfassende Übersicht der 1925 vorliegenden Literatur hat dankenswerterweise Max Hildebert Boehm in „Volk unter Völkern", Berlin 1925, gegeben.

Ebenso A. Hillen Ziegfeld über die deutsche Kartographie nach dem Weltkriege, in der mit manchen Erscheinungen scharf abgerechnet wird.

In M. H. Boehms Zusammenstellung scheint mir nur P. Langhans: „Ergebnisse der Volksabstimmung in Nordschleswig", Pet. Mittlg. 1920, S. 129, zu fehlen, wodurch eine Lücke ausgefüllt würde. Auch die außerordentlich gehaltvollen ersten Kriegsjahrgänge von Pet. Mittlg., namentlich 1915, sollten nicht in Vergessenheit geraten, wie G. Lukas: „Die Italianität der Adriaküsten. Italiens Grenzansprüche", Pet. Mittlg. 1915, Taf. 32 und 54 u. a., allein schon wegen der dort geleisteten guten kartographischen Arbeit, die in ihrer allseitigen Gediegenheit viele äußerlich bestechendere Nachkriegs-Leistungen nicht erreichen.

XXV. DIE BEDEUTUNG GEOPOLITISCHER BETRACHTUNGSWEISE FÜR GRENZDEUTSCHE PROBLEME

300. Durch Güte von Dr. K. E. von Loesch aus dem II. Bd. der für Grenzstudien unentbehrlichen „Bücher des Deutschtums" zum Wiederabdruck überlassen.

XXVI. ZUKUNFTSBETRACHTUNG UND SCHLUSSWORT

301. Hans Freyer: „Der Staat." Leipzig 1925. Fritz Rechfelden Verlag, S. 145, in dem sich auch sonst noch Ausgezeichnetes über den Sinn der Grenze für den Staat findet, ein Werk, das unsern Lesern empfohlen sei! —

SCHLUSS

Vollständigkeit ist bei der Fülle des Stoffes unmöglich, eine gewisse Zweckbestimmung daher bei jeder Arbeit unausbleiblich, schon in der Auswahl der Werkstücke, die verwendet und die nur genannt werden oder trotz aller Achtung auch vor ihnen beiseite bleiben müssen.

Dennoch muß jeder den Versuch des Zusammenbaus und seines Abschlusses für das eigene Bild von den Grenzen seines Staats-, Volks- und Kultur-Bodens wagen, auch wenn es erst zu einer Bauhütte reicht für das Münster kommender Zeiten!

SCHLAGWORTREGISTER

VORBEMERKUNG

Worte mit allgemeiner Bedeutung wie „Politik" u. dgl. sind in das Schlagwortregister nicht aufgenommen worden, weil sie zu häufig vorkommen. Der Schrifttumsnachweis wird im Register nicht berücksichtigt.

Abkürzungen: B. = Bucht, Bay; Fl. = Fluß; Geb. = Gebiet; I(n) = Insel(n); Schl. = Schlacht von.